Dirk Mallinga.

Ein Seemannsleben

von

Reinhold Werner
Contre Admiral a. D.

Zweite Auflage.

Leipzig.
J. M. Gebhardt's Verlag
(Leopold Gebhardt).

☛ Fortsetzung dieser Anzeigen auf der dritten Seite des Umschlags. ☚

Dirk Mallinga.

Ein Seemannsleben

von

Reinhold Werner

Contre Admiral a. D.

Zweite Auflage.

Leipzig.

J. M. Gebhardt's Verlag.

(Leopold Gebhardt.)

(1888)

I.

Ein trüber Oktobertag breitete sich über der Nordsee aus. Am Morgen noch hatte die Sonne klar gestrahlt und die Wellen mit jenem durchsichtigen Hellgrün geschmückt, das mit dem schönsten Smaragd wetteifert und ihnen ein so freundliches heiteres Aussehen verleiht.

Doch das währte nur wenige Stunden, wie es zu dieser Jahreszeit in unseren deutschen Meeren so häufig stattfindet. Es waren Wolken heraufgezogen, zuerst vereinzelt, dann dichter geballt, und bald hatten sie den ganzen Himmel in einen gleichmäßigen grauen Schleier gehüllt, während im Nordwesten eine dunkle Bank mit oben scharf begrenzten Rändern am Horizonte über dem Meere lagerte.

Eine frische Brise strich über das Wasser, jedoch erlaubte sie noch einem Schiffe, dessen scharfer Bug leicht die schaumgekrönten Wellen teilte, die Führung seiner vollen Segel, und mit schneller Fahrt eilte es seinem Bestimmungsorte entgegen.

Es war ein ziemlich tief geladener Schuner, von London kommend und nach der Weser steuernd, dessen schlanke Formen und feine Linien jedes Seemannsauge wohlgefällig berühren

mußten. Seine ganze Erscheinung verriet das neue Fahrzeug, welches seine erste Reise machte, und ebenso zeugte die auf ihm herrschende Ordnung und Sauberkeit davon, daß es von einem tüchtigen Kapitän befehligt wurde. Auf seinem Heck*) las man den in vergoldeten Buchstaben angebrachten Namen „Martha“ und darunter den des Heimatshafens „Wangerooge“.

Während die Wachmannschaft der aus acht Köpfen bestehenden Besatzung mit Schiffsarbeiten beschäftigt war, gingen Kapitän und Steuermann auf dem Hinterdeck auf und ab. Beide waren junge Männer von nur geringem Altersunterschied und friesischem Typus, wie er sich allgemein auf unseren Nordseeinseln findet: blaue Augen, blondes Haar und muskulöser Körperbau.

Trotzdem zeigten sie eine große Verschiedenheit; aus den Zügen des Kapitäns sprach höhere Intelligenz und seine ganze Erscheinung deutete darauf hin, daß er nicht der gewöhnlichen Klasse der Seeleute auf Handelsschiffen beizuzählen war, der offenbar der Steuermann angehörte, welcher sich außerdem auch körperlich von ihm durch herkulische Formen unterschied und ihn fast um Haupteslänge überragte.

Der Name des ersteren war Mallinga, der des Steuermanns Moormann, und beide stammten, wie auch die übrige Mannschaft, von der Insel Wangerooge. Mallinga war jedoch längere Zeit von seiner Heimat abwesend gewesen und in Kreise gekommen, denen er eine höhere Lebensstellung verdankte, als man nach seiner Herkunft zu erwarten berechtigt war.

---

*) Hinterteil.

Sohn eines armen Fischers ging er, wie dieser vor ihm gethan und wie alle rüstigen Knaben der Insel, mit seinem fünfzehnten Jahre zur See, um auf ihr sein Glück zu versuchen; jedoch nahm er mehr mit sich hinaus, als sonst die Kameraden aus seinem Stande. Er war ein kluges aufgewecktes Kind gewesen, zu dem der Pastor des Stranddorfes eine besondere Zuneigung faßte. Infolgedessen wurde Mallinga nicht nur der stete Spielgenosse von des Predigers Kindern, sondern teilte auch deren Unterricht, und das half ihm auf seinem Lebenswege draußen vorwärts.

Durch eine glückliche Verkettung von Umständen gelangte er in die Kriegsmarine der damals um ihre Unabhängigkeit ringenden Vereinigten Staaten von Nordamerika und unter den Befehl des berühmten Paul Jones. Er nahm teil an dessen heroischen Kämpfen, deren Ruhm damals ganz Europa erfüllte, und zeichnete sich dabei so aus, daß Jones ihn dem Kongresse empfahl und dieser ihn zum Leutnant beförderte. In dieser Eigenschaft fielen ihm bedeutende Prisengelder zu, und er war ein wohlhabender Mann geworden, als der Friedensschluß eintrat, leider aber gleichzeitig seiner so ehrenvoll begonnenen Laufbahn ein Ziel setzte.

Die durch den langen Krieg erschöpften Vereinigten Staaten schränkten ihre Marine bedeutend ein und verabschiedeten auch zunächst die nicht in Amerika geborenen Offiziere. Mallinga konnte sich nicht gut wieder darin finden, auf einem Handelsschiffe Dienste zu nehmen, nachdem er einmal die Uniform getragen, und da sich jetzt, wo er unbeschäftigt war, auch das Heimatsgefühl mächtig in ihm zu regen begann, beschloß er

nach seiner Insel zurückzukehren, die er vor zehn Jahren verlassen und seitdem nicht wiedergesehen hatte.

Er langte glücklich dort an, fand aber das Elternhaus verödet. Sein Vater war seit mehreren Jahren tot, das Boot, mit dem er eines Tages zum Fischen hinausgefahren, von den Wellen zertrümmert an den Strand geworfen, und die Mutter folgte ihm bald ins Grab. Ein jüngerer Bruder, der vor mehreren Jahren ebenfalls zur See gegangen, war verschollen, und der Gram um den Verlust aller ihrer Lieben hatte der alten, gänzlich vereinsamten Frau das Herz gebrochen.

Alles dies Traurige erfuhr Mallinga durch seinen alten Freund und Lehrer, den Pastor, in dessen Hause er auch eine willkommene Aufnahme fand. Er konnte den harten Schlag kaum verwinden, um so mehr, als er sich Vorwürfe machte, in den letzten Jahren wenig Nachrichten von sich gegeben zu haben, wenn auch die kriegerischen Zeiten Mitteilungen aus so weiter Ferne erschwerten, und die paar Briefe, welche er geschrieben, nicht angekommen waren.

Die Heimat, nach der er sich von Herzen gesehnt, erschien ihm jetzt so leer und kalt, daß er den Entschluß faßte, sofort wieder auf den Ozean hinauszuziehen, um dort im Kampfe mit den Elementen Trost und Vergessenheit zu suchen.

Mit Mühe nur vermochte ihn der Pastor dahin zu bringen, daß er wenigstens einige Tage blieb. Aus den Tagen wurden dann aber Wochen, und er sprach nicht mehr vom Fortgehen. Ein neues Band hatte ihn an die Heimat gefesselt, das sich von Tage zu Tage fester schlang und jene ihm in freundlicherem Lichte erscheinen ließ.

Martha, die jüngste Tochter des Predigers, die Mallinga als Kind zuletzt gesehen und welche er jetzt als lieblich erblühte Jungfrau wiederfand, war die Veranlassung dieser Wandlung, und mit stiller Freude sahen die Eltern das Erwachen und Wachsen einer gegenseitigen Neigung zwischen den jungen Leuten.

Durch die Schule des Lebens war Mallinga zu einem tüchtigen charakterfesten Manne gebildet, die einst vom Prediger ihm in Herz und Geist gelegten Samenkörner hatten reife Frucht getragen und sein Denken und Fühlen zu solcher Höhe gehoben, daß der einstige arme Fischerknabe jetzt gleichberechtigt neben der Familie seines Gastfreundes stand. Dazu traten eine stattliche, männlich schöne Erscheinung und günstige äußere Verhältnisse, welche eine sichere Zukunft gewährleisteten.

Es war mithin erklärlich, daß Martha's Eltern in der erhofften Heirat nur ein Glück für ihre Tochter erblickten, das aller Voraussicht nach von Dauer zu sein versprach, und daß unter solchen Umständen die jungen Herzen sich zu engem Verbande zusammenfanden. Die Pastorsleute waren aber noch um so mehr erfreut, da sie die Tochter bei sich behielten, während ihre übrigen Kinder sich in weiter Ferne auf dem Festlande ein Heim gegründet hatten.

Wenige Monate darauf wurde die Ehe unter der herzlichsten Teilname der Inselbewohner vom Vater der Braut eingesegnet, und das junge Paar bezog ein von Mallinga angekauftes und seinen Verhältnissen gemäß sehr hübsch eingerichtetes Haus.

So ungetrübt aber auch das Glück der Neuvermählten sich gestaltete, konnte Mallinga sich nicht verhehlen, daß er

viel zu jung und rüstig sei, um fortan ein Leben ohne Thätigkeit und höhere Zwecke zu führen. Er entschloß sich deshalb, ein Schiff bauen zu lassen, mit dem er kürzere Reisen zwischen den Nordseehäfen zu machen beabsichtigte, um einesteils eine ihm zusagende Beschäftigung zu haben, und andererseits den Seinen nahe zu sein und die schöne, ihm erblühte Häuslichkeit nach Belieben genießen zu können.

Das Fahrzeug war ein Schuner. Zu seinem Bau wurden Baumeister und Handwerker vom Festlande herbeigeholt und keine Kosten gespart, um das Fahrzeug so gut und seetüchtig herzustellen, wie der Stand der Schiffsbaukunst es ermöglichte, die allerdings zu jener Zeit, im Ausgange des vorigen Jahrhunderts für Handelsschiffe weniger nach theoretischen Regeln, als nach praktischem Ermessen betrieben wurde und deshalb nicht immer fehlerfrei war.

Am Jahrestage der Hochzeit lief das Schiff von Stapel und empfing nach des Eigentümers junger Frau, welche die Taufhandlung vollzog, den Namen „Martha". Nach weiteren vier Wochen war es seefertig, eine tüchtige zuverlässige Mannschaft bald gefunden, und unter den Segenswünschen der am Strande versammelten Bevölkerung verließ das schmucke Schiffchen bei schönem Wetter und günstigem Winde den kleinen sichern Hafen der Insel, um seine erste Reise nach England anzutreten.

Die Frau des Kapitäns hatte sich tapfer gehalten, um ihrem Manne das Scheiden soviel wie möglich zu erleichtern, wenngleich ihr fast das Herz zerspringen wollte. Doch, als der Anker gelichtet war, die weißen Segel sich blähten, das Wasser vor dem schlanken Bug des Schuners aufschäumte, und dieser

seewärts durch die Wellen glitt — da brach ihre künstliche Kraft zusammen.

Stumm sich auf die Eltern stützend, blieb sie am Strande stehen, um dem geliebten Manne nachzuschauen, bis sich die Masten seines Schiffes unter den Horizont senkten. Vergebens suchten die Ihrigen sie fortzuführen. „Laßt mich!“ bat sie flehend und mit überströmenden Augen, „es ist das letzte Mal, daß ich ihn gesehen — ich habe ihn für immer verloren!“ Keine Vorstellungen vermochten sie von diesen traurigen Gedanken abzubringen, und gebrochen wankte sie ihrem Hause zu.

Bis London war die „Martha“ nur von günstigen Winden begleitet und machte eine glückliche Reise. In Moormann, seinem einstigen, wenn auch etwas jüngeren Jugendgespielen, hatte Mallinga einen ebenso zuverlässigen, wie in seinem Fache außerordentlich tüchtigen Steuermann gefunden. Er befuhr seit längeren Jahren die Nordsee, war jedoch auch in der übrigen Welt umhergestreift und einige Zeit im Dienst auf einem englischen Kriegsschiffe gewesen, das ihn, wenn auch widerrechtlich, in Westindien gepreßt, und von dem er sich durch eine kühne Flucht befreit hatte.

Im übrigen stand er auf der Bildungsstufe der gewöhnlichen Seeleute, war aber ein so braver und treuer Charakter, daß er von jedermann, der ihn näher kannte, sehr hoch geschätzt wurde. Für seinen Jugendgenossen und jetzigen Kapitän hegte er eine ganz besondere Anhänglichkeit und Freundschaft, die sich oft in rührendster Weise kundgab, und die jener trotz der verschiedenen Bildungsstufe rückhaltslos erwiderte.

In London fand sich bald eine vorteilhafte Fracht, teils

Kohlen, teils Stückgüter nach der Weser, und bereits nach acht Tagen konnte die Martha ihre Rückreise antreten. Auch diese begann vortrefflich und der Schuner strich vor dem günstigen Winde schlank durch das Wasser. Jetzt war er nur noch wenige Meilen von seinem Bestimmungshafen entfernt. Vor einigen Stunden hatte das Lot bei vierzehn Klafter Tiefe roten Sand mit kleinen Steinchen heraufgebracht und damit Bank und Riff von Borkum angezeigt, das sich von letzterer Insel als ein Streifen nordwärts erstreckt und von den Seeleuten zur näheren Ortsbestimmung angelotet wird, wenn sie ostwärts nach einem deutschen Nordseehafen steuern.

„In einer Stunde müssen wir den Turm von Wangerooge in Sicht bekommen,“ sagte Mallinga zu seinem Steuermann, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Wenn der Wind so bleibt, sind wir vor Abend noch in der Weser. Das nenn' ich eine schöne Reise, Wilhelm! Es ist doch ein prachtvolles Fahrzeug, unsere „Martha“; sieh nur, wie sie ausgreift. Dort die Galeasse*) an Backbord**) voraus holen wir ja Hand über Hand. Wenn ich nicht irre, ist es die „Anna“ von Wangerooge, die am Tage zuvor von London segelte, und wir haben ihr fast vierundzwanzig Stunden abgewonnen. Richtig, da geht die Flagge auf, das Oldenburger rote Kreuz im blauen Felde, wir wollen schnell die unsere heißen.“

Vergnügt ging der Kapitän auf dem Deck hin und her, während der Steuermann die Flagge zeigte. Seeleute sind so

*) Zweimastiges Küstenfahrzeug.

**) Linke Seite des Schiffes, von hinten aus.

stolz, wenn ihr Schiff anderen vorbeisegelt, und die „Anna" blieb zusehends zurück.

„Laß doch einmal loggen*)," sagte er dann, „ich wette, wir laufen fast elf Knoten**)."

Moormann ließ die Fahrt messen und sausend lief die Loggleine über die Rolle. „Elf ein Viertel," meldete er, als er beim Auslaufen der zum Loggen gebrauchten Sanduhr die Leine mit einem Ruck angehalten hatte.

„Bravo, mein Schiffchen!" rief Mallinga, „du scheinst dich ebenso nach Hause zu sehnen, wie ich selbst, obwohl wir kaum vierzehn Tage fort sind. Aber," unterbrach er sich, indem er sich zum Steuermann wandte, „du machst ja ein so bedenkliches Gesicht, Wilhelm; wonach schaust du so ernst windwärts aus?"

Der Steuermann antwortete nicht sogleich und hielt seinen Blick nach Nordwesten gerichtet.

„Ich glaube schwerlich, daß wir heute noch vor Anker kommen," äußerte er dann kopfschüttelnd, „die Bank dort luvwärts***) will mir nicht gefallen. Den ganzen Morgen hat sie an der Nordkante eisern fest gelegen; jetzt kommt sie herauf, aber zu schnell, und es wird nicht lange dauern, bis der Wind von daher ausschießt."

„Nun, was schadet das?" gab der Kapitän scherzend zurück. „Wir werden ihn dann nur einige Striche mehr von

*) Die Fahrt des Schiffes messen.

**) Knoten = Seemeile, von denen vier auf eine geographische gehen.

***) windwärts.

der Seite einhaben und die „Martha“ damit um so besser laufen.“

„Du hast die größte Zeit deines Lebens draußen gefahren Dirk,“ erwiderte Moormann ernst, „und bist mit der Nordsee nicht so bekannt wie ich, der ich sie so lange Jahre Winter und Sommer durchpflügte. Wenn Herbsttags mit solcher Luft wie heute der Wind aus Nordwesten ausschießt, dann kommt er mit Trommeln und Pfeifen. An Segeln ist dann nicht mehr zu denken, und man kann froh sein, wenn man kein Land unter Lee*) und Raum genug zum Treiben hat. Und dann,“ fügte der Sprecher zögernd hinzu, „die Martha segelt ja vortrefflich und manövriert wie ein Boot, aber . . .“

„Nun, was hast du an ihr auszusetzen?“ fragte der Kapitän, der in seinem Schiffe gern ein Musterfahrzeug gesehen hätte, mit einem Anfluge von Empfindlichkeit.

„Sie ist mir zu rank**),“ entgegnete Moormann nach einer kleinen Pause, „sie rollt mir zu sehr und ich finde ihre Masten reichlich hoch. Schon auf der Ausreise kam es mir trotz des geringen Seeganges so vor, und ich habe deshalb die Kohlen im Raume so sorgsam mit Längsschotten abgestaut, damit sie nicht übergehen, wenn das Schiff einmal sehr schief fällt. Sieh nur, wie es gerade jetzt wieder überholt und wir haben den Wind doch nur zwei Strich von hinten ein. Das will mir nicht gefallen und jedenfalls müssen wir vorsichtig sein.“

Das Schiff hatte sich allerdings weiter nach Lee über-

*) Die vom Wind abgekehrte Seite; Gegensatz von Luv.

**) Hin- und herschwankend, weil der Schwerpunkt nicht tief genug liegt.

gelegt, als Wind und der Zustand der See rechtfertigten, und es entging dies auch dem Kapitän nicht.

„Du hast recht, Wilhelm," sagte er nachdenklich, „für ein tiefbeladenes Schiff ist es etwas viel. Wir wollen das Bramsegel*) fortnehmen, zwei Reffe in das Topsegel stecken, um den Segeldruck niedriger zu legen, und dann einige Striche nördlicher halten. Damit bekommen wir mehr Seeraum und können, wenn sich der Wind nachher nördlicher ziehen sollte, um so besser nach der Weser abhalten."

Das Manöver wurde ausgeführt und das Schiff lag infolgedessen nicht mehr so weit über, obwohl es jetzt näher am Winde steuerte, und dieser die Segel mehr von der Seite und deshalb mit größerer Kraft traf.

Auch die „Anna" hatte angeluvt**), um weiter von der Küste abzukommen; sie schien gleichfalls den Nordwest zu fürchten, mit dem die immer dichter aufsteigende Wolkenbank drohte.

Der Wind hielt sich in der alten Richtung, wenngleich allmählich seine Stärke zunahm und auch die See höher zu laufen begann; die „Martha" schnitt indessen trotz der verkleinerten Segel ebenso schnell durch das Wasser wie vorher. Der spitze Kirchturm von Wangerooge kam in Sicht und in wenigen Stunden konnte man den Schutz der Insel erreicht haben. Bald hatte der Schuner die „Anna" eingeholt und schoß leewärts von ihr in Rufweite vorbei.

„Grüß die Meinen!" rief Mallinga dem ihm bekannten

*) Drittes Segel am Mast von unten, über dem Topsegel.
**) war näher an den Wind gegangen.

Kapitän durch das Sprachrohr zu, „in einigen Tagen denke ich in Brake die Ladung gelöscht zu haben und dann gleich nach Wangerooge hinunterzukommen.“

„Werd's bestellen!“ tönte die Antwort von drüben her, und mit Neid sahen die von der Galeasse den Schuner so schnell voraussegeln, daß nach einer halben Stunde dessen Formen in der immer unsichtiger werdenden Luft fast verschwammen.

Von der Wolkenbank lösten sich inzwischen einzelne schwarze Flocken ab und jagten pfeilschnell über den bleigrauen Himmel. Die Möven zogen mit mißtönendem Kreischen ihre Bahnen hoch oben in der Luft, als kündeten sie kommendes Unheil, und ein leiser Regen verdunkelte die Luft noch mehr.

„Nimm noch eine Peilung vom Turm,“ sagte Mallinga, „es wird so dick, daß wir ihn nächstens aus Sicht verlieren, und dann müssen wir dicht reffen. In den letzten zehn Minuten ist die See so grob geworden, daß viel Wind dahinter stecken muß. Du hast recht, der Nordwest wird bald kommen.“

Der Steuermann nahm mit dem Peilkompasse die Richtung des Turmes, dessen Abstand noch etwa zehn Seemeilen betrug. Dann ging die Mannschaft an das Segelbergen und kurze Zeit danach lag die „Martha“ unter dicht gerefften Gaffelsegeln*), während das Topsegel ganz festgemacht wurde.

Die Bank war inzwischen bis zum Zenith emporgerückt und luvwärts schäumte plötzlich auf dem Wasser ein ununter-

*) Die untersten Segel an der hintern Seite der Masten. Sie sind trapezförmig und oben an einer Gabel oder Gaffel befestigt.

brochener Streifen — der Nordwest kam und wälzte die See vor sich her. Nach wenigen Minuten hatte er das Schiff erreicht, fiel mit gewaltigem Druck in die Segel und legte es bedenklich auf die Seite.

Doch der erste Stoß schien der heftigste; nach ihm nahm die Kraft des Sturmes etwas ab und der Schuner richtete sich mehr auf, aber die Wellen hatten sich so hoch getürmt, daß sie über das Deck zu brechen begannen. Die Mannschaft war insgesamt nach oben gekommen und stand windwärts an der Verschanzung — sie schien die Nähe einer Gefahr zu fühlen.

„Wir müssen beidrehen*)," äußerte der Kapitän, dessen seemännischer Stolz auf sein schönes Schiff durch das bedenkliche Benehmen des letztern einen empfindlichen Stoß erlitten, „das Fahrzeug ist wirklich zu rank. Bevor wir wieder in See gehen, muß ich die Masten kürzen lassen. Es wird dann freilich nicht mehr so gut segeln," fügte er bedauernd hinzu, „doch jetzt komm' in die Kajüte, Wilhelm, um die Peilung auf der Karte abzusetzen. Wir wissen dann genau, wo wir sind und wollen danach für die Nacht beilegen. Hans!" rief er dem Kajütswächter zu, „steck' unten Licht an."

Der Schiffsjunge zündete die Hängelampe an, da es in der durch ein kleines Oberlicht nur spärlich erhellten Kajüte schon ziemlich dunkel war, und die beiden Freunde begaben sich hinunter, um den Ort des Schiffes auf der Seekarte zu vermerken.

Mallinga hatte jedoch kaum Zirkel und Parallellineal zur

*) Das Schiff unter kleinen Sturmsegeln nahe an den Wind legen, so daß es nur noch langsam treibt, aber nicht mehr segelt.

Hand genommen, als der Schuner sich plötzlich so gewaltsam nach Lee überlegte, daß beide Männer nur mit größter Anstrengung ihren Halt bewahren konnten, und der Schiffsjunge gegen die Bordwand geschleudert wurde.

Ein zweiter, noch stärkerer Windstoß war in die Segel gefallen; gleichzeitig hatte sich eine schwere See gegen die Breitseite des Schiffes gewälzt und dieses so tief übergeneigt, daß die Leeverschanzung das Wasser pflügte.

„Komm' an Deck, Wilhelm," rief Mallinga auf das äußerste beunruhigt dem Steuermann zu, „wir müssen schnell an den Wind, sonst geht es nicht gut."

Die Männer suchten die Kajütsthür, um die Treppe zu gewinnen, aber ach! es war zu spät. Der Schuner lag so schief, daß sein Schwerpunkt fast mit der Oberfläche des Wassers zusammentraf. Er richtete sich deshalb nicht wieder auf und die zweite anstürmende See besiegelte sein Geschick.

Bevor sich die durch das Überholen von selbst in das Schloß gefallene Schiebethür öffnen ließ, hörte man das donnernde Brausen einer gegen die „Martha" brechenden Woge. Ein betäubendes Krachen im Schiffe erfolgte, beide Männer flogen mit Gewalt gegen die Bordwand; durch das zerschmetterte Oberlicht strömte eine gewaltige Wassermasse auf sie ein und ringsumher herrschte plötzliche tiefe Dunkelheit.

Das Schiff war gekentert, das Krachen durch das Brechen der Sicherheitsschotten*), sowie durch das Übergehen der Kisten

---

*) Holzwände, welche im Schiffsraum bei loser Ladung, wie Kohlen, Getreide, Salz u. s. w. der Länge und Quere nach aufgerichtet werden, um ein Übergehen der ersteren zu verhüten.

und Kohlen im Raume bewirkt und der Schuner trieb, mit dem Kiel nach oben, in der aufgeregten See.

Im Selbsterhaltungstriebe strebten die Eingeschlossenen die Oberfläche des Wassers zu gewinnen, und es gelang ihnen dies auch schon durch einfaches Aufrichten des Körpers. Unter gewöhnlichen Umständen hätte das schwerbeladene Schiff sofort auf den Grund sinken müssen, aber durch das so plötzliche Umschlagen hatte die in Kajüte und Ladungsraum befindliche Luft nicht durch die Luken entweichen können. Durch das einströmende Wasser wurde sie nach oben zusammengepreßt, hielt wie eine Blase das Fahrzeug schwimmend und gestattete andererseits dem Wasser nur, bis zu einer gewissen Höhe zu steigen.

Mallinga und Moormann fühlten festen Boden unter den Füßen; sie standen jetzt auf dem Oberdeck der Kajüte, das sonst sich über ihren Köpfen befand, und das Wasser reichte ihnen nur bis an die Brust. Für den Augenblick waren sie gerettet, aber welch furchtbares Los harrte ihrer!

Sie machten sich kein Hehl daraus, daß sie sich in einem schwimmenden Sarge befanden, doch diese grausige Gewißheit brach nicht ihren Mut. Auch den drohendsten Gefahren sieht der echte Seemann — und das waren beide Männer — kühn in das Auge; er vertraut auf Gott und seine eigene Kraft und überläßt sich so leicht nicht der Verzweiflung.

Nachdem der Kapitän sich aufgerafft, war sein erster Gedanke der Kajütsjunge. Er rief dessen Namen, aber es erfolgte keine Antwort. Der arme Knabe war bereits vom Tode ereilt; er mußte bei seinem Sturze betäubt worden und er-

trunken sein. Durch das jetzt unten befindliche Oberlicht drang aus dem Wasser ein schwacher Lichtschimmer herauf; sein blasser Schein zeigte in einer Ecke des Raumes dem suchenden Auge die Leiche des Unglücklichen. Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust Mallinga's; das Glück und die Hoffnung einer Mutter lag dort zerbrochen!

Der Kajütstisch war mit den Füßen festgeschraubt. Er hing jetzt von dem oben befindlichen Fußboden herab und seine Platte befand sich gerade über der Wasserfläche. Sie bot den Überlebenden den einzigen trockenen Platz und sie klommen hinauf.

Die lange Herbstnacht brach herein — zu welch qualvoller Pein dehnten sich die Minuten! Der enge Raum der Tischplatte gestattete keine Bewegung, um die durch die nasse Kleidung bis auf das Mark erstarrten Glieder zu beleben, während bald brennender Durst die Zunge vertrocknete. Von schwarzer Finsternis umgeben, unmittelbar unter sich das gähnende Meeresgrab, draußen das Heulen des Sturmes und das Toben der See, wenn sie dumpfdröhnend am Wrack sich brach — wahrlich, es war eine Lage, wie sie für Menschen kaum furchtbarer gedacht werden kann!

Und dennoch verzagten die beiden Männer nicht. Wohl vermochten sie selbst nichts zu thun, aber sie setzten ihre Hoffnung auf Gott. War es nicht wunderbar genug, daß sie überhaupt noch lebten, während alle übrigen der Besatzung von jähem Tode dahingerafft waren, und konnten sie nicht auf irgend eine Weise dennoch gerettet werden?

Es mochten Stunden vergangen sein. Eine Zeitlang hatten die beiden Unglücksgefährten miteinander gesprochen, aber seit

langem schon war die Unterhaltung verstummt, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, als sie aus ihrem Brüten plötzlich durch ein Krachen emporgeschreckt wurden, das von einem Klatschen auf das Wasser und scharfem Gläsergeklirre begleitet war.

„Was ist das?" fuhr der Kapitän auf.

„Der Deckel der hintern Proviantbank muß aufgebrochen sein," erwiderte der Steuermann, „und die von mir dort verstauten Weinflaschen sind herausgefallen. Gebe Gott, daß noch einige erhalten und nicht alle zerschmettert sind."

Er tappte nach der Bank, die er von seinem Platze aus gerade erreichen konnte.

„Sie ist leer," sagte er nach vergeblichem Durchsuchen niedergeschlagen. Die freudige Hoffnung, welche beide einen Augenblick gehegt, den brennenden Durst zu löschen und die erstarrten Körper zu erwärmen, war dahin. Mit schmerzlichem Stöhnen sanken die so schwer Getäuschten in ihr dumpfes Schweigen zurück.

„Um Gott, was beginnst du, Wilhelm?" fragte Mallinga nach einiger Zeit erstaunt, als er fühlte, daß der Steuermann sich lebhafter bewegte und sich vom Tische in das Wasser gleiten ließ.

Moormann antwortete nicht, sondern tauchte in dem eisigen Wasser unter.

„Gott ist uns gnädig gewesen," sagte er dann, als er wieder heraufkam, „denn mein Suchen war nicht umsonst. Ich habe noch eine unversehrte Flasche unten auf dem Deck gefunden; es ist Madeira, ich fühle es an der Form der

Flasche. Hier, nimm sie und dann hilf mir, wenn du kannst, wieder auf den Tisch — das Wasser hat mich doch etwas steif gemacht."

Mallinga half dem Freunde hinauf, während das Wasser an dessen Körper niederströmte. „Mensch," sagte er vorwurfsvoll, „was hast du gethan? Du wirst dir den Tod geholt haben."

„Es wird nicht so schlimm werden," erwiderte der Steuermann fast scherzend; „wir Nordseefahrer sind das gewöhnt auf unseren kleinen Fahrzeugen. Wie manche Winternacht habe ich ebenso wie heute, naß bis auf die Haut, auf Deck stehen müssen! Doch, nun öffne nur schnell die Flasche, ich denke ihr Inhalt wird uns gut thun."

Mit Hilfe eines Messers war dies bald geschehen, und die köstliche Flüssigkeit löschte nicht nur den brennenden Durst, sondern verlieh auch den erstarrten Gliedern Wärme und Beweglichkeit. Neues Leben durchströmte die Adern, neue Hoffnung erfüllte die Herzen und hob den gesunkenen Mut.

Aus dem allmählich schwächer werdenden Anschlagen der See an das Wrack konnten die beiden Männer entnehmen, daß der Sturm nachgelassen hatte. Mit Ungeduld sahen sie dem Anbruche des Tages entgegen; vielleicht wurden sie dann von einem vorübersegelnden Schiffe aufgefunden oder sie trieben, was noch wahrscheinlicher war, an die Küste und konnten sich retten. Die letztere Möglichkeit wurde lebhaft besprochen, und mit frohen Gefühlen der erste durch das Wasser heraufdringende Lichtschimmer begrüßt.

Allmählich stockte jedoch die Unterhaltung; eine neue

schreckliche Gefahr erwuchs für die Unglücklichen und schlich bereits verderbenbringend an sie heran. Ihnen wurde das Atmen schwer; es lag wie Blei in den Gliedern, und die Gedanken begannen sich zu verwirren. Sie tranken den Rest des Weines, aber ohne die gehoffte Wirkung; die Atemnot wuchs, und eine unbezwingliche Müdigkeit stellte sich ein.

„Es geht zu Ende, Wilhelm,“ stöhnte Mallinga, „die Luft ist verdorben und vergiftet uns. Leb wohl! Gott schütze meine arme Frau, und wenn du sie wiedersehen solltest, dann nimm dich ihrer an und sage ihr, wie sehr ich sie geliebt habe.“ Dies waren seine letzten Worte, dann sank er bewußtlos zusammen.

Vergebens suchte der Steuermann gegen das drohende Unheil anzukämpfen; eine Zeitlang noch gelang es seiner kräftigen Natur, dann verlor auch er allmählich die Herrschaft über seinen Körper und seine Sinne, und es kam wie eine Betäubung über ihn.

Ein heftiger Stoß, der das ganze Schiff erzittern ließ, erweckte ihn, jedoch bedurfte es geraumer Zeit, bis er wieder zu vollem Bewußtsein kam. Dann aber erfaßte ihn ein furchtbarer Schreck — der Platz neben ihm war leer, Mallinga war verschwunden!

Angstvoll rief er den Namen des Freundes — es erfolgte keine Antwort, und als er dann den Blick nach unten wandte, da krampfte sich sein Herz zusammen. Dort auf dem Fußboden, neben dem Körper des Schiffsjungen, lag auch die Leiche des Kapitäns und beide wiegte das Wasser bei den Schwankungen des Schiffes leise hin und her. Die Er-

schütterung hatte jenen von seinem Sitze herabgeschleudert, und er war in seiner Hilflosigkeit ertrunken.

Wiederum erfolgte in diesem Augenblicke ein Stoß, aber noch viel heftiger und gewaltsamer, als der erste und von dumpfem Krachen begleitet. Über dem Kopfe des Steuermannes splitterten Planken in tausend Stücke, kostbar frische Luft strömte durch die Öffnung, und heller Sonnenschein verwandelte Nacht in Tag. Die Bewegungen des Wracks hörten auf; es war auf den Strand geworfen und lag fest. Die Stöße waren durch den Großmast verursacht; bei der ersten Berührung des Grundes war seine Spitze abgebrochen, bei der zweiten sein Fuß durch den Schiffsboden gestoßen.

Gerettet! Nach so namenloser Qual wie durch ein Wunder dem Leben wiedergegeben — aber Moormann schien nichts davon zu empfinden. Wie eine Bildsäule saß er da, den Blick auf das bleiche Antlitz des Freundes gerichtet, das ihm aus dem Wasser entgegenstarrte.

„Zu spät," murmelte er tonlos, und über die wetterharten Züge des Mannes, der so viele Male in seinem Leben dem Tode furchtlos ins Auge geschaut, perlte langsam eine Thräne nieder.

Menschenstimmen schlugen an sein Ohr. Mechanisch richtete er sich empor und hob seinen Kopf durch die Öffnung, die der Mastfuß gebrochen. Das Wrack lag kaum hundert Schritte vom Strande — oh, er erkannte ihn wohl! Dort drüben über den Dünen erhob sich der spitze Kirchturm — es war Wangerooge, seine Heimat. Die Stimmen gehörten Freunden an, aber unter den letzteren erblickte er auch eine Frauen-

gestalt. In wilder Verzweiflung suchte sie sich in das Meer zu stürzen und konnte von den sie umgebenden Männern nur schwer zurückgehalten und fortgeführt werden.

Wie ein Stich ging es ihm durch das Herz — es war Martha. Zu seinen Füßen lag die Leiche Mallingas, und jene, für welche der Unglückliche im letzten Augenblicke den Schutz Gottes erfleht und deren Zukunft er der Obhut des treuen Freundes anvertraut hatte, war wahnsinnig!

Bewußtlos brach der starke Mann zusammen. Die vergangenen vierundzwanzig Stunden hatten des Schrecklichen zu viel gebracht, seinem Geiste und Körper zu viel zugemutet, und jetzt unterlag selbst seine eiserne Natur.

So fanden ihn die Fischer, als sie mit ihren Booten zum Wrack fuhren, und ohne daß er seine Besinnung wieder erlangte; mit den Leichen des Kapitäns und des Schiffsjungen wurde er von ihnen an Land gebracht.

Die Galeasse „Anna“ war, nachdem sich der Sturm in der Nacht gelegt, am frühen Morgen eingetroffen. Sie hatte das Kentern der „Martha“ gesehen, war in der Nähe derselben vorbeigetrieben, glaubte die ganze Besatzung verloren und brachte die erschütternde Kunde nach der Insel. Unvorbereitet hatte die Nachricht auch Mallinga's Frau getroffen und ihren Geist umnachtet.

II.

Jahre waren dahingegangen. Die Katastrophe jenes unheilvollen Oktobertages, welche so tiefes Leid über viele Familien der Insel gebracht, hatte sich mehr und mehr in der Erinnerung abgeschwächt und würde wohl ganz in Vergessenheit geraten sein, wenn nicht eine der von ihr am schwersten betroffenen Personen immer aufs neue die Gedanken daran wachgerufen hätte — Martha, die unglückliche Witwe Mallingas.

Um die furchtbare Aufregung, in der sie sich zu jener Zeit befand, und welche ihre Angehörigen zwang, sie auf das sorgsamste zu behüten, nicht noch zu vermehren, hatte man ihr alles Nähere über den Tod ihres Mannes verschwiegen, und auch sein Begräbnis war vor sich gegangen, ohne daß sie etwas darüber erfuhr. Man hoffte immer auf eine Besserung ihres geistigen Zustandes, wollte diese nicht durch vorzeitiges Aufreißen der Wunde wieder in Frage stellen und berührte deshalb den Punkt ihr gegenüber auch später nicht.

Die Ausbrüche des leidenschaftlichen Schmerzes hielten zunächst wochenlang an; dann trat plötzlich eine Wandelung zum Bessern ein, wenngleich noch genug Trauriges übrig blieb.

Martha wurde Mutter eines Knaben, und mit diesem Zeitpunkte fand ein gänzlicher Umschlag ihrer Gemüthsstimmung statt. Die wilde Verzweiflung wich einer schwermutsvollen Ruhe, und als die Großeltern das Kind in ihre eigene Obhut nehmen wollten, da flehte die Arme so rührend, es ihr zu lassen, daß jene nicht widerstehen konnten und ihre Nachgiebigkeit nicht zu bereuen hatten. Martha wandte ihrem Knaben die sorgsamste Pflege und Liebe zu, war fortan eben so sanft und still, wie sie vordem gewesen, stand musterhaft ihrem Hauswesen vor, und weder Fernerstehende noch ihre Angehörigen würden geahnt haben, daß ihr Geist gebrochen sei, wenn sich dies nicht nach einer Richtung hin kundgethan hätte.

Jeden Nachmittag zu einer bestimmten Stunde ging sie zum Strande hinunter, um dort von einer höheren Düne aus lange mit verlorenem Blicke auf das Meer hinauszuschauen. Kein Witterungszustand vermochte sie von diesem Gange abzuhalten; sie schien weder den Sonnenbrand noch den Sturm zu fühlen, wenn dieser die Wellen peitschte und den Gischt über ihren Körper sprühte.

Als ihr Knabe heranwuchs, war er auf diesen Gängen meistenteils ihr Begleiter. „Komm, mein Dirk, wir wollen sehen, ob der Vater heute zurückkehrt" — das waren regelmäßig die an das Kind gerichteten Worte, wenn sie die Wanderung antrat, um in ihrem Wahne der Wiederkunft des geliebten Gatten zu harren. Von der Düne schweiften ihre Augen über das Meer in die Ferne, und der Knabe spielte zu ihren Füßen im Sande, sammelte Muscheln, band Kränze aus Strand-

hafer, oder barg sich, Schutz vor der Unbill der Witterung suchend, in den Kleidern der Mutter.

Wenn sich dann die Schatten der Nacht auf das Wasser zu senken begannen, und Martha vergebens den Horizont durchforscht hatte, ob nicht eines der hier und dort auftauchenden Schiffe seinen Lauf auf die Insel richtete, dann erlosch der Hoffnungsstrahl auf ihrem Antlitz.

„Er ist nicht gekommen — vielleicht morgen,“ sprach sie leise und resigniert vor sich hin, um darauf den Rückweg anzutreten.

Während ihr die begegnenden Inselbewohner einen schweigenden Gruß entboten und der so schwer Geprüften mitleidsvoll nachschauten, ließen sie dagegen mit freundlichem Wohlgefallen ihre Blicke auf dem schönen Knaben ruhen, den die blasse stille Frau an der Hand führte. Es war ein Prachtkind, der kleine Dirk, ein Bild der Kraft und Gesundheit, dessen blonde Locken im Sonnenlichte goldig glänzten, und aus dessen rosigem Gesichtchen tiefblaue Augen so heiter in die Welt hinausstrahlten, als sei nur eitel Glück und Freude in ihr. Er war der Liebling der ganzen Bevölkerung, der Abgott der alten Großeltern, aber niemandem, außer seiner Mutter, vergalt das Kind die ihm entgegengebrachten Freundlichkeiten mit größerer Dankbarkeit als Moormann, dem einstigen Steuermann der „Martha“.

Als dieser damals bewußtlos aus dem Schuner ans Land geschafft war, verfiel er in eine schwere Nervenkrankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und von der er erst nach längerer Zeit genas. Dann ging er wieder zur See, aber

nicht wie sonst auf längere Reisen, sondern nur auf drei bis vier Sommermonate als Harpunier auf einem Bremer Wallfischfänger nach Grönland. Während der übrigen Jahreszeit verweilte er auf seiner Heimatsinsel, um das von den Eltern ererbte kleine Besitztum zu verwalten. Dann und wann fuhr er auch mit den Inselbewohnern zum Fischen hinaus, aber mehr, um sich zu beschäftigen, als des Erwerbes wegen. Zu jener Zeit tummelten sich noch zahlreiche Herden von Walfischen in den nordischen Meeren, und ein so geschickter Harpunier, wie Moormann, brachte mehr Geld von der Sommerreise heim, als er im ganzen Jahre verbrauchen konnte.

Gar manches hübsche Mädchen der Insel würde dem stattlichen und wohlhabenden jungen Manne gern die Hand zum Bunde für das Leben gereicht haben, aber er war unempfänglich für das Entgegenkommen, und keine der heiratsfähigen Jungfrauen schien irgendwelchen Eindruck auf sein Herz zu machen. Er zeigte sich freundlich gegen sie, mied aber sonst jeden nähern Verkehr mit ihnen und war nur häufiger Gast im Hause des Pastors, der den braven Mann außerordentlich hochschätzte.

Dagegen richtete sich sein ganzes Interesse auf die Familie Mallingas, und die Witwe des unglücklichen Freundes war der Gegenstand seiner rührendsten Sorge. Was irgend wie störend in ihre Gewohnheiten oder in ihren stillen Lebensgang hätte eingreifen können, suchte er fernzuhalten und er verfuhr hierbei mit einer Zartheit und Feinfühligkeit, die man einer so einfachen Seemannsnatur kaum hätte zutrauen sollen, während er dem kleinen Dirk gegenüber diese Zurückhaltung auf-

gab und dem Kinde die ganze Liebe und Zärtlichkeit seines reichen Herzens zuwandte.

Den letzten Gruß Mallingas an seine Frau hatte der Steuermann nicht ausgerichtet. Er brachte es nicht über sich, ihren Wahn zu zerstören und ihr die einzige Hoffnung zu rauben, die sie noch im Leben besaß, und da sie sonst nie von ihrem Gatten redete, vermied auch er sorgsam, diesen traurigen Punkt zu berühren. Dagegen gedachte er um so lebhafter der letzten Bitte des verstorbenen Freundes, sich der verlassenen Frau anzunehmen, und hielt getreulich, was er in jener schrecklichen Stunde sich gelobt. Sein Besitztum stieß an das von Martha, und so konnte er um so leichter mit für das letztere sorgen, die Instandhaltung des Hauses und Gartens überwachen, der Witwe in jeder erdenklichen Art nützlich sein und den alten und entfernt wohnenden Pastorsleuten die Sorge für ihre Tochter abnehmen. Er that dies in unermüdlicher Treue, und sein stilles umsichtiges Walten war das eines guten Geistes.

Martha erkannte dies auch dankbar an und war nicht eifersüchtig, daß sie sich in ihres Kindes Zuneigung mit Moormann teilen mußte. Im Gegenteil schien sie ihre Freude daran zu haben, und es war, als hätte sie geahnt, daß der Kleine in nicht ferner Zeit einsam und verlassen in der Welt dastehen und dann keinen bessern Freund und Beschützer haben würde, als den Harpunier, dessen Auge schon jetzt so väterlich über ihm wachte.

Als Dirk das entsprechende Alter erreicht hatte, erhielt er vom Großvater Unterricht. Er war gut begabt, lernte

spielend und machte ungewöhnlich schnelle Fortschritte. Bei so ausgesprochenen geistigen Anlagen war es natürlich, daß der Pastor für seinen Enkel ein höheres Ziel im Auge hatte, als es sonst den auf der Insel geborenen Knaben vorschwebte, d. h. ihr Glück auf See zu versuchen und im günstigsten Falle Kapitän eines Handelsschiffes zu werden. Er dachte deshalb an das Studium einer Wissenschaft, und da Frau Martha sich damit einverstanden erklärte, so wurde auch Moormann, dem man bereits im Familienrate eine wichtige Stellung einzuräumen sich gewöhnt hatte, in den Plan eingeweiht.

Hier fand der Pastor jedoch unerwarteten Widerstand, und es kostete harte Kämpfe, bevor der Harpunier, wenigstens scheinbar, überwunden wurde. Nach seiner Ansicht gab es keinen schöneren und ehrenvolleren Beruf in der Welt, als den des Seemannes, und unter den unzähligen Gründen, welche er dafür ins Feld führte, spielte er als besondern Trumpf die Behauptung aus, daß, solange die Insel bestehe, noch kein auf ihr geborener Knabe etwas anderes als Seemann geworden sei. Es laufe daher geradezu gegen die Natur, wenn man den kleinen Dirk für eine andere Laufbahn bestimmen und ihn wohl gar zum Stubenhocker machen wolle.

Als jedoch auch dieses Argument nicht durchschlug, und Moormann sich schließlich vor der Logik des Pastors zurückziehen mußte, fügte er sich zwar, aber mit dem heimlichen Vorbehalt, sich an seinem Liebling mit der Zeit selbst einen Bundesgenossen heranzuziehen und dennoch seinen Willen durchzusetzen.

Er war verständig genug, einzusehen, daß größeres Wissen,

als er selbst besaß, einem Seemanne nur nützlich sein könne. Deshalb verwandte er seinen ganzen Einfluß, um den Knaben zum Lernen anzuspornen, so daß der Pastor ihn gänzlich zu seiner Ansicht bekehrt zu haben glaubte. Andererseits jedoch gab er sich, wenn er mit Dirk allein war, desto mehr Mühe, ihm das Seeleben so verlockend wie möglich zu schildern, seine Phantasie durch Erzählungen von fernen Ländern und Abenteuern zu entflammen und so allmählich das Verlangen in ihm zu erwecken, jene Wunder der fremden Welt selbst zu schauen und in den aufregenden Kämpfen mit den Elementen eine thätige Rolle zu spielen.

Auf diese Weise verfolgte der Harpunier ausdauernd sein Ziel, ohne den Argwohn des Pastors zu erregen, der in den schnellen Fortschritten des Enkels in wissenschaftlicher Beziehung nur die Verwirklichung der eigenen Wünsche erblickte und schon den Zeitpunkt in das Auge faßte — das zehnte Lebensjahr Dirks —, an dem dieser auf das Gymnasium in Oldenburg gebracht werden sollte. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

Als das betreffende Jahr herangekommen war, ging Moormann wie immer im Frühjahre nach Grönland. Gewöhnlich kehrten die Walfischfänger schon Anfang August zurück, weil es dann auf den Jagdgründen schon stark zu frieren beginnt. In Erwartung des Freundes hatte Dirk um jene Zeit täglich stundenlang mit dem Fernrohre den Horizont gemustert, bis er eines Tages jubelnd Mutter und Großeltern die Nachricht bringen konnte, daß das ersehnte Schiff im Ansegeln begriffen sei.

Er hatte sich nicht geirrt; unter der rot und weiß-

gestreiften Flagge, mit dem Bremer Schlüssel darin, flatterte die dem Knaben wohlbekannte und mit Hilfe des Fernrohrs deutlich lesbare Nummer des Schiffes, und vor dem günstigen Winde steuerte es unter vollen Segeln in die Weser hinein.

Das Löschen seiner Ladung dauerte ungefähr 14 Tage, und dann konnte man Moormann in der Heimat erwarten, aber vergebens harrte man die doppelte Zeit in ängstlicher Spannung seiner Ankunft, und als dann endlich Nachricht eintraf, war sie nicht dazu angethan, die Sorgen um den treuen Mann zu vermindern. Er lag schwer krank im Hospital zu Bremen. Beim Harpunieren eines Walfisches hatte dieser, wie es beim Fange so häufig geschieht, in seiner Todesqual mit einem Schlage des Schwanzes das Boot zerschmettert und Moormann selbst war dabei verletzt worden. Nur mit größter Mühe hatte er sich, sonst ein ausgezeichneter Schwimmer, an ein Stück Planke angeklammert, so lange über Wasser halten können, bis ein anderes in der Nähe befindliches Boot ihm zu Hilfe kam, aber nach dem Ausspruche der Ärzte bedurfte es noch vieler Wochen, ja vielleicht Monate zu seiner vollständigen Genesung.

Das war ein besonders harter Schlag für seinen Schützling Dirk, dem nicht nur das Unglück des Freundes selbst schwer zu Herzen ging, sondern der auch fürchtete, ihn nun überhaupt in langer Zeit nicht wiederzusehen. In wenigen Wochen stand seine Übersiedelung nach Oldenburg auf das Gymnasium bevor, das ihm infolge der geheimen pädagogischen Maßnahmen Moormanns wie ein Schreckgespenst erschien, von dem mit Jenes Hilfe befreit zu werden er im stillen

immer noch gehofft hatte. Das war nun vorbei, und dieser Gedanke machte den Knaben so untröstlich, daß weder die Liebe der Mutter, noch das Zureden der Großeltern ihn zu beruhigen vermochten. So vergingen die letzten Wochen in Trauer und Trübsinn für die ganze Familie und der Tag der Abreise rückte immer näher heran, als ein Ereignis eintrat, das alle gefaßten Beschlüsse umstieß und auch auf Dirks Zukunft einen entscheidenden Einfluß üben sollte.

Es war wieder Oktober geworden und die Zeit der Tag- und Nachtgleichen in diesem Jahre von zahlreicheren und heftigeren Stürmen begleitet gewesen, als sonst. Ein solcher von ganz besonderer Wut hatte tags zuvor gerast, die Wogen zu gewaltiger Höhe getürmt und die Bewohner der Insel in Angst und Schrecken gesetzt.

An der Westseite war durch den Andrang des Meeres ein Teil der schützenden Dünen fortgerissen; brausend und schäumend hatten sich die Fluten über das dahinterliegende niedrige Land ergossen und Hunderte von Morgen desselben verschlungen, bis eine zweite Dünenkette ihnen Halt gebot.

Aber auch diese schwebte in Gefahr, durchbrochen zu werden, und die Bevölkerung hatte eine furchtbare Nacht durchlebt. Männer, Weiber, Kinder, mit dem ehrwürdigen Pfarrer an der Spitze — alle, die nicht durch Krankheit zu Hause gefesselt wurden, hatten bis zur Erschöpfung gearbeitet und geholfen, um die Dünen zu erhöhen und ihre Widerstandskraft zu vermehren, weil davon das Heil aller abhing. Versagte auch dieser Schutzdamm, so war eine jener unheilvollen Katastrophen unabwendbar, wie sie von Zeit zu Zeit mit dämonischer Ge-

walt unsere Nordseeküsten heimsuchen, und das erbarmungslose Meer hätte den größten Teil der Insel mit allem Lebenden darauf verschlungen.

Glücklicherweise trat das Schreckliche nicht ein. Mit der gegen Tagesanbruch ablaufenden Ebbe mäßigte sich auch die Wut des Sturmes; die Gefahr schien vorläufig beseitigt und die Bewohner atmeten erleichtert auf. Nach der übermäßigen Anstrengung während der Nacht suchten sie jetzt Ruhe und Erholung, um neue Kräfte zu sammeln. Wer wußte, ob dieselben nicht bald abermals in Anspruch genommen wurden.

Wenn auch der Wind abgenommen und sich nördlicher gezogen hatte, sprachen noch Anzeichen genug gegen eine dauernde Besserung des Wetters. Am Horizonte blieb eine dunkle drohende Bank stehen; wild und zerrissen jagten Wetterstreifen über den Himmel, die Möven hielten sich scharenweise unter Land, und wenn auch nicht mehr mit so großer Gewalt, wie in der Nacht, brandete die See noch immer mit donnerndem Getöse gegen den Strand.

Sie trogen auch nicht die Zeichen. Als um Mittag die Flut einsetzte, da brachte sie den Sturm wieder mit und scheuchte die Inselbewohner aus ihrer Ruhe empor. Mit Spaten und Karren eilten sie von neuem zur gefährdeten Westseite, und bald war das Stranddorf leer von seinen Bewohnern.

Auch Martha verließ ihre Wohnung, aber sie wandte ihre Schritte nicht nach Westen und ebensowenig zum Pfarrhause, wo die alte Mutter krank unter Obhut einer Magd allein zurückgeblieben war.

Während der Nacht war auch sie mit den übrigen ge-

wesen, hatte geholfen, so viel in ihren Kräften stand, aus ihren reichen Vorräten den Ermüdeten Speise und Trank gereicht — jetzt aber war die Stunde gekommen, in der, wie täglich seit zehn Jahren, ihr Wahn sie hin nach Osten trieb, zu jener Düne, von der aus sie nach dem verlorenen Gatten schaute.

Ihr Antlitz war heute bleicher als je, und aus ihren schönen blauen Augen strahlte ein fast wildes Feuer. „Endlich, endlich werde ich ihn wiedersehen," sprach sie vor sich hin, „und Gott hat nach so langem Harren mein Gebet erhört."

Sie schritt so schnell auf ihrem Wege dahin, daß Dirk ihr kaum zu folgen vermochte und der Knabe erstaunt und fast scheu zu der Mutter aufblickte. So hatte er sie nie gesehen; sonst war sie immer so sanft und ruhig gewesen, heute aber antwortete sie meistens nicht auf seine Fragen, sondern sprach laut und heftig vor sich hin.

Sie hatten die Spitze der Düne erklommen. Diese erhob sich fast kegelförmig aus einer Bodensenkung und lag zwischen zwei anderen Dünenketten, die sie beide überragte. Eine derselben lief längs des Strandes, und die zweite höhere parallel etwa hundert Schritte weiter landeinwärts.

Der Sturm hatte jetzt nahezu seinen Höhepunkt erreicht, und Martha mußte sich gegen die auf dem Hügel errichtete Flaggenstange stützen, um seiner Gewalt zu widerstehen. Er peitschte das Wasser und wühlte es aus der Tiefe. Eine schwere Woge jagte die andere, mit donnerndem Brausen brachen ihre Kämme über und wälzten sich schäumend und kochend gegen das Land.

Die Flut wuchs höher und höher; schon stand sie fast mit der äußeren Dünenreihe gleich, und der Wind trug den sprühenden Gischt in hohem Bogen bis zu Marthas Standpunkt.

„Mutter, laß uns heimgehen," bat angstvoll der Knabe, als ahnte er eine drohende Gefahr; doch Martha wich nicht von ihrer Stelle und schaute nur mit starrem Blicke seewärts.

„Warte, warte, mein Kind," tröstete sie, „nur wenige Augenblicke! Heute kommt der Vater heim — oh, er war so lange fort," stöhnte sie schmerzvoll.

Da brauste eine außergewöhnlich hohe Grundsee heran. Sie durchbrach die vordere Dünenkette, und unaufhaltsam stürzten die Wogen durch die Bresche in die dahinterliegende Bodensenkung. In wenigen Minuten war alles rings überflutet; der Hügel mit der Flaggenstange ragte nur noch wenige Fuß wie eine Insel aus der Wasserfläche hervor.

Martha schien von der sie umgebenden Wandlung nichts zu bemerken, aber der Knabe schrie leise und angstvoll auf. Er hatte Verständnis genug von den Verhältnissen, um die Größe der Gefahr für die Mutter und sich selbst zu ermessen, obwohl er nur an erstere dabei dachte. Der Rückweg war abgeschnitten, keine Hilfe zu erwarten, da alle Bewohner sich an der entgegengesetzten Seite der Insel befanden. Bereits begann die Dämmerung hereinzubrechen, und die Flut lief noch eine ganze Stunde; bis dahin mußte sie längst ihr Grab werden. Schon unterminierte sie die Düne, und die tiefeingegrabene Flagge begann zu schwanken.

Martha hatte sich mit dem Rücken gegen letztere gestützt;

ihr schönes blondes Haar war gelöst und flatterte im Sturme. Die in wildem Feuer glänzenden Augen waren noch immer suchend auf den Horizont gerichtet, der Wahnsinn sprach aus ihnen, und bang und weinend barg der Knabe das Antlitz in den Kleidern der so heiß geliebten und im Augenblicke ihm doch so fremden Mutter.

Da schlug der Laut einer menschlichen Stimme an sein Ohr und ließ ihn emporschnellen.

„Martha, Dirk, ich komme!“ hallte es, den Sturm übertönend, vom festen Lande herüber. Die hünenhafte Gestalt eines Mannes zeigte sich drüben auf der Höhe der Dünenkette. Er warf die schwere Seemannsjacke von sich und sprang in die weißschäumende brodelnde Flut.

Mit gewaltigem Stoß teilte er die Wellen; nur noch wenige Schritte war er von dem Zufluchtsorte der Verlorenen entfernt — da rollte abermals eine der schweren Grundseen heran, wie sie der Orkan an den Küsten zu mächtiger Höhe türmt. Die äußere Dünenreihe war bereits so weit fortgespült, daß sie die Gewalt jener nicht mehr zu brechen vermochte — zischend und brausend wälzte sich ihr Kamm gegen den Hügel. Gierig leckte er an ihm hinauf — die Flaggenstange stürzte, und Mutter und Kind waren im Wogenschwall verschwunden.

Auch den Schwimmer erreichte noch der Ausläufer der Welle, aber nur wenige Sekunden lang vermochte sie ihn zu überwältigen. Im siegreichen Kampfe gegen das verheerende Element tauchte er aus dem brandenden Gischte wieder empor, und ein paar kräftige Stöße brachten ihn zu den Verunglückten,

die eng umschlungen in diesem Augenblicke sich in unmittelbarer Nähe der treibenden Stange noch einmal an der Oberfläche zeigten.

Blitzschnell und mit nerviger Faust ergriff er zunächst den Knaben im Nacken, so daß der dadurch verursachte Schmerz dessen Arme unwillkürlich von der Mutter löste, und hob ihn mit dem Oberkörper über die Stange.

„Halt dich fest und Kopf über Wasser, mein Junge!“ rief er ihm zu und tauchte dann nach der wieder versinkenden Martha.

Als er mit ihr an die Oberfläche zurückkam, erfaßte er mit der Linken die Stange, legte die bewußtlose Frau auf seinen Arm und strich mit der Rechten allein gegen das Land aus. Ein Blick auf Dirk sagte ihm, daß er seinetwegen nicht weiter besorgt zu sein brauchte. Der mutige Knabe that, wie ihm geheißen, und hielt sich furchtlos über Wasser. Er hatte den Harpunier erkannt und wußte die Mutter und sich in seiner Hut sicher geborgen.

Kaum zwanzig Schritt noch war Moormann von dem rettenden Ufer entfernt, da kam es wie eine Ohnmacht über ihn. Der kaum von schwerem Krankenlager erstandene Mann hatte seine Kräfte überschätzt. Mit fast übermenschlicher Energie suchte er gegen die Schwäche anzukämpfen, doch vergebens. Die Muskeln erschlafften, schwerer und schwerer drückte die Last auf seinen Arm, und er sank langsam mit und unter ihr in die Tiefe.

Einen Augenblick noch hielt er die Flaggenstange umklammert, die dem ihr gegebenen Impulse folgend eine Strecke weit gegen das Land schoß; dann mußte er sie fahren lassen.

Doch diese kurze Spanne Zeit brachte auch die Rettung. Der Harpunier fühlte plötzlich Grund unter seinen Füßen; wie durch Zauber strömte damit neue Kraft durch seine Adern, und wenige Sekunden später befanden sich alle drei auf festem Boden.

Martha lag bewußtlos; der Knabe glaubte sie tot und warf sich in verzweifelndem Schmerze neben die geliebte Mutter. Einen Augenblick stand auch Moormann wie gelähmt da — dann kniete er nieder und hielt sein Ohr an den Mund der scheinbar Leblosen, um sich gleich darauf wieder zu erheben.

„Weine nicht, Dirk," beruhigte er das Kind, während ein Freudenschimmer seine sorgenvollen Züge erhellte, „sie lebt und atmet. Es ist die Kälte des Wassers, die sie erstarrt hat, und sie bedarf nur der Pflege, um wieder zu sich zu kommen. Lauf voraus nach Hause und laß eure und meine Magd warme Tücher vorbereiten; ich komme gleich nach."

Der durch diese Worte schnell getröstete Knabe flog mit Windeseile davon, während Moormann die Kranke sorgsam in seine trockene Düffeljacke hüllte, sie wie ein Kind auf die Arme nahm und zu ihrer Wohnung trug. Diese war wohl tausend Schritte entfernt, doch er fühlte keine Ermüdung, und die Bürde dünkte ihm leicht.

Dirk hatte seinen Auftrag gut ausgerichtet und, soweit er es vermochte, selbst Hand angelegt. Als der Harpunier anlangte, konnte er die noch immer bewußtlose, aber doch schon etwas kräftiger atmende Martha der Obhut der beiden zuverlässigen Mägde anvertrauen, um dann zunächst den Pastor aufzusuchen, der auf der Insel auch zugleich als Arzt fungierte.

Raschen Schrittes eilte er, ohne sich die Zeit zum Kleider-

wechsel zu nehmen, nach dem Westende der Insel, wohin jener mit den übrigen Leuten gezogen war. Der Sturm hatte ausgetobt, der dichte Wolkenschleier war zerrissen, und verheißungsvoll sandten Mond und Sterne ihr mildes Licht auf die Erde nieder. Der Gesuchte kam dem Harpunier schon auf halbem Wege entgegen. Die Gefahr war vorüber, das Wasser lief ab, das Meer beruhigte sich, und der nach Nordosten umgehende Wind versprach dauernd gutes Wetter.

Mit freudiger Überraschung erkannte der Pastor den jungen Freund und hieß ihn auf das Herzlichste willkommen.

„Grüß dich Gott, Wilhelm, und Dank Ihm, der dich uns gesund zurückgeführt. Wir haben viel Sorge um dich gehabt, doch du bist da, und nun ist alles gut. Wie aber war es dir möglich, bei diesem Winde auf die Insel zu kommen?“

„Das hat wohl der Himmel so gefügt,“ erwiderte Moormann, „und oben in der Weser stand der Wind auch westlicher als hier unten. Als der Doktor mich gesund erklärte, litt es mich keine Stunde länger in Bremen und trieb mich wie mit Gewalt heimwärts. In Brake gab mir unser Kapitän auf meine Bitte eines der bestsegelnden Walfischboote, und dieses brachte mich bei der steifen Brise und mit der helfenden Ebbe über einen Bug hierher. Kurz vor Abend landete ich an der Südkante der Insel, gerade zeitig genug, um ein schweres Unglück zu verhüten.“

„Was war es?“ fragte der Pastor in ängstlicher Spannung.

„Während ich zum Dorfe ging, sah ich schon von weitem Martha und Dirk an der Flaggenstange stehen, während der

Donner der Brandung an mein Ohr schlug. Eine düstere Ahnung ließ mich eilends meine Schritte dorthin wenden, und leider fand ich sie bestätigt. Als ich die innere Dünenreihe erreichte, war die äußere bereits durchbrochen, und eine schwere See spülte Mutter und Sohn fort. Doch seid ohne Sorge, Herr Pfarrer," beruhigte der Harpunier den alten Mann, der bei den letzten Worten wie angewurzelt stehen geblieben war, „ich konnte sie retten. Dirk ist wohlauf und auch Eure Tochter lebt, aber ich fürchte, sie ist krank," fügte er mit leise zitternder Stimme hinzu — „das Wasser war zu kalt. Deswegen eilte ich, Euch aufzusuchen, da ich hörte, daß Eure arme Frau selbst leidend darniederliegt, und ich sie nicht erschrecken wollte."

„Dank, Dank, du treuer Mensch," sagte der Pfarrer, indem er dem Freunde warm die Hand drückte. Weiter vermochte er vor innerer Aufregung nichts zu sprechen, und beide Männer schritten schweigend nebeneinander dem Dorfe zu, das sie bald erreichten.

Während der geängstigte Vater an das Bett der Tochter eilte, begab sich Moormann in die eigene Wohnung. Seine alte Magd brachte gute Nachrichten; Martha war bei Besinnung, hatte Nahrung genommen, und der Pastor ließ sagen, er sei mit ihrem Zustande zufrieden.

Der Harpunier atmete tief auf. Erst jetzt gab er dem Drängen seiner alten Pflegerin nach, sich umzukleiden und sich Ruhe und Erholung zu gönnen. Er fühlte selbst, wie beides ihm not that; in der Aufregung der letzten Stunden hatte er Übermenschliches geleistet, und jetzt kam die Gegenwirkung.

Zum Tode ermüdet sank er auf sein Lager, und bald umfing ihn tiefer Schlaf.

Als er erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Die Natur hatte ihr Recht gefordert, aber er fühlte sich auch neu gestärkt und frisch wie sonst. Seine erste Frage galt den Bewohnern im Nachbarhause. Die Magd meinte, es gehe ja wohl gut; vor einer Stunde sei der Pastor dagewesen, habe ihr aber verboten, den Herrn zu wecken, nur sollte sie ihn benachrichtigen, wenn er erwacht sei; — das habe sie soeben gethan. Der Harpunier wurde bei den Worten von lebhafter Unruhe ergriffen, die sich noch steigerte, als in diesem Augenblicke Marthas Vater eintrat, und Moormann in das sorgenvolle Gesicht des alten Freundes schaute.

„Wie steht es drüben?“ preßte er angstvoll hervor.

„Nicht gut,“ erwiderte der Pastor mit zuckenden Lippen, „sie ist sehr krank, und wir müssen darauf gefaßt sein, daß der liebe Gott uns Schweres auferlegt. Sie wünscht dich zu sprechen, und deshalb kam ich.“

Die Farbe wich von Moormanns Wangen, und er vermochte kaum seiner Bewegung Herr zu werden. „Wir wollen gehen,“ sagte er, und beide schritten über die Straße. Der kleine Dirk stand in der Hausthür, doch zu dessen größtem Befremden ging der Harpunier fast achtlos an ihm vorüber.

Martha ruhte in Decken gehüllt auf dem Sopha. Sie war schöner denn je, doch der Todesengel stand zu ihren Häupten. Sie streckte dem Kommenden ihre Hand entgegen. Diese war kalt und feucht, aber als Moormann die seine hineinlegte, fühlte er, wie es ihm siedend heiß durch die Adern lief.

„Grüß dich Gott, Wilhelm!“ sprach sie mit ihrer melodischen Stimme, die stets jedem zu Herzen drang. „Ich habe dich bitten lassen zu kommen, um dir für alles zu danken, was du seit meines armen Mannes Tode für mich und mein Kind gethan. Der Vater und du, ihr seht mich erstaunt an,“ fuhr sie fort, „weil ich weiß, daß die Wellen ihn verschlangen. Bis gestern hoffte ich auch von Tag zu Tag auf seine Rückkunft, aber das Fieber, welches heute Nacht meinen armen Kopf fast zerspringen ließ, hat den Bann gebrochen, der zehn Jahre lang auf meinem Geiste lag und ihn umnachtete. Gott hat mir meinen klaren Verstand wiedergegeben, und ich bin ihm dankbar dafür, daß es noch zur Zeit geschah. Ich fühle, daß meines Bleibens hienieden nur von kurzer Dauer ist und ich bald mit meinem unvergeßlichen Gatten droben im Himmel vereinigt sein werde. Deshalb muß ich an die Zukunft desjenigen denken, den ich in so zartem Alter als Waise zurücklasse, an Dirk.

Solange er auf unserer Insel bleibt, wüßte ich ihn in keiner bessern Hut als in der deinen, mein geliebter Vater, aber bald wird er die Heimat verlassen müssen, um irgend einen Beruf zu ergreifen, und dann steht er allein in der Welt, allen ihren Gefahren preisgegeben. Dieser Gedanke bedrückt meine Seele und würde meine Sterbestunde zu einer schweren machen.

Willst du sie erleichtern, Wilhelm,“ wandte sich die Kranke an diesen, „so steht es in deiner Macht. Solange ich denken kann, bist du mir Freund gewesen, und deine Freundschaft hat sich bewährt wie lauteres Gold in guten und bösen Tagen. Es lag nicht in meiner Macht, sie dir in der Weise

zu vergelten, wie du es verdientest, — aber wie hoch ich dein treues Herz schätze und wie felsenfest ich auf dich baue, magst du daraus entnehmen, daß ich ruhig und zufrieden von hinnen scheiden werde, wenn ich weiß, daß du später über meinem Kinde wachen wirst. Willst du mir meine letzte Bitte erfüllen, willst du der Freund und Berater meines Sohnes bleiben und Vaterstelle an ihm vertreten, wenn er in die Ferne ziehen muß, so werde ich dich segnen."

Auf das Tiefste erschüttert beugte sich der Harpunier über die ihm dargereichte Hand, und heiße Thränen tropften auf sie nieder.

„Ich will es, Martha, so wahr mir Gott helfe!" — Das war alles, was er mit erstickter Stimme hervorzubringen vermochte.

„Habe Dank! ich wußte es, daß du es einer Sterbenden, daß du es mir zuliebe thun würdest," sagte Martha leise. „Nun ist es ruhig in mir; weiß ich doch, daß fortan mein süßer Knabe geborgen ist. Und nun lebe wohl, Wilhelm, du treuester aller Freunde; ich fühle, daß mich Schwäche überkommt. Bald werden sie die kranke Mutter zu mir bringen, und ich muß zuvor wieder Kräfte sammeln, um von ihr, dem Vater und dann, was das schwerste ist — auch von meinem Kinde Abschied zu nehmen."

Sie lehnte das Haupt in die Kissen zurück und faltete die Hände. Der Harpunier erhob sich; er warf einen langen Blick auf die Kranke, in welchen er seine ganze Seele legte.

„Leb' wohl, Martha," flüsterte er, „dein Kind wird fortan das meine sein." Dann wankte er hinaus.

Als es Abend wurde, und die Sonne sich unter den Horizont senkte, verlangte Martha ihr Lager so zu wenden, daß sie durch das Fenster das Meer sehen konnte. Stumm hielt sie ihre Blicke auf dasselbe gerichtet, das ihr das kurze Glück ihres Lebens gebracht und so bald wieder geraubt hatte.

„Ich komme, Dirk,“ hauchte sie — dann breitete der Todesengel seine Flügel über sie und schwang sich mit ihrer Seele empor zu jenen lichten Höhen, wo man kein Leid kennt. — —

Man bettete sie neben ihren Gatten unweit des Strandes, und das Rauschen der Wogen, das sie als Kind in Schlummer gewiegt, geleitete sie auch zu ihrem Todesschlafe.

Auf ihrem Grabe aber sah man oft einen einsamen Mann sitzen. In Gedanken an die Verstorbene suchte er Trost für das, was er mit ihr verloren. Er hatte sie mit jeder Faser seines Herzens geliebt, aber diese Liebe war edel, groß und selbstlos gewesen. Als Martha seinen Freund zum Gatten wählte, da zürnte er nicht, sondern übertrug nur einen Teil seiner Liebe auf diejenigen, die ihr teuer waren, auf ihren Mann und ihr Kind.

Daß sie diese Liebe erkannt, daß sie in seinem Herzen gelesen, davon hatten die Worte auf dem Sterbebette ihm Zeugnis gegeben. Diese Worte und das trauliche Du, mit dem sie ihn zum ersten Male seit der Kindheit wieder angeredet, waren seine höchste, schönste Belohnung. Hier auf dem stillen Grabe rief er jedes einzelne derselben in das Gedächtnis zurück, und sie gossen tröstenden Balsam auf sein wundes Herz.

III.

An einem milden Frühlingstage zu Anfang April segelte mit leichter südlicher Brise ein größerer Dreimaster aus der Elbmündung und richtete seinen Kurs nordwärts.

Es war der „junge Konrad“ von Glückstadt, aber die Jugend des Taufpaten mußte wohl schon recht weit zurückliegen, denn das Schiff trug gewiß über ein halbes Jahrhundert auf seinem breiten Rücken und war selbst für damalige Zeiten ein unschönes plumpes Fahrzeug. Mit dem schwerfälligen, eisenbeschlagenen Bug wühlte es einen großen Wasserberg vor sich auf, und obwohl die Segel bei dem günstigen Winde gut vollstanden, quälte es sich nur mühsam durch die schmutziggelben Fluten des Stromes, als ob es eine schwere Arbeit zu verrichten hätte, bei der man sein Stöhnen zu vernehmen glaubte.

Oben an der Spitze der Gallion*) war das hölzerne Brustbild des „jungen Konrad“ angebracht. Man wußte zwar nicht recht, ob dasselbe von einem kunstsinnigen Schiffszimmergesellen mit dem Dechsel ausgehauen oder nur das Naturprodukt eines knorrigen Baumastes sei, aber jedenfalls waren

*) Vordere obere Spitze des Schiffsrumpfes.

menschliche Züge darin zu erkennen. Sie schienen mit Befriedigung auf das eisenbewehrte Vorderteil des Schiffes und den Wasserberg zu schauen und zu sagen: „Lächelt nur, ihr Menschen und macht eure Bemerkungen! Wir sind nicht schön, das wissen wir, haben weder feine Formen noch schlanke Linien, ja man hat uns sogar mit Teer statt mit Farbe angestrichen, aber dafür sind wir um so fester und solider gebaut, haben in den letzten fünfzig Jahren stets unsere Schuldigkeit thun können und sowohl unseren Rhedern wie unseren Besatzungen einen hübschen Batzen Geld eingebracht. Ich möchte wohl wissen, was in der Zeit aus euren leichtfüßigen dünnen Schiffen geworden wäre, mit deren Schnelligkeit und schmuckem Aussehen ihr prahlt und prunkt!"

Die alte knorrige Gallionsfigur hatte recht. Dort, wohin alljährlich der „junge Konrad" seine einzige Reise richtete, handelte es sich nicht um feinen Plankenbelauf und saubern Anstrich, sondern um starke Knochen, um gegen Riesen zu kämpfen und nicht in ihrer eisigen Umarmung erdrückt zu werden. Deswegen besaß er besonders kräftige Rippen, so schwer, wie sie unsere nordischen Eichenwälder nur zu liefern vermochten, war mit doppelten Planken bekleidet, und der Bug mit Eisenstangen beschlagen, was zusammen ihm ein so ungeschlachtes Aussehen gab. Mit einem Worte, der Dreimaster war ein Walfischfänger, der sich auf dem Wege nach Grönland befand, um dort den Leviathan der Meere zu jagen und aus den Eisgegenden reichen Gewinn zu holen.

Zu jenen Zeiten war dies noch verhältnismäßig leicht; der Fang der Wale wurde noch nicht in so großartigem

Maße betrieben, wie seither, wodurch die Tiere teils ausgerottet sind, teils sich über den ganzen Erdkreis verbreitet haben, wo sie allerdings dennoch von ihren menschlichen Feinden in den entlegensten und unwirtlichsten Gewässern aufgesucht werden. Im nördlichen Eismeere trifft man jetzt kaum noch Walfische, damals zeigten sie sich aber noch in großen Herden. Ein Schiff konnte oft genug in wenigen Monaten seine volle Ladung an Speck gewinnen, und gar manches große Vermögen in unseren Hanse- und Küstenstädten stammt daher. Wie alle Schiffe seiner Art hatte der „junge Konrad“ eine starke Besatzung im Verhältnis zu seiner Größe, weil die Jagdboote — fünf bis sechs an der Zahl —, welche oft gleichzeitig in Thätigkeit sein müssen, dies verlangten, aber nur der kleinere Teil, Kapitän, Steuerleute, Bootsleute und Harpuniere bestand aus Seeleuten, weil letztere im allgemeinen wenig Neigung für Walfischfängerei und Robbenschlag hegen und nur durch Aussicht auf höheren Gewinn dafür zu haben sind. Man gibt ihnen deshalb außer einem bestimmten Anteile am Fange auch noch festen Sold, während man den größten Rest der Besatzung, welchem der nichtseemännische Teil der Arbeit zufällt, nur auf Fanganteile setzt und aus allerlei Volk rekrutiert, das anfänglich eine bunte Gesellschaft bildet und manche Existenz zählt, die mehr als einmal im Leben Schiffbruch gelitten.

Auch auf dem Deck des „jungen Konrad“ zeigte sich eine Reihe solcher zweifelhafter Gesellen, die zuguterletzt ihr Heil auf dem Salzwasser zu versuchen gedachten und sich durch ihr vorlautes, lärmendes Wesen bemerkbarer machten, als es sonst die Schiffsordnung gestattet. Die Vorgesetzten ließen sie

jedoch nachsichtig gewähren; wußten sie doch, daß das Meer sehr bald den Übermut der „Grünen“, wie diese Sorte von den Seeleuten genannt wird, dämpfen und dann die eiserne Schiffsdisziplin mit einem zweizölligen Tauende im Hintergrunde sie leicht in den nötigen Schranken halten würde.

Der Dämpfer zeigte sich auch schnell. Das Schiff hatte die Elbmündung erreicht, der Lotse war von Bord gegangen, und die rötlich schimmernden Felswände Helgolands hoben sich über den Horizont. Das schlammige Wasser des Stromes wandelte sich in lichtes Grün; die Brise frischte auf und der schwerfällige Rumpf des Walfischfängers begann sich langsam auf der wogenden Meeresfläche zu schaukeln.

Wie änderte sich da plötzlich die Szene auf dem Deck! Die schwatzende Schar der Grünen verstummte, die Gesichter verzogen sich, die Nasen färbten sich weiß, und vergebens suchten die Augen nach einem festen Punkte, die gleitenden Füße nach einem Halt. Die Seekrankheit hatte sie gepackt und schüttelte auch die Hartgesottensten so gründlich, daß sie kläglich den hilfeflehenden Blick zu den Seeleuten richteten, aber nur höhnenden Spott ernteten. Ja, das Salzwasser versteht es meisterlich, Widerspenstige zu zähmen.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesen schwankenden Jammergestalten bildeten zwei Personen, die plaudernd an der Verschanzung des Hinterdeckes standen, ein Mann und ein Knabe. Ersterer in der Mitte der Dreißiger war der Typus eines deutschen Seemannes. Aus seinem mächtigen Gliederbau sprach außergewöhnliche Kraft, aber die ganze Haltung zeigte, daß diese Kraft geschult sei und unter der Herrschaft geschmei-

diger Muskeln stand. Das Auge schaute frei und offen in die Welt hinaus; in ihm spiegelte sich Herz und Sinn wider, und auf dem wettergebräunten Antlitz lagerte jener ruhige Ernst, den der Ozean seinen Kindern aufprägt.

Mit väterlichem Wohlgefallen ruhte sein Blick auf dem Knaben neben ihm, mit dessen Lebhaftigkeit die eigene Ruhe im Gegensatz stand. Dieser mochte fünfzehn Jahre zählen, war aber für sein Alter körperlich sehr entwickelt, ein Bild der Kraft und Gesundheit, und seine ganze Erscheinung eine anmutende. Aus den feingeschnittenen Zügen sprach Entschlossenheit und Energie, zugleich jedoch der Ausdruck kindlicher Unschuld, und die blauen Augen lachten den Beschauer freundlich an. Der schmucke saubere Seemannsanzug ließ den schlanken Wuchs vorteilhaft zur Geltung kommen, und unter der wollenen schirmlosen Mütze quoll dichtes blondlockiges Haar hervor.

Auch er befand sich zum erstenmal auf einem Schiffe, aber zählte deshalb doch nicht zu den „Grünen“. Das Meer war ihm längst vertraut und bekannt; viele Stunden und Tage hatte er sich in Booten auf ihm getummelt, in ihnen bei gutem und schlechtem Wetter gelernt, den Wellen die Spitze zu bieten, und seine ungezwungene Haltung bewies, daß er seefest sei, und die Schwankungen des Schiffes nicht sein Behagen störten. Dirk Mallinga versprach zu halten, wozu er als Kind Hoffnung gegeben; Körper und Geist verbanden sich harmonisch in ihm; die männliche Tüchtigkeit und Intelligenz des Vaters einte sich mit den Herzenseigenschaften der Mutter.

Seit Marthas Tode war ein Zeitraum von fünf Jahren verflossen. Währenddem waren der Tochter auch die Eltern

in das Grab gefolgt; die Mutter, selbst leidend, schon nach wenigen Wochen; sie hatte den Verlust Marthas nicht verwinden können. Unter so trüben Verhältnissen wollte sich der vereinsamte Pastor für die kurze Zeit, welche er seinem Gefühle nach noch zu leben hatte, nicht auch von dem ihm allein gebliebenen Enkel trennen.

Das Gymnasium wurde aufgegeben, und wenn auch mit schwerem Herzen, gewöhnte er sich allmählich an den Gedanken, Dirk zur See gehen zu lassen, da dessen ganzes Streben und Denken darauf gerichtet war, und jeder andere Beruf ihm wie ein Schreckgespenst erschien. Nach einigen Jahren hatte man dann auch den alten Mann zur ewigen Ruhe hinausgetragen, und der Harpunier war der einzige Halt des verwaisten Dirk geblieben.

Was Moormann Martha auf dem Sterbebette versprochen, hatte er mit rührender Treue gehalten. Er war seitdem nicht wieder zur See gegangen, und kein Vater hätte sorgsamer und liebevoller über Dirk wachen können. Bei des Pastors Tode hatte letzterer sein dreizehntes Jahr erreicht, aber der Harpunier hielt ihn noch zwei Jahre auf der Insel zurück.

Um den Strapazen des Seelebens ohne Gefährdung der Gesundheit gewachsen zu sein, sollte sich der jugendliche Körper erst kräftiger entwickeln. Dirks Erbteil, welches Moormann verwaltete, war so beträchtlich, daß letzterer bei der ferneren Ausbildung des Knaben nicht zu sparen brauchte. Der neue Pastor wurde sein wissenschaftlicher Lehrer, er selbst aber übernahm den praktischen Unterricht als Vorbereitung für den neuen Beruf.

Er fand in seinem Schützling den willigsten, fleißigsten

Schüler, und als dieser mit seinem fünfzehnten Lebensjahre den von Moormann festgesetzten Zeitpunkt erreicht hatte, war er schon ein halber Seemann geworden, ja in und mit Booten wußte er so gut Bescheid, wie ein ganzer. Er hatte Schwimmen gelernt wie eine Ente, bekämpfte, wie sein Lehrer, siegreich die Brandung, kannte, wenn auch vielfach nur aus Zeichnungen und Modellen, jedes Tau und jeden Block*) am Bord der größten Schiffe, ja sogar die Anfänge der Steuermannskunst hatte er erlernt.

Es war Moormanns Absicht gewesen, Dirk gleich eine längere transatlantische Reise machen zu lassen, da er einen Grönlandsfahrer keineswegs für geeignet hielt, um durch ihn einen gebildeten jungen Menschen mit höherem Streben in die seemännische Laufbahn einzuführen, doch erntete er jetzt die Früchte seiner eigenen Erziehungsweise.

Durch seine Erzählungen von dem im hohen Norden Erlebten hatte er Dirks jugendliche Phantasie so entflammt, daß der Knabe sich nichts Fesselnderes vorstellen konnte, als die Jagd auf Walfische, Eisbären und Walrosse, und es blieb dem Harpunier nichts übrig, als den ungestümen Bitten seines Lieblings nachzugeben.

Bevor beide sich an Bord begaben, wurde noch mit einer gewissen Feierlichkeit eine auf der Insel gebräuchliche Zeremonie vorgenommen, der sich nach altherkömmlichem Brauch alle zur See gehenden Wangerooger Knaben zu unterwerfen hatten, nach der sie aber selbst wie nach einer hohen Ehre strebten.

Es wurden ihnen nämlich das Wahrzeichen der Insel,

*) Flaschenzugskloben.

eine Düne mit dem dahinter aufsteigenden spitzen Kirchturm, sowie ein Kreuz auf den linken Unterarm tätowiert. Die Mode des Tätowierens ist bei den Seeleuten fast aller Nationen verbreitet, hat aber weiter keinen Zweck, als eine oft genug geschmacklose Zierde zu bilden, und ihre Herstellung ist gewöhnlich das Ergebnis langweiliger Stunden, in denen die Matrosen mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen wissen. Hier hatte die Sache jedoch einen tiefern Sinn; es sollte damit ein gemeinsames Erkennungszeichen für die Söhne der Insel geschaffen werden, wenn sie sich irgendwo in fernen Ländern und Meeren trafen, und die Knaben mußten vor drei älteren Inselmännern, welche dem Tätowieren beiwohnten, feierlich geloben, demjenigen in Nöten mit aller Kraft Beistand zu leisten, der das Wahrzeichen auf seinem Arme führte. Das Kreuz dagegen war hinzugefügt, um den Träger, wenn er an fremder Küste sein Leben einbüßen sollte, als Christ zu kennzeichnen und ihm ein ehrliches Begräbnis zu verschaffen.

Bei Dirk vollzog Moormann mit einem aus drei feinen Nähnadeln gebildeten Werkzeuge die Sache, und ersterer war nicht wenig stolz, damit öffentlich in den Verband der Wangerooger Seeleute aufgenommen zu werden.

Ein Verwandter des Harpuniers war Kapitän oder, wie er mit einem etwas stolzeren Namen sich nannte, Kommandeur des „jungen Konrad“ und sehr erfreut, seinen als so allgemein tüchtig bekannten Vetter zum Steuermann und Harpunier zu erhalten. Es war nicht die Absicht des letztern, seinen Schützling mit der sehr gemischten Gesellschaft der Besatzung, die in jeder Beziehung so weit unter ihm stand,

in nähere Berührung zu bringen, als notwendig war, deswegen hatte er bei dem Kommandeur die Bedingung gestellt, daß Dirk nur als Freiwilliger die Reise mitmachen sollte. In allem, was den eigentlichen Schiffsdienst und die Seemannschaft anbelangte, wurde er zwar durchaus nicht geschont; aber sonst gehörte er zu dem Hinterdeck, aß mit den Schiffsoffizieren und hatte ebenso eine gesonderte Koje.

Während er sich jetzt mit dem älteren Freunde unterhielt, und dieser ihn gerade über die Landmarken beim Ein- und Aussegeln der Elbe belehrte, war der Steuermann nicht wenig erstaunt, als der Knabe plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrach, das zu dem Ernst des Unterrichtes keineswegs paßte. Im ersten Augenblicke schien Moormann sehr unwillig, aber unwillkürlich verzogen sich auch seine Gesichtszüge zu einem Lächeln, als sein Blick auf den Gegenstand traf, der Dirks Heiterkeit in so hohem Grade erregte und allerdings durch seine urwüchsige Komik dazu reizte.

Einer der „Grünen", den die Vorstufen der Seekrankheit bereits in jenen schrecklichen Zustand versetzt hatten, in dem man vollständig am Leben verzweifelt, stand krampfhaft angeklammert an der Verschanzung beim Fockmast*), wo sich mittschiffs auf dem Oberdeck die Schiffsküche befindet, und hatte unter allen Qualen auch noch die auszustehen, alle schlechten Witze über sich ergehen zu lassen, mit denen ihn die seefesten Kameraden überschütteten.

Ein anderer Neuer, der sich indessen noch ziemlich wohl fühlte und nicht wenig stolz darauf war, glaubte sich an dieser

*) Vorderster Mast.

Verhöhnung beteiligen zu sollen, als er mit einem der an Bord gebräuchlichen Blechnäpfe zur Kambüse*) ging, um sich vom Koch Kaffee zu holen, wurde aber bald selbst vom rächenden Geschick ereilt.

Als er die Kambüse verließ, fiel es dem „jungen Konrad" gerade ein, sich einmal viel tiefer auf die Seite zu neigen, als bisher. Dadurch verlor der Kaffeelüsterne, dem noch vollständig die Seebeine mangelten, das Gleichgewicht, sauste mit fliegender Fahrt und dem Kopfe voran nach der Leeseite, und es wäre eine offene Frage gewesen, ob sich sein Schädel oder die Bordwand als härter erwiesen, wenn nicht ein günstiger Zufall zur rechten Zeit ein Polster zwischen beide geschoben hätte, nämlich den Bauch jenes unglücklichen Seekranken, in dem sich der Kopf des Stürzenden vergrub.

Die Wirkung dieses unerwarteteten Zusammenstoßes war eine mehrfache. Der so empfindlich Getroffene klappte zusammen wie ein Taschenmesser; gleichzeitig erfolgte aber bei ihm auch eine Explosion, die in hohem Bogen sich über den Angreifer verbreitete, während diesem der Napf entglitt und seinen siedend heißen Inhalt über die Beine beider ergoß, die sich jetzt mit schmerzlichem Stöhnen in den verschiedenen Flüssigkeiten auf dem Deck wälzten und höhnendes Gelächter aller Zuschauenden mit in den Kauf nehmen mußten.

An dergleichen Szenen mangelte es auch in den nächsten Tagen nicht, bis endlich die schreckliche Prüfungszeit für die unglücklichen Grünen überwunden war, und der Magen sich nicht mehr widerspenstig zeigte. Dann freilich brachen andere

*) Schiffsküche.

schwere Zeiten für sie an, und gar mancher verwünschte im Innern schmerzlich den Tag, der ihn zuerst den Gedanken fassen ließ, an Bord eines Schiffes zu gehen und den traulichen Schusterschemel oder die gemütliche Schneiderhölle so leichtsinnig zu verlassen.

Nun war es zu spät, und das bittere Muß trat ihnen auf Schritt und Tritt entgegen. Zuerst kam das Mastenklettern an die Reihe — oh, so erschrecklich hoch, zwischen Himmel und Wasser und auf den dünnen Strickleitern, aber die Worte „Ich kann nicht“ gibt es nicht an Bord, und zweizöllige Tauenden reden eine zu verständliche Sprache, um mißverstanden zu werden. Sie duldeten keinen Widerspruch, schnitten jede Entschuldigung ab, ehe sie einmal gesprochen war, und machten auch die steifsten Glieder geschmeidig. Es ging, weil es gehen mußte, und acht Tage Kletterstunden thaten Wunder.

Dann schritt man zur Kenntnis der Takelage und der Schiffsteile. In was für einem Wirrsal von wunderbaren Benennungen mußte man sich da zurechtfinden! Jungfern und Totenköpfe, Eselshäupter und Schweinsrücken, alte Männer und Schwesterblöcke, Jakobsleitern und Kielschweine, Admirale von Segeltuch und Pferde von Tauwerk, Katzenköpfe und Fische, Davids und Herzöge von Alba, Ochsenaugen und Kinnbacksblöcke, Fingerlinge, Trompeten und Schwanenhälse — es war rein zum Gotterbarmen, aber die praktische Lehrweise der Steuerleute und Harpuniere erzielte auch hierin merkwürdig schnell Erfolge.

Ehe vierzehn Tage um waren, herrschte schon ein leidliches Verständnis aller dieser sonderbaren Ausdrücke, deren Bedeu-

tung an alles andere, nur nicht an die Begriffe erinnerte, von denen sie abgeleitet waren. Wer würde z. B. unter „Jungfer" den runden Kloben eines Flaschenzuges oder unter „alter Mann" eine Rolle suchen, über welche man Ankerketten oder Kabeltaue leitet?

Der „junge Konrad" hatte sich inzwischen mit günstig bleibendem Winde immer weiter nordwärts gewälzt; es wurde schon recht hübsch kalt, und in weiteren acht Tagen konnte man auf der Höhe der Insel Jan Mayen sein, wo die Jagdgründe für die Walfische beginnen. Der nächste ruhige Tag wurde deshalb benutzt, um die Unbefahrenen im Rudern zu üben. Man setzte die Boote aus, deren ein größerer Walfischfänger fünf zur Jagd und noch einige zum Ersatz hat, und der Unterricht begann.

Anfänglich wurden zwar eine Menge Krabben gefangen, d. h. die Ungeschickten, welche bei dem Schaukeln des Bootes mit den Blättern ihrer Riemen*) das Wasser verfehlten, schossen rücklings kopfüber von der Ruderbank und streckten die Beine gen Himmel, aber auch das war bald überwunden, und die Grünen staunten über sich selbst, was sie alles in der kurzen Zeit gelernt hatten. Für eine gewisse Sorte von Menschen ist ein Schiff eine vortreffliche Schule, und selbst ein Grönlandsfahrer legt Ehre damit ein. Auch der Nichtsnutzigste und Faulste lernt gehorchen und arbeiten.

„Land voraus!" ertönte es oben vom Vortop**) aus dem Krähenneste. Es war die Insel Jan Mayen, und Dirks scharfe Augen hatten sie zuerst entdeckt. Er geizte nach der

*) Ruder.

**) Spitze des Fockmastes.

Ehre, das Blasen des ersten Walfisches zu sehen, und hatte freiwillig schon viele Stunden in der mit Stroh gepolsterten, oben offenen Tonne zugebracht, welche auf Grönlandsfahrern den Namen „Krähennest“ trägt und dem dort beständig sich aufhaltenden Ausguck Schutz gegen Kälte und schneidenden Wind gewährt.

Statt eines Walfisches trat nun eine Insel zu Tage, deren eisumstarrte Küsten den 6800 Fuß hohen Beerenberg umschließen. Wie gewaltige Wasserfälle senken sich die Gletscher von ihm zum Meere herab, in weißlichgrünem Lichte schimmernd, und nur hier und dort von den dunkeln Felsmassen des Berges unterbrochen. Robben und Walrosse umlagern den Eisstrand, Eisvögel und Eisbären sind die einzigen Bewohner der einsamen Insel, aber sie dient den Walfischfängern als willkommener Markstein. Hinter ihr beginnen die ergiebigen Jagdgründe, und das sich mehrende Treibeis, gegen das der Panzerbug des „jungen Konrad“ oft mit dumpfem Stoß ansegelte, verriet, daß man sich jenen mit schnellen Schritten näherte.

Infolgedessen herrschte jetzt ein reges Leben auf dem Schiffe. Die Boote wurden in Ordnung gebracht, Harpunen und Lanzen geschliffen, die zugehörigen Leinen in den betreffenden Bütten sorgsam aufgeschossen, um klar und ohne Hindernis auslaufen zu können, und alle jene Vorbereitungen getroffen, welche die erfahrenen Schiffsoffiziere für eine erfolgreiche Jagd erforderlich hielten.

Noch war jedoch das Wasser blau und durchsichtig, und der eifrige Dirk fror vergebens im Krähenneste; im blauen Wasser gibt es keine Fische. Moormann hatte es ihm oft

genug gesagt, aber das Ei war einmal wieder klüger als die Henne.

Endlich zeigte sich zwischen gewaltigen Eisfeldern das ersehnte grüne Wasser, zuerst in schmalen, dann in immer breiteren Streifen. Milliarden von Mollusken gaben ihm diese Farbe und machten es zugleich dick und undurchsichtig.

Man ist der Ansicht, daß die wärmenden Strahlen der Sonne das reichste Leben in der Natur fördern, und in bezug auf die Pflanzenwelt trifft dies auch zu, nicht aber hinsichtlich der Tierwelt und namentlich im Meere, das nach dieser Richtung in den Tropen mit dem hohen Norden gar nicht zu vergleichen ist. Wohl wimmelt es auch dort von kleinen und großen Lebewesen, und namentlich nachts beim Meeresleuchten, wenn der ganze Ozean zu glühen scheint, betrachtet man mit ehrfurchtsvollem Staunen dieses Wunder, das durch das Glühleuchten unzähliger kleiner Tiere hervorgebracht wird, aber in den Tropen bleibt trotzdem das Wasser immer blau und so durchsichtig, daß man hinabgeworfene hellfarbige Gegenstände 50—60 Fuß tief in ihm verfolgen kann. Im Norden dagegen ist das Meer von Schleimtieren so erfüllt, daß es eine Dichtigkeit wie schlammiges Flußwasser erhält, und man kann sich ungefähr einen Begriff von deren Massen machen, wenn man bedenkt, daß die grönländischen Walfische sich lediglich von ihnen nähren, und daß deshalb die Natur in unglaublich hohem Grade vorgesorgt haben muß, um Herden von Hunderten und Tausenden dieser Riesen den Tisch zu decken.

Wie im Leben so oft, ruhen aber auch hier die Gegensätze fast unvermittelt nebeneinander. Dasselbe dicke undurch-

sichtige Wasser, welches den gewaltigen Tieren unerschöpfliche Weideplätze bietet, birgt auch ihr Verderben in sich. In ihm kann sich ihr furchtbarster und ausdauerndster Feind, der Mensch, im Boote nähern, ohne von ihnen gesehen zu werden, und sie mit der tödlichen Waffe erreichen.

Acht Tage bereits kreuzte der „junge Konrad" in dickem Wasser, Jan Mayen mit seinen leuchtenden Gletschern war im Süden längst wieder unter den Horizont hinabgetaucht, aber noch zeigte sich nirgends das Blasen eines Walfisches, so scharf auch aus dem Krähenneste und unten vom Deck ausgelugt wurde. Nur hier und dort spielten einige Narwale um das Schiff und kreuzten ihre langen gewundenen Stoßzähne wie Fechter, doch es verlohnte sich nicht der Jagd auf sie. Sie sind viel zu schlau und vorsichtig, um sich leicht fangen zu lassen, und der Ertrag an Speck ist zu gering, um viel Zeit auf sie zu verwenden.

So gab es keine Beute, aber desto mehr Knüffe und Püffe, daß die starken Rippen des Schiffes bedenklich knackten und stöhnten, die knorrige Gallionsfigur noch finsterer und grimmiger dreinschaute als sonst, und die frostklappernden „Grünen" Grönland aus tiefster Seele verwünschten, das ihnen bisher nichts gebracht, als eisigen Regen, Schnee und dichten Nebel, der Vorn und Hinten im Schiff nicht erkennen ließ, bei der Kälte als zolllanger Bart auf Holz, Tauwerk und Menschen niederschlug und alles in einen glitzernden Pelzmantel hüllte.

Aber bald malte sich auf den Gesichtern der Neuen auch Schrecken und tödliche Angst, als ein Sturm losbrach, und

selbst die Züge der wetterharten Seeleute verrieten einige Besorgnis. Zwar verankerte sich der „junge Konrad" an einem der Eisriesen, zu denen allmählich die Schollen und Felder angewachsen waren, und lag dort unter dem Winde ziemlich gut in ruhigem Wasser, aber die Sicherheit währte nicht lange.

Der Wind trieb von Norden her immer mehr und gewaltigere Eismassen herunter, welche ringsum das freie Wasser einzuengen begannen. Donnernd und krachend stießen sie zusammen, türmten sich gegeneinander, brachen und barsten, und das Tosen dieses Kampfes schlug unheimlich und drohend, wie das Getümmel einer Schlacht, an das Ohr der Besatzung. Wehe dem unglücklichen Schiffe, das in dieses Chaos geriet! es wäre unrettbar verloren gewesen und zermalmt in die Tiefe gesunken.

Näher und näher rückte der Aufruhr der Elemente; der Sturm heulte in der Takelage und pfiff in den Blöcken; der Grönlandsfahrer stieß und zerrte an dem Kabeltau, das ihn an das Eisfeld fesselte, und dieses selbst zitterte und erklang dumpf, wenn andere Berge dagegen trieben und an ihm zerschellten.

Dichter Nebel verengte den Gesichtskreis bis kaum über das Schiff hinaus, und das beständige Donnern und Krachen ringsumher, dessen Ursache sich dem Auge verbarg, machte auf die banglauschende Besatzung nur einen um so schaurigeren Eindruck.

Moormann stand mit Dirk auf dem Hinterdeck an der Verschanzung und suchte vergebens mit dem Auge den Nebel zu durchdringen. Er vertrat den Kommandeur, der seit einigen Tagen erkrankt in der Koje lag und trug nun die ganze Verantwortlichkeit für die Sicherheit des Schiffes.

„Du schaust so ernst aus, Ohm Wilhelm,“ redete der Knabe ihn an, „droht uns Gefahr?“

„Im Augenblick fürchte ich sie noch nicht,“ erwiderte der Gefragte, „aber wir sind nahe daran, wenn der Nebel nicht bald weicht. Ich möchte wohl unter Segel gehen, denn das Feld, an dem wir fest sind, kann jede Minute auseinander brechen, aber ohne etwas zu sehen in das Ungewisse hineinsteuern wage ich nicht — wir könnten es sonst noch schlimmer treffen. Dort oben scheint der blaue Himmel herab, ein Zeichen, daß der Nebel nur auf dem Wasser liegt, und es kann deshalb in kürzester Frist aufklaren, doch darauf zu warten, ist auch gefährlich und es ist besser, auf alles gefaßt zu sein. Geh mit den anderen vier Mann aus deinem Boot nach oben, Dirk, und macht das Großmarssegel*) so weit los, daß es sofort fallen kann, wenn es nötig sein sollte. Sage auch dem zweiten Harpunier, er solle die Leute in den Vortop und auf den Klüverbaum**) schicken, um es mit dem Vormarssegel***) und dem Klüver†) ebenso zu machen.“

Dirk flog nach vorn, um den betreffenden Leuten Bescheid zu sagen und enterte dann mit den Kameraden schnell nach oben zur Ausführung des erhaltenen Befehls.

Kaum hatten sie die Beschlagzeisinge††), mit denen die festgemachten Segel an den Raaen umwickelt werden, so weit

*) Das zweite Segel von unten am (mittleren) Großmast.

**) Die erste Verlängerung des Bugspriets, welches vorn über den Bug des Schiffes schräg hinausragt.

***) Das zweite Segel von unten am Fockmast.

†) Dreieckiges Segel am Klüverbaum.

††) Dünne geflochtene Taue.

gelöst, daß nur noch der letzte Schlag abzumachen war, als südwärts in nächster Nähe ein furchtbares Krachen ertönte, wie wenn sich ein schwerer Donnerschlag entlüde, dessen rollendes Echo sich an unsichtbaren Felswänden fortpflanzte. Ein mächtiger Eisberg mußte gegen das Feld getrieben sein und es mit ungeheurer Wucht getroffen haben. Es spaltete sich, ein weiter klaffender Riß zeigte sich unmittelbar hinter dem Schiffe und drohend schob sich der abgerissene Teil gegen dasselbe.

Gleichzeitig wurde der Nebel lichter und kaum tausend Schritte in Lee erschien ein anderes Eisfeld. Moormann übersah mit einem Blicke die Gefahr und den einzigen möglichen Ausweg. Wenn die herantreibende Scholle den „jungen Konrad" erreichte, so riß sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt von seinem Anker, trieb ihn hilflos vor dem Sturme gegen das Feld in Lee, und sein wie der Mannschaft Schicksal wäre damit besiegelt gewesen. Sein vorhin erteilter Befehl war eine wahre Eingebung; jetzt gab es keinen Augenblick zu verlieren.

„Alle Mann an Deck!" rief er mit tönender Stimme, die bis in die fernsten Räume des Schiffes drang und hastig die gesamte Mannschaft nach oben trieb. „Klar, das Kabel*) zu kappen und den Klüver zu setzen! Fallen Segel!"

Die Segel fielen, die Seeleute eilten auf ihre Plätze und gaben den zitternden „Grünen" die erforderlichen Taue in die Hand. Der Zimmermann stand vorn mit der Axt fertig beim Kabel, während Moormann selbst zum Steuerruder sprang und es an Bord legte, um das Schiff etwas vom Eisfelde freikommen zu lassen.

*) Ankertau.

Glücklicher Weise war die Strömung von vorn so stark, daß der „junge Konrad" dem Ruder gehorchte. Als er sich so weit gedreht hatte, daß der Klüver seitwärts Wind fassen konnte, erscholl Moormanns Befehl: „Kappt das Kabel, heißt Klüver!"

Die Axt fuhr hernieder, das straff gespannte Kabel flog sausend durch die Klüse über Bord und der Klüver ging in die Höhe, um mit der Hebelkraft des seitlich auf ihn fallenden Windes den Kopf des Schiffes so weit zu drehen, daß auch die inzwischen ausgeholten Marssegel füllen und dem „jungen Konrad" die Fahrt geben konnten, um der drohend herannahenden Scholle zu entfliehen.

Es dauerte lange, ehe sich das schwerfällige Schiff in Bewegung setzte und sein Trägheitsmoment überwand; näher und näher kam die Scholle, und besorgt schaute Moormann auf den unheimlich heranschleichenden Feind, der kaum noch zwanzig Schritt entfernt war. Einige bange Minuten verflossen — da endlich begann der „junge Konrad" den Druck der vom Sturme bis zum Springen geblähten Marssegel zu fühlen und durch das Wasser zu schneiden, zuerst kaum merklich, dann schneller und schneller, bis eine sichere Entfernung zwischen ihm und der Scholle lag.

Moormann fiel ein Stein vom Herzen; aber nur die nächste Gefahr war überwunden. Was die kommenden Stunden, ja Minuten brachten, wußte man nicht. Vorläufig galt es, den Streifen freien Wassers zu gewinnen, der sich in der Richtung des eingeschlagenen Kurses zeigte, und unter Preß von Segeln steuerte das Schiff darauf zu.

Der Nebel verzog sich jetzt schnell, die Sonne sandte vom

wolkenlosen Himmel ihre Strahlen herab, und die Eisberge mit ihren wunderbar gestalteten Spitzen und Zacken, die überall sichtbar wurden, blitzten und funkelten wie ebensoviele gewaltige Diamanten, aber das prachtvoll erhabene Schauspiel, das sonst Herz und Sinne von allen entzückt haben würde, ging jetzt fast unbemerkt an ihnen vorüber.

Auch nicht einer an Bord des „jungen Konrad" machte sich ein Hehl daraus, in wie gefährlicher Lage das Schiff sich noch dauernd befand. Ringsum war das Eis in Bewegung; es drängte, schob, krachte und spaltete nach allen Richtungen — jeden Augenblick konnte das freie Fahrwasser verschwinden, konnten die riesigen Massen das winzige Schiff zerdrücken.

Mit sorgenvoller Miene schaute Moormann voraus. Die beiden Felder, zwischen denen man nordwärts segelte, schienen in etwa einer Meile Entfernung zusammenzutreffen. Bestätigte sich dies, so war der „junge Konrad" wie in einem Gefängnis eingeschlossen. Zurück konnte er nicht, schon wegen des Windes, und das Eis hatte sich auch hinter ihm zusammengeschlossen — es war das Schlimmste zu fürchten.

„Was ist das, Ohm, dort am Himmel?" rief Dirk erregt dem Steuermann in diesem Augenblicke zu und schreckte ihn aus seinen düsteren Gedanken, „sieh nur, was für eine wunderbare Erscheinung!"

Ein letzter Streif des Nebels, der sich gehoben, war vor den Sonnenstrahlen verflogen, und hinter ihm die von dem Knaben gesehene Merkwürdigkeit zu Tage getreten.

In westlicher Richtung hob sich von dem Azur des Himmels ein hellleuchtender Silberschein ab. Wie ein breites

Band, das fast ein Viertel des Horizontes einnahm, stieg es bis in die Nähe des Scheitelpunktes empor. Tiefblaue, scharf begrenzte Streifen von größerer oder geringerer Ausdehnung und in verschiedenen Richtungen laufend durchschnitten es. Ein gleichfarbiger großer Fleck befand sich ungefähr in der Mitte des Schimmers, und ein Streifen, dessen rückliegendes Ende, allmählich sich verengernd, zum Schiffe wies, mündete in denselben, während weiter nördlich der Silberton des Ganzen in ein unreines Gelb überging, um sich allmählich im Blau des Himmels zu verlieren. Die Naturerscheinung gewährte einen so eigentümlichen und zugleich so prachtvollen Anblick, daß sie Dirks Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte und auch die Bewunderung und das Staunen aller derer an Bord erweckte, welche sich zum erstenmale im hohen Norden befanden.

Moormann warf einen prüfenden Blick nach oben. „Es ist der Eisblink," sagte er dann, „Gott sei Dank, er kommt zur rechten Zeit" — und es war, als ob sich eine schwere Last von seiner Brust wälzte. Seine Züge hellten sich auf, und er griff hastig nach dem Fernrohr, um es voraus auf die Fahrrinne zu richten, in der das Schiff segelte.

„Was will das heißen, Eisblink? — und weshalb freust du dich darüber?" fragte der wißbegierige Knabe, dem die plötzliche Veränderung in der Stimmung des Steuermanns nicht entgangen war.

„Laß mich jetzt, mein Junge", erwiderte dieser etwas ungeduldig, als er nach einer Weile das Fernrohr vom Auge nahm, „zunächst gibt es noch etwas zu thun. Später erkläre ich es dir — wenn alles gut geht," fügte er mit leiser Stimme

für sich hinzu, um dann sofort den Befehl zu erteilen: „Untersegel*) los!"

Erstaunt sahen die Seeleute zu ihm auf. Der Sturm wehte noch in unverminderter Stärke, und wenn er auch ziemlich von hinten kam, in der Fahrrinne keine See stand und die Marssegel durch doppelte Reffe um die Hälfte verkleinert waren, bogen sich schon die Stengen**) und jetzt sollten noch die ganzen Untersegel gesetzt werden.

„Schnell, wir haben keinen Augenblick zu verlieren!" rief Moormann heftig den Zögernden zu, die nun unverzüglich in die Wanten***) aufenterten.

In wenigen Minuten waren beide Segel gesetzt, und der Grönlandsfahrer fühlte ihre Wirkung. Das Tauwerk reckte sich und knackte, die Segel blähten sich zum Zerspringen, der Wasserberg vor dem Bug türmte sich höher, und das Schiff schnob mit gesenktem Kopfe wie ein wilder Stier durch die Fluten. Wohl noch nie in seinem langen Leben war dem „jungen Konrad" eine solche Anstrengung zugemutet worden, und sein Brustbild in der Gallion verschwand fast in dem aufgewühlten Gischt. Aber auch wohl noch nie war er mit solcher Geschwindigkeit durch das Wasser getrieben, wie in diesem Augenblicke, und das hatte Moormann bezweckt.

Er nahm mit dem Fernrohr wahr, daß die Fahrrinne sich allmählich verengerte, und in der Entfernung von etwa einer

*) Die untersten Segel, Fock- und Großsegel, am Fock- und Großmaste.

**) Erste Verlängerungen der Untermasten.

***) Seitliche Haltetaue der Masten.

halben Meile die beiden seitlichen Felder fast zusammenstießen. Hier türmten sich mächtige Eisblöcke zu Mauern, welche nur einen schmalen Durchgang von anscheinend wenigen Schiffsbreiten ließen, während, wie der zum Krähenneste geschickte Dirk meldete, jenseits ein sich bedeutend verbreiterndes Fahrwasser vortrat.

Das Eis war ringsum in gefährlicher Bewegung und preßte sich überall zusammen; nach rückwärts war der Weg verlegt, wie leicht konnte auch jener letzte Ausgang versperrt werden, und dann war das Schiff unrettbar verloren. Deshalb hatte Moormann selbst auf die Gefahr hin, die Masten zu brechen, so viel Segel setzen lassen, um so schnell wie möglich die Enge zu erreichen.

Mit äußerster Spannung, die er der Besatzung gegenüber kaum unter einer angenommenen ruhigen Außenseite zu verbergen vermochte, sah er den entscheidenden Augenblick nahen. Das Schiff flog vor dem Sturme dahin und auf die Öffnung hin, welche den Anblick eines riesenhaften Thores gewährte, dessen Seitenwände von steil sich erhebenden gewaltigen Eisblöcken gebildet wurden. Sie hatte kaum eine Breite von fünfzig Fuß und etwa die dreifache Länge.

Jetzt war die gefährliche Stelle erreicht. Der „junge Konrad“ stürmte in die Enge hinein, das Rauschen der von ihm aufgeworfenen Bugwelle widerhallte an den nahen Eiswänden, welche die Mastspitzen überragten. Moormanns Herz klopfte in höchster Erregung; er selbst hatte das Steuerruder genommen, um das Schiff genau in der Mitte der Rinne zu

halten — in wenigen Sekunden schien alle Gefahr beseitigt — da überzieht Totenblässe sein Gesicht!

Etwas, wie ein leiser Stoß durchzittert das Schiff, — dann vermindert sich bedeutend seine Geschwindigkeit, sein Körper hebt sich einige Fuß aus dem Wasser — und nun steht es plötzlich ganz still.

Damit fällt aber der Sturm mit um so größerer Heftigkeit in die Segel. Die ungereffte Fock und das Großsegel vermögen seiner Gewalt nicht zu widerstehen. Mit donnerähnlichem Knall fliegen beide aus den sie umsäumenden Tauen und peitschen an den Raaen, während die Eiswände das Getöse in schaurigem Echo zurückgeben.

Die Besatzung steht mit stockendem Atem wie angewurzelt, doch ehe noch jemand zum Bewußtsein des Geschehenen kommt, ertönt aus der Tiefe ein dumpfes Krachen, und ein heftiger Stoß, als ob die Eisriesen das Schiff mit einem Keulenschlage zerschmettern wollten, läßt es in seinen innersten Fugen erbeben.

Mit angstvollen Blicken schaut Dirk zu seinem Freunde hin, doch in dessen Zügen leuchtet es plötzlich auf, alle Sorge und Spannung ist aus ihnen verschwunden. „Hurrah Jungens," ruft er mit freudiger Stimme, „wir sind frei, wir sind gerettet!"

Und so war es. Das Schiff begann sich in Bewegung zu setzen; zuerst langsam, dann schneller und schneller — noch eine halbe peinvolle Minute, und es glitt aus der drohenden Enge hinaus in freies breites Fahrwasser. Es war gerettet, aber unmittelbar hinter ihm trieb der Sturm die Eiswände zusammen. Mit donnerndem Getöse trafen sie aufeinander,

sich gegenseitig zermalmend brachen die riesigen Blöcke zusammen und türmten sich in wüstem Durcheinander.

Die Felder hatten unter Wasser durch eine schräg aufsteigende Eisscholle zusammengehangen. Der „junge Konrad“ mit seiner heftigen Fahrt war die schiefe Ebene hinaufgelaufen und hatte einen Augenblick festgesessen; dann war unter seinem Gewicht die Scholle durchgebrochen, er wieder in tiefes Wasser zurückgefallen und auf diese Weise aus seiner furchtbaren Lage befreit worden. Dank seiner soliden Bauart hatte er den schrecklichen Kampf ohne weiteren Schaden siegreich bestanden.

Die zerrissenen Untersegel waren bald geborgen; aber es lag keine Notwendigkeit vor, sie sofort zu ersetzen. Die Marssegel reichten jetzt völlig aus, denn alle Gefahr war beseitigt. Das Schiff hatte freies Wasser vor sich, welches sich allmählich zu einem viele Meilen weiten Becken verbreiterte, und zugleich die Grenze des festen Eises erreicht, das erst im Juni mit dem höchsten Stande der Sonne abzubröckeln beginnt.

Bis dahin hoffte Moormann jedoch längst ein volles Schiff zu haben und auf dem Rückwege zu sein. Umspielten doch hier Narwale in Scharen von zehn bis zwanzig Stück den „jungen Konrad“ und diese sind in solchen Mengen stets die Vorläufer der Walfische.

„Jetzt kannst du ins Krähennest gehen, Dirk,“ äußerte der Steuermann, „die Narwale sind da, und nun dürfen wir auch hoffen, bald einen Walfisch blasen zu sehen.“

„Du wolltest mir aber sagen, was es für eine Bewandtnis mit dem Eisblink hat.“

„Ja wohl, mein Junge, soviel Zeit hast du auch noch,“

erwiderte Moormann. „Sieh, der liebe Gott meint es gut mit uns Seeleuten, und wenn wir uns nur die Mühe geben, darauf zu achten und sie zu verstehen, schickt er uns oft Zeichen, die uns vor Gefahren warnen und uns den Weg zur Rettung andeuten. Wir Grönlandsfahrer können aber seine Hilfe, wie du heute gesehen hast, noch besser gebrauchen, als die meisten anderen Schiffe.

Ein Sturm ist nicht so schlimm, aber wenn man zwischen dem Eise sitzt und überall sein Splittern und Krachen hört, während dichter Nebel uns umlagert, und man keine zwanzig Schritt weit sehen kann, das nimmt selbst unsereinen scharf mit, namentlich wenn man, wie ich in diesem Augenblicke, die Verantwortung für das Schiff und für alle trägt, die darauf leben.

Ich schäme mich nicht, dir zu sagen, daß ich dort in jener Enge hinter uns so ziemlich meinen Mut verloren hatte und trübe in die nächste Zukunft sah, was sonst nicht meine Manier ist. Ich wußte nicht, was ich machen sollte, da brach zur rechten Zeit die Sonne durch, und es zeigte sich der Eisblink, der die größte Sorge von mir nahm. Sieh', wie eine genaue Karte zeichnet er das Eis hier unten, dort oben am Himmel ab. Die blauen Streifen und Flecke sind offenes Wasser, der weiße Schimmer ist ruhiges, festes — der gelbliche ist Pack- und Treibeis. Dieser zum Schiffe weisende Streifen ist die Fahrrinne, in der wir uns befinden; sie wird immer breiter und mündet in jenen großen Fleck, der ein freies Becken von mindestens 15—20 Meilen Durchmesser bedeutet, und auf den wir jetzt lossteuern."

„Wunderbar!“ rief Dirk aus, „aber wie entsteht das Bild?“

„Das ist sehr einfach,“ erwiderte Moormann; „bei der Kälte, die wir haben, schwimmt oben die Luft ganz voller feiner Eisnadeln, die so dicht nebeneinander liegen, daß sie eine förmliche Decke bilden. Im Sonnenlichte wirken sie wie ein Spiegel und werfen das Bild des schneebedeckten Eises zurück, während das Wasser die Lichtstrahlen einschluckt und deshalb blau erscheint.

So hat es mir wenigstens ein Professor in Bremen erklärt, den ich einmal danach fragte, und es scheint mir auch ganz richtig zu sein, aber wunderbar genug bleibt es trotzdem, daß der Blink gerade zu der Zeit erschien, als die Not am größten war. Es muß dort oben wohl jemand über uns wachen,“ fügte er leise hinzu, „und es war eine Mahnung, daß wir in Zukunft Gott mehr vertrauen. Doch nun geh' nach oben, Dirk,“ unterbrach er die Rührung, die ihn beschlich, „und suche dir die Bramtuchhose zu verdienen, die derjenige bekommt, der den ersten Fisch blasen sieht.“

Behende enterte der Knabe in die Wanten auf und seine scharfen Augen musterten mit genauer Aufmerksamkeit den Horizont.

IV.

Mit dem glücklichen Passieren der Enge und der Ankunft in freiem Wasser schien der Sturm es aufgegeben zu haben, den „jungen Konrad“ noch weiter zu verfolgen. Er mäßigte sich überraschend schnell zu einer gewöhnlichen Brise, ebenso glättete sich das Wasser, und bald ging alles an Bord wieder seinen gewohnten Gang. In wenigen Stunden war das erlittene Ungemach vergessen, wenigstens von den Seeleuten, und nur die Grünen erinnerten sich noch lange mit Schaudern der Gefahr, der sie soeben mit knapper Not entronnen waren. Das Schiff segelte langsam in der immer breiter werdenden Fahrrinne dem ausgedehnten Wasserbecken zu, das vorher der Eisblink so deutlich am Himmel abgezeichnet hatte, und in dem man ergiebige Beute zu finden hoffte.

Der unermüdliche Dirk hatte schon wieder stundenlag im Krähenneste gefroren, scharfen Ausguck gehalten, bis es ihm vor den Augen flimmerte, aber nichts entdeckt. Mißmutig schickte er sich an, wieder auf das Deck niederzusteigen, um die erstarrten Glieder etwas zu erwärmen, und warf noch einen letzten Blick umher, als dieser plötzlich an einem Punkte haften blieb. Der Knabe glaubte etwas Ungewöhnliches zu

sehen; bevor er sich aber darüber klar wurde, war alles wieder verschwunden, und das von schimmernden Eisfeldern begrenzte Meer zeigte nur überall seine gleichmäßige grüne Fläche, die der Wind in leichtem Schaume kräuselte.

Doch halt! was ist dort? Ein trichterförmiges Wölkchen steigt aus dem Wasser empor und hebt sich einige Augenblicke scharf gegen den Horizont ab, um sich nach wenigen Sekunden zu verflüchtigen, während dichte Scharen von Möven es umkreisen.

Da ist es wieder, aber diesmal näher und deutlicher — ein hoher Wasserstrahl! Ihm folgen andere, sechs, acht, an verschiedenen Stellen. Der Wind trägt einen Laut an Dirks Ohr wie den Ton einer fernen Posaune. Kein Zweifel mehr, es sind blasende Walfische, eine ganze Herde, die sich anscheinend dem Schiffe nähert, und mit helltönender Stimme sendet in stolzer Freude Dirk den eigentümlichen Ruf zum Deck hinunter, der auf deutschen Grönlandsfahrern das Erscheinen eines Walfisches kündet: „Wal, Wal, überall!"

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt er die ganze Mannschaft; alles strömt aus den unteren Räumen nach oben, wie jeder steht und geht, die Freiwache halb angekleidet aus den Kojen, und selbst den kranken Kommandeur leidet es nicht unten. Die Schmerzen sind vergessen, das Fieber ist verschwunden, und in freudiger Erregung schaut er nach den Fischen aus, die langsam heranziehen, bald ihre ungeschlachten Rücken über die Wasserfläche heben, bald mit den gewaltigen Flossen das Wasser peitschen, daß es hoch aufschäumt und an den Riesenleibern wie an Klippen brandet.

Offenbar haben die Tiere keine Ahnung von der Nähe des Schiffes und der ihnen drohenden Gefahr. Sie spielen harmlos, schwimmen langsam durcheinander oder im Kreise und kommen allmählich heran. Die Gelegenheit ist so günstig wie möglich, das Wasser vom Winde nur soviel bewegt, um im Rauschen der kleinen Wellen das Rudern der Boote unhörbar zu machen, das sonst bei Windstille den ebenso furchtsamen wie mächtigen Fisch oft auf weite Entfernungen erschreckt und verscheucht. Außerdem können die Boote direkt von vorn angreifen, wohin der grönländische Walfisch nicht sehen kann, da Sitz und Bau seiner unverhältnismäßig kleinen Augen ihm nur einen Ausblick zur Seite und nach hinten gestatten. Endlich ist aber das grüne Wasser heute so dick, daß man auch nach dieser Richtung zu frühe Entdeckung nicht zu besorgen hat.

„Alle Boote zu Wasser!“ befiehlt der Kommandeur. „Ich nehme das Kommando, Wilhelm,“ wendet er sich dann zu Moormann, „ich fühle mich kräftig genug dazu. Geh du in dein Boot und nimm die Führung — die anderen Harpuniere sind etwas wild, fürchte ich, und wenn die Sache richtig angefaßt wird, müssen wir zwei der größten haben, es sind ihrer mindestens fünfzehn Stück.“

In des Steuermanns Zügen spiegelte sich deutliche Befriedigung. Ihm schmeichelte nicht nur das vom Kommandeur in seine Ruhe und Geschicklichkeit gesetzte Vertrauen, sondern auch die Jagd selbst mit ihren Aufregungen und Gefahren nahm sein ganzes Interesse in Anspruch, und es hätte ihn große Selbstüberwindung gekostet, zur Vertretung des Kapitäns an Bord bleiben zu müssen.

Mit einem „Ei, ei, Kommandeur!“ welches an Bord das Verstehen des empfangenen Befehls bedeutet, beeilte er sich die Ausführung des letztern zu leiten und zu überwachen. Er hatte dabei alle Hände voll zu thun, um bei der übereifrigen Hast und teilweisen Ungeschicklichkeit der Mannschaften einem Unfalle vorzubeugen, und nur seiner außerordentlichen Kraft war es zu danken, daß er einen von einem voreiligen „Grünen“ zu früh losgeworfenen Flaschenzug noch rechtzeitig anhielt, sonst wäre das Boot von oben gestürzt. Dies hinderte ihn indessen nicht, während er mit der Rechten das Tau gewaltsam stoppte, mit der Linken dem Missethäter eine Ohrfeige zu verabreichen, die denselben wohl für seine ganze Lebenszeit zur Vorsicht mahnte.

Um das eigene Boot brauchte Moormann sich nicht zu kümmern. Er hatte gesehen, daß Dirk, nachdem er sein „Wal, Wal, überall!“ gerufen, blitzschnell sich an der Brampardune*) hatte an Deck gleiten lassen — das Hinunterklettern in den Strickleitern ging ihm viel zu langsam — und zu seinem Boote geeilt war. Da befand es sich in den besten Händen und es kam auch viel früher zu Wasser, als die übrigen.

Als diese endlich bereit und die Mannschaften noch einmal kurz über ihre Obliegenheiten bei der bevorstehenden Jagd belehrt waren, setzte sich der Zug in Bewegung, während das Schiff von den wenigen an Bord zurückgebliebenen Mannschaften beigelegt wurde, wobei es sich so ziemlich auf derselben Stelle hielt.

Die Walfische waren noch etwa eine Seemeile entfernt

*) Haltetau der Bramstenge, der zweiten Verlängerung der Masten.

und man ruderte vorsichtig und langsam ihnen entgegen, dann mußten sie durch irgend etwas erschreckt sein und verschwanden plötzlich spurlos.

„Hurrah! Jungens," rief Moormann, „jetzt forsch hinter die Riemen gelegt, daß sie knacken. Wir haben noch zwanzig Minuten Zeit, ehe sie zum Luftschöpfen wieder heraufkommen, und dann müssen wir ihnen auf dem Nacken sitzen."

Die Leute holten tüchtig aus, und das mit den besten Ruderern besetzte Boot des Steuermanns flog, eine etwas veränderte Richtung nehmend, pfeilschnell über die Wasserfläche, die übrigen weit hinter sich lassend, in denen man noch gar manchen Grünen eine Krabbe fangen und die Beine gen Himmel strecken sah.

„Wie kannst du wissen, Ohm, wo sie wieder aufkommen werden," fragte Dirk nach einer Weile.

„Wenn man so oft in Grönland gewesen ist, wie ich, mein Junge," erwiderte Moormann, „dann lernt man das ziemlich genau kennen. Die Fische gehen immer gegen den Wind und da sie vorhin spielten und nur ganz langsam schwammen, so werden sie sehr nahe dem Punkte wieder auftauchen, wo sie niedergegangen sind. Doch jetzt „Fest Rudern!" wir sind ungefähr da, und ganz ruhig gehalten! Die Tiere dürfen nichts hören, sonst ist alle unsere Arbeit umsonst gewesen."

Die Bootsgäste hielten auf Riemen, d. h. die Ruder wagerecht über dem Wasser schwebend, um sie nach Erfordernis sofort wieder eintauchen und dem Boot neue Fahrt geben zu können. Moormann machte den übrigen Fahrzeugen mit einer roten Flagge ein Signal, demzufolge auch sie mit Rudern

innehielten, nachdem sie sich verabredetermaßen auf einen größeren Halbkreis verteilt hatten.

Bis dahin handhabte er selbst den Steuerriemen. Walfischboote, welche hinten und vorn spitz sind, werden mit einem solchen und nicht mit dem gewöhnlichen, hinten angehakten kleinen Steuerruder gesteuert. Gar oft hängt die Sicherheit der Boote und ihrer Insassen von einer schnellen Wendung ab und diese wird durch die große Hebelkraft eines langen Riemens bedeutend besser gewährleistet.

Dirk's Platz war vorn im Bug; jetzt ließ ihn Moormann jedoch nach hinten kommen und übergab ihm den Steuerriemen.

„Paß auf, mein Junge!“ — das war alles, was er sagte. Wußte er doch, daß sein Schützling in Behandlung von Booten Meister war und trotz seiner Jugend die nötige Kaltblütigkeit besaß, die er in so häufigem Kampfe mit stürmischen Wellen sich erworben.

Dirks Augen strahlten vor freudigem Stolz auf das ihm geschenkte Vertrauen. „Du wirst mit mir zufrieden sein, Ohm,“ war seine von einem dankbaren Blicke begleitete Antwort, als er mit kräftiger Hand den Riemen ergriff und sich hinten im Boot aufstellte.

Moormann ging dann über die Ruderbänke nach vorn in die Spitze des Bootes. Er nahm die haarscharf geschliffenen und im Sonnenlichte blitzenden Lanzen aus ihren Futteralen und legte sie neben sich. Dann warf er einen prüfenden Blick auf die in Bütten aufgeschossenen Leinen, ob sie vorläufig klar zum Auslaufen seien, sah nach, daß das Kappbeil

zur Hand war und griff, als er alles in Ordnung fand, mit der Rechten die Harpune.

Das Boot schaukelte leise auf den Wellen, die der Wind leicht kräuselte; die Besatzung saß schweigend auf den Ruderbänken, aber aus ihren Zügen sprach die lebhafteste Erregung, und die Herzen klopften laut. Moormanns Blicke schweiften über die Wasserfläche, während Dirk, seines Winkes gewärtig, das Auge auf ihn gerichtet hielt.

Noch etwa zehn Minuten lang verharrten alle in erwartungsvoller Spannung — da erhob Moormann plötzlich die Linke. Unmittelbar danach ließ ein brausender Ton, wie das Rollen fernen Donners, die Leute zusammenschrecken. Ein Wasserstrahl von Armesdicke hob sich 20—30 Fuß hoch in die Lüfte, und eine dunkle Masse, gleich der Oberfläche einer gewaltigen Kugel, erschien auf einige Augenblicke über dem Meeresspiegel.

Keine Schiffslänge entfernt tauchte der Walfisch auf — sein Kopf war auf das Boot gerichtet, aber er schwamm nicht vorwärts, sondern lag still, als ob er horchte.

Der Harpunier verharrte schweigend in seiner Stellung; er stand so unbeweglich wie eine Bildsäule, und die Bootsmannschaft wagte kaum zu atmen.

Da schlug wieder jenes Brausen an das Ohr, doch kam es von einer andern Seite, wenngleich ebenfalls aus nächster Nähe. Dann folgte ein zweites, drittes — hier, dort, überall; rings im Kreise zischten und brausten Wasserstrahlen empor, gewaltige Flossen reckten sich in die Lüfte wie schwarze Klippen und schlugen auf das Wasser nieder, daß es hoch aufschäumte,

wie Brandung, und der Wind den dampfenden Gischt bis über das Boot trug. Dies befand sich mitten in einer Herde der Riesentiere, die ohne Ahnung der ihnen drohenden Gefahr spielend durcheinander tummelten.

Moormanns Auge folgte prüfend jedem einzelnen auftauchenden Fische; aber der erste war der größte. Er lag noch ruhig und war nur unmerklich voraus geschossen, so daß er sich jetzt etwas schräg nach vorn vom Boote befand. Der Harpunier winkte Dirk. Mit augenblicklichem Verständnis gab der Knabe dem Riemen eine Bewegung nach Steuerbord*), und der Kopf des Bootes drehte sich geräuschlos nach der entgegengesetzten Seite, bis er wieder recht auf den Walfisch zeigte.

„Recht so!“ befahl Moormann, „rojet an mit voller Kraft!“ aber diesmal rief er mit lauter Stimme. Das Blasen und Flossenschlagen der Herde verursachte ein so tobendes Geräusch, daß Vorsicht nicht mehr geboten war. Es galt jetzt nur, so schnell wie möglich an den Fisch zu kommen, bevor er sich weiter umwandte und das Boot sah.

Die Leute tauchten ihre Riemen in das Wasser und holten mit einer Kraft aus, daß erstere sich wie Gerten bogen, und das Boot pfeilschnell durch das Wasser glitt, während Dirk es gewandt in schnurgerader Linie hielt. Nach einigen Sekunden war der Abstand bis auf zehn Schritt durchmessen.

„Fest Rudern, laß laufen!“ rief der Steuermann.

Die Leute gehorchten augenblicklich, während das Boot noch näher heranschoß. Jetzt erhob Moormann die Rechte;

*) Rechte Seite des Schiffes, von hinten nach vorn gesehen.

mit gewaltiger Kraft schleuderte er die Harpune, und sausend flog das blitzende Eisen dahin, um sich in dem Körper des Wals zu vergraben. Es war mit tödlicher Sicherheit geworfen, denn in demselben Augenblicke hob der Fisch seine hintere Hälfte kerzengerade aus dem Wasser, um dann augenblicklich in die Tiefe zu tauchen.

„Wasser auf die Leine!“ befahl Moormann, und der Matrose am vordersten Riemen goß den Inhalt eines bereit stehenden Eimers darüber hin. Der Fisch riß sie mit solcher Schnelligkeit hinter sich her, daß sie bei der Reibung über die Bordwand des Bootes rauchte. Eine Walfischleine ist 120 Klafter lang — in kaum einer Minute war sie zu Ende und es kam die zweite darangeknotete an die Reihe. Die erste Hälfte derselben lief noch mit gleicher Geschwindigkeit aus, dann ließ diese etwas nach — der Fisch hatte seine größte Tiefe erreicht und schwamm langsamer, er mußte gut getroffen sein.

„Wir sind fest!“ sagte Moormann triumphierend, „Dirk, steck die rote Flagge auf!“

Dieser that, wie ihm geheißen; es war das Signal für die übrigen Boote, daß ein Fisch mit Sicherheit des Fanges harpuniert sei. Von jenen war nichts erbeutet; im Augenblick als das angeschossene Tier in die Tiefe ging, verschwanden auch alle anderen spurlos und man mußte erst ihr Wiederaufkommen abwarten. Die Boote ruderten nach dem Punkte hin, wo dies mutmaßlich geschehen würde.

Die Leine lief jetzt noch langsamer aus. „Die Harpune muß tief hineingegangen sein und wir haben nicht zu fürchten, daß sie losläßt,“ äußerte der Steuermann, „dann wird der

Wal auch nicht lange unten bleiben, aber wir wollen es ihm etwas schwerer machen — legt die Leine um die Klampe fest, dann muß er das Boot schleppen und wird es bald satt haben."

Die Leine wurde festgemacht, aber, als sie straff kam, mußte sie dem Tiere wohl größere Schmerzen verursachen, denn es erhöhte plötzlich wieder seine Geschwindigkeit in solchem Grade, daß das Boot wie rasend durch das Wasser schnitt.

„Schnell, alle Mann nach hinten!" befahl Moormann, „sonst verlieren wir Boot und Fisch."

Die Leute sprangen auf und eilten nach hinten, wodurch sich das Vorderteil um einige Fuß hob. Es war die höchste Zeit; der gewaltige Zug der Leine drückte das Boot vorn so tief ins Wasser, daß es anfing, unterzuschneiden und in wenigen Sekunden vollgeschlagen wäre, wenn man die Leine nicht gekappt hätte.

Trotzdem war die furchtbare Fahrt unbehaglich, hauptsächlich wegen ihrer Richtung. Der Fisch ging nicht etwa gegen das Schiff oder die anderen Boote hin, sondern nach der andern Seite gegen die feste Eiskante, als ob er wüßte, daß dort seine einzige Rettung läge. Sie war zwar noch 5000—6000 Schritt entfernt, aber wenn er sie erreichte, ohne vorher nach oben zu kommen und Atem schöpfen zu müssen, dann ging er verloren, und man mußte unbedingt die Leine kappen, wenn das Boot nicht am Eise zerschmettert oder unter dasselbe gezogen werden sollte.

Vorwärts ging es in unheimlicher Geschwindigkeit; das Fahrzeug flog zischend durch die Wellen, deren Schaum weit seit-

wärts sprühte, während das Kielwasser einen breiten perlenden Streifen zeichnete. Die übrigen Fahrzeuge entschwanden gänzlich den Blicken, der „junge Konrad“ tauchte immer tiefer unter den Horizont, dagegen hob sich die Eiskante voraus höher und höher aus dem Wasser. Sie war kaum noch tausend Schritt entfernt, Moormann schickte bereits einen Mann nach vorn, um mit dem Beile fertig zum Kappen zu stehen, da verminderte sich die Fahrt plötzlich zusehends, und das Boot ging nur noch langsam durch das Wasser.

„Hurrah, Jungens!“ rief Moormann, „er kommt herauf, das nenne ich zur rechten Zeit. Nun fix alle Mann nach vorn und die Leine eingeholt, so schnell wie möglich, Hand über Hand! Wenn er wieder bläst, müssen wir bei ihm sein. Geht er noch einmal hinunter, ohne daß ich ihm die Lanze gegeben, dann ist er uns für immer verloren.“

Mit Aufwand ihrer ganzen Kraft holten die Leute die Leine ein, und der Harpunier konnte sie kaum so schnell in den Bütten aufschießen, wie sie hereinkam. Als noch etwa dreißig Klafter draußen waren, tauchte der Walfisch auf und blies, aber der Wasserstrahl war nicht mehr weiß, sondern rötlich gefärbt.

„Holt, holt, Leute, was ihr könnt; wir haben ihn, da ist Blut!“ jubelte Moormann und stand auf, um mit der Lanze bereit zu sein.

Der Rest der Leine flog herein und das Boot schoß mit solchem Stoß gegen den aus Erschöpfung stillliegenden Walfisch, daß alle rückwärts niederstürzten. Nur Moormann, der den Zusammenstoß vorausgesehen, blieb aufrecht stehen; zugleich

aber stieß er die etwa fünfzehn Fuß lange Lanze mit so herkulischer Kraft und Sicherheit in den Leib des Wals, daß ihm die dreifüßige schlanke Spitze tief in die Lunge drang.

Der Fisch tauchte nicht, und nur ein krampfhaftes Zittern durchlief seinen riesigen Körper, aber als er jetzt wiederum blies, da quoll nur ein Strahl dicken schwarzen Blutes hervor.

„Streicht, streicht überall!“ befahl der Steuermann, „rückwärts Jungens, für euer Leben!“

Die Leute ruderten mit aller Kraft rückwärts, und in wenigen Sekunden war das Boot einige dreißig Schritte von dem Tiere entfernt zu seinem und der Besatzung Glück. Was Moormann mit seiner Erfahrung an dem Zittern und dem Blutstrahl vorausgesehen, trat ein. Der Leviathan kämpfte seinen Todeskampf; mit Blitzesschnelle peitschten die Flossen und der mächtige Schwanz das Wasser nach allen Richtungen, um alles zu zerschmettern, was in ihren Bereich gekommen wäre. Wie Brandung im Sturm kochte und schäumte das Meer ringsum, und dazwischen erklang das Blasen wie dumpfes Brüllen einer Herde von Löwen.

Dann wurde es still — das Wasser glättete sich, der Wal rollte auf die Seite — er war tot.

Mut und geistige Überlegenheit des Menschen hatten einmal wieder den Sieg über tausendfach überlegene rohe Kraft davongetragen.

Aus Moormanns Augen leuchtete stolze Freude, während Dirk in stummer Bewunderung auf den Koloß schaute, gegen den er sich so unendlich winzig vorkam und zu dessen Bewältigung er in gewissem Grade doch mit beigetragen. Die

Vorstellungen, welche er sich in jugendlicher Einbildungskraft bei den Erzählungen seines väterlichen Freundes von den Abenteuern in den Eisgegenden gemacht, hatten sich jetzt verwirklicht, und eine stolze Empfindung durchglühte ihn, daß er darin eine thätige Rolle hatte spielen können. Er fühlte sich plötzlich dem Knabenalter entwachsen, an Mut und Kraft den Männern eingereiht, seine Brust hob sich in stolzem Selbstgefühl, und die Zukunft entrollte vor seinen Augen glänzende Bilder.

Sein kühner Gedankenflug wurde indessen bald durch einen Befehl des Steuermanns unterbrochen, und er dadurch in die prosaische Gegenwart zurückgerufen. Bis dahin hatten Jagdeifer, Aufregung und Geistesspannung die mit dem Fange verbundenen Anstrengungen und Schwierigkeiten spielend überwunden, jetzt folgte aber wirkliche Mühseligkeit, bei der jene Empfindungen nicht helfend zur Seite standen.

Das gewaltige Tier war glücklich erlegt, doch mußte dasselbe, um es nicht ganz oder teilweise wieder einzubüßen, so schnell wie möglich gesichert und an Bord gebracht werden, und darauf hatten sich die Befehle des praktischen Moormann bezogen.

Von den übrigen Booten war nirgends etwas zu entdecken; vom „jungen Konrad" schimmerten noch gerade die Marssegel über dem Horizont, ein Zeichen, daß er über drei deutsche Meilen entfernt war und wahrscheinlich, selbst vom Krähenneste aus, das Boot gänzlich aus den Augen verloren hatte. Aber wenn dies auch nicht der Fall war, konnte er sobald nicht Hilfe bringen, da der Wind ihm gerade entgegenwehte, und demnach war die größte Eile geboten, um die Beute längsseit zu bringen.

Walfische unterscheiden sich im Gewicht von der von ihnen verdrängten Wassermenge so wenig, daß schon ein verhältnismäßig geringes Eindringen von Wasser in ihren Körper sie zum Sinken bringt, wodurch sie dann, namentlich in größerer Tiefe, so gut wie verloren sind. Zwar treiben sie später immer noch einmal durch die von der Fäulnis in ihrem Körper erzeugten Gase empor, aber dann ist der Speck wertlos, und wenn sie durch einen glücklichen Zufall wirklich wiedergefunden werden, sind höchstens noch die Barten zu gebrauchen.

Außerdem aber scheint ein toter Walfisch auch in unbegreiflich schneller Zeit aus dem weiten Umkreise alles heißhungrige Raubgesindel, das in der Luft, auf dem Eise oder im Wasser lebt, herbeizulocken, welches dann mit größter Gier und Unverschämtheit seinen Anteil an der Beute fordert. Aus allen Himmelsgegenden ziehen Seeraben, Kormorans, Alken, Möven und wie sie alle heißen, in Scharen zu vielen Tausenden herbei, um mit ohrzerreißendem Geschrei und unbekümmert um die Abwehr der Menschen sich auf den Leichnam niederzustürzen und ihn zu zerfleischen.

Ist Eis in der Nähe, so erscheint innerhalb weniger Stunden bestimmt jeder Eisbär, der sich im Umkreise von einigen Meilen befindet, und noch viel schneller schießt aus der dunklen Tiefe der Grundhai zu Dutzenden herauf, jener schlimmste aller Raubfische, der in den Grönländischen Gewässern eine Länge von 20—24 Fuß erreicht und mit seinem furchtbaren Gebiß Stücke von 20—30 Pfund Gewicht auf einmal aus dem Körper reißt.

Bei einer solchen Masse gefräßiger Geschöpfe ist es nicht

zu verwundern, daß selbst der größte Walfisch von 80—90 Fuß Länge und 3—4000 Zentner Gewicht bis auf das Skelett abgenagt wird, wenn man ihn vierundzwanzig Stunden frei treiben läßt, und es war Moormann nicht zu verdenken, wenn er alle Anstrengungen machte, um seinen kostbaren Fang möglichst bald aus dem Bereich jener Bestien und an Bord zu bringen, wenn dies auch nur durch langwierige und die Kräfte auf das höchste anspannende Arbeit geschehen konnte.

Zunächst mußten die mächtigen, querabstehenden Seitenflossen längs des Körpers angeschnürt werden, um ihren Widerstand beim Bugsieren zu beseitigen, eine Aufgabe, die für mehrere Boote verhältnismäßig leicht, bei einem einzelnen jedoch ungemein mühevoll und zeitraubend ist. Alsdann wurde eine Harpunenleine um den dünnen Teil des Schwanzstückes befestigt und das Schleppen begonnen. Mit dem Kopfe nach vorn ist dies nicht möglich, da bei dem toten Walfische der gewaltige Rachen, in den man bequem mit einem Boote hineinfahren kann, auseinanderklappt und dem Wasser zu großen Widerstand bietet.

Obwohl die See ruhig und der von hinten kommende Wind günstig war, ging das Schleppen eines so riesigen Gegenstandes nur langsam von statten. Nach dreistündigem ununterbrochenen Rudern, bei dem die Leute trotz der Kälte in Schweiß gebadet waren, hatte man noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Es war nahe an Mitternacht, aber noch begann kaum der Rumpf des „jungen Konrad“ sich wieder über den Horizont zu heben, und die Entfernung betrug noch fast zwei Meilen. Glücklicherweise konnte man ihn stets im Auge behalten, da es ja auf jenen hohen Breiten im Sommer keine

Dunkelheit gibt, und die Sonne ihren vierundzwanzigstündigen Kreislauf über dem Horizonte beschreibt.

Dirk hatte in seinem Leben noch nie so anhaltend und schwer gearbeitet. Er war von der Poesie der Jagd voll begeistert, aber jetzt kam die sehr nüchterne Prosa nach und stellte harte Anforderungen. Trotzdem hielt er sich tapfer und Moormanns forschendes Auge vermochte kein verdrießliches Ermatten zu entdecken.

Er wollte zeigen, daß mit dem erwachten Mannesmute auch die Körperkräfte gleichen Schritt hielten, und daß er an Leistungsfähigkeit den übrigen Ruderern nicht nachstände. Es gelang ihm dies auch vollständig, aber innerlich war er doch herzlich froh, als Moormann endlich „Fest Rudern" befahl.

Der Wind war allmählich eingeschlafen und hatte sich gedreht. Seit kurzem frischte er wieder auf, blies aber dem Boote jetzt recht in die Zähne. Es kam fast gar nicht mehr vorwärts, doch der Steuermann konnte trotzdem die Leute ausruhen lassen, denn sie waren vom Schiffe gesehen, und dieses kam jetzt mit dem für dasselbe günstig gewordenen Winde unter vollen Segeln auf sie herunter.

Nach einer weiteren Stunde waren sie längseit und wurden mit einem herzlichen Willkommen des Kommandeurs und einem freudigen Hurrah der Mannschaft begrüßt. Der Tag hatte sich als ein ergiebiger gezeigt. Auch von den übrigen Booten war ein Fisch der Herde harpuniert und ohne große Schwierigkeiten an Bord gebracht. Dies dämpfte zwar anfänglich den Stolz von Moormann und seiner Besatzung etwas, aber ein vergleichender Blick legte auch sofort wieder tröstenden Balsam

auf die Wunde. Jener war ein Fisch von kaum mittlerer Größe, dieser gehörte zu den mächtigsten, die man im Norden antrifft, und versprach mindestens die doppelte Ausbeute an Speck und Barten.

Da sich die Grundhaie bereits meldeten, mußte schleunigst mit dem Abspecken vorgegangen werden, um nicht eine zu große Einbuße zu erleiden. Trotz der Nachtstunden wurde deshalb die ganze Mannschaft alarmiert und nur Moormanns Bootsbesatzung die nötige Ruhe vergönnt, um sich von ihren Anstrengungen zu erholen.

Bald bot das Deck des „jungen Konrad" das Bild des regsten geschäftigen Treibens. Schwere Flaschenzüge wurden an Masten und Raaen aufgebracht, dicke Taue unter den Fischen durchgezogen, um sie um ihre Längsachse drehen zu können. Die Küfer bereiteten die Tonnen zur Aufnahme des Specks vor; Harpuniere und Speckschneider holten die drei Fuß langen und mit handfesten Stielen versehenen Messer herbei und schnallten Eissporen unter die schweren Seestiefel, um auf dem glatten Fische festen Fuß fassen zu können. Die übrigen Mannschaften erhielten ihre Plätze für die anderen notwendigen Arbeiten und Handreichungen angewiesen, und nachdem die gesamte Mannschaft durch einen kräftigen Grog gestärkt war, der in Anbetracht des einträglichen Fanges besonders steif ausfiel, ging es an das Werk.

Zunächst wurde unmittelbar hinter dem Kopfe ein bis auf das Rückgrat gehender Querschnitt gemacht, von dem aus nach hinten zu zwei parallele Längsschnitte folgten, dann ein Flaschenzug in das dadurch vorbereitete, etwa zwei Fuß breite Speck-

stück gehakt. Durch das Anziehen des letzteren und Verlängerung der Längsschnitte löste sich das bis zum Schwanze reichende Speckband leicht von dem darunter liegenden Fleische und wurde an Deck geheißt, um dort, verschiedentlich geteilt, in den Raum zu wandern und, abermals zerschnitten, sowie von der Schwarte befreit, in quadratischen Stücken in die Fässer gestaut zu werden.

In derselben Weise wurde fortgefahren, bis die Hälfte des Fisches abgespeckt war, und dann der Kopf in Angriff genommen. Mit Hilfe schwerer Flaschenzüge, deren Taue ihrerseits wieder durch Ankerwinden angespannt werden mußten, um ein so großes Stück, das Dritteil des ganzen Wals, zu bewegen, wurde der obere Kiefer so weit in die Höhe gehoben, daß die Harpuniere in den Rachen hineingehen konnten, um zunächst die Zunge herauszuschneiden. Einen Begriff von der Größe der letzteren zeigt die Thatsache, daß sie bei einem ausgewachsenen Tiere 1000—1200 Pfund Thran ergibt.

Viel wertvoller sind jedoch die Barten. Bekanntlich nährt sich der grönländische Walfisch lediglich von Mollusken, wofür Zähne überflüssig sind. Statt ihrer hat ihm die vorsorgende Natur die Barten gegeben, ziemlich senkrecht im Gaumen sitzende und dicht mit haarähnlichen Fransen besetzte Lamellen.

Nach innen sich einbuchtend laufen die Barten quer über den Kiefer. Ihre Zahl beträgt drei bis vierhundert; sie haben eine Höhe von 16—20, eine Dicke von $1^1/_2$—2 Zoll; die hinteren erreichen eine Länge von 15 Fuß und sie ergeben bei einem großen Tiere bis zu 2000 Pfund Fischbein.

Dem Ausschneiden der Barten folgte die Abspeckung der

zweiten Körperhälfte und dann wurden die Fische losgeworfen, um den unzähligen Scharen heißhungriger Geschöpfe, welche sich um sie gesammelt, zum leckern Mahle zu dienen und als Knochengerüste schließlich auf dem Meeresgrunde zu verwittern.

Die Arbeit hatte sieben bis acht Stunden gedauert und reichen Gewinn abgeworfen, aber sie durfte auch nur unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden, um für die Beteiligten befriedigend zu sein. Dirk, der diesen Standpunkt nicht einnahm, fühlte sich keineswegs erbaut davon, und seine Abenteuerlust wurde wenigstens nach dieser Richtung hin bedeutend herabgestimmt.

Eine bekannte und angenehm berührende Eigentümlichkeit der Schiffe ist die auf ihnen herrschende Ordnung und Sauberkeit. Auf Kriegsschiffen, wo die erforderliche Mannschaft zur Verfügung steht, ist sie natürlich am größten, und in manche Kapitäne ein solcher Reinlichkeitsteufel gefahren, daß sie täglich die Hunderte ihrer Besatzungen stundenlang und Sonnabends einen halben Tag damit beschäftigen, um nicht nur den wirklichen, sondern auch den eingebildeten Schmutz mit Scheuersteinen, Sand, Seife, Soda, Lappen, Bürsten, Schrubbern und sonstigem Handwerkzeug zu entfernen, so daß selbst eine rechtschaffene Hausfrau die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde.

Auch auf jedem anständigen Kauffahrteischiffe und selbst auf den kleinsten Fahrzeugen mit vier, fünf Mann Besatzung wird wenigstens täglich Deck gewaschen — es ist das den wirklichen Seeleuten so ganz in Fleisch und Blut übergegangen — doch auf Grönlandsfahrern ist es nicht der Fall. Sie stehen

nach dieser Richtung auf der untersten Stufe, selbst noch unter den englischen Kohlenschiffen, und das ist schon ein Grund, weshalb im allgemeinen der richtige Matrose nicht gern etwas mit ihnen zu thun hat und namentlich die Grünen auf einem Walfischfänger zur Zielscheibe seiner derben Späße macht.

Er behauptet von ihnen, sie wüschen sich nur alle paar Monate und schnitten, um diesen merkwürdigen Tag nicht zu vergessen, dann jedesmal eine Kerbe in den Großmast. Ebenso kehrten sie nur alle vier Wochen ihr Hemde um mit dem freudigen Ausrufe: „Ach wie wohl thut es doch, die Wäsche zu wechseln!“

Wenn es auch nun nicht ganz so schlimm ist, so streift die Wirklichkeit doch nahe daran und findet eine gewisse Erklärung in den besonderen Verhältnissen. Die große Mehrzahl der Besatzung besteht aus Nichtseeleuten, welche an Reinlichkeit nicht gewöhnt sind, und zu deren Gewöhnung es bei der kurzen Reisedauer an Zeit fehlt; dazu tritt die Kälte, welche die meisten Menschen wasserscheu macht, und endlich ist es die Arbeit des Abspeckens selbst, welche die Reinlichkeit so ziemlich ausschließt.

Bei der Leichtigkeit, mit welcher das Fett aus dem losen Speckgewebe fließt, den vielen verschiedenen Behandlungsweisen, denen letzteres bis zu seiner Verstauung in den Fässern unterworfen wird, und die bei der großen Masse viel Raum beanspruchen, ist es kaum anders möglich, als daß in wenigen Stunden das ganze Schiff von oben bis unten mit Thran eingeschmiert wird, daß sich die Decksplanken damit vollsaugen, das Tauwerk glänzt und die Menschen davon triefen.

Und wenn es noch das allein wäre — aber der Thrangeruch! Er durchdringt alle Räume, setzt sich wie Pech in den Kleidern fest, jeder Bissen schmeckt nach Thran, und es war deshalb nicht zu verwundern, wenn Dirk diese Seite des Seelebens nicht poetisch aufzufassen vermochte, und in ihm der Entschluß reifte, die erste Reise nach Grönland auch die letzte sein zu lassen.

Der „junge Konrad" kreuzte noch ungefähr vier Wochen in der eisumschlossenen Bucht und war von Glück begünstigt. Er hatte fast immer gutes Wetter, und es wurden im ganzen nicht weniger als zwölf große Fische harpuniert, deren Speck sämtliche Fässer füllte, so daß das Schiff seine volle Ladung hatte, und die reichen Fanganteile die gesamte Besatzung in eine sehr vergnügte Stimmung versetzten. Moormann hatte die meisten erlegt von der Gesamtzahl, Dirk unter Anleitung seines väterlichen Freundes einen, worauf der Knabe natürlich nicht wenig stolz war.

Übrigens hätte die Vorsicht, auch wenn das Schiff weniger glücklich gewesen wäre, geboten, den Fangplatz zu verlassen. Man befand sich im Juni, und während es bis dahin, wenigstens zur Nachtzeit, bei dem niedrigen Stande der Sonne immer noch gefroren hatte, nahm die Wärme in den letzten Tagen so bedeutend zu, daß sie wesentlichen Einfluß auf die Eisverhältnisse übte.

Es lösten sich Schollen von den festen Feldern, und wenn sie bis dahin auch nur noch vereinzelt am Schiffe vorbeitrieben und ungefährlich waren, kündete donnerähnliches und sich häufig wiederholendes Krachen, daß das feste Eis unter Einwirkung

der Wärme zu spalten begann und sich jeden Augenblick in Bewegung setzen konnte.

Die Erinnerung an die gefährliche Lage in jener Enge war aber noch zu frisch, um das Schiff einer Wiederholung auszusetzen, und so ging es denn unter vollen Segeln dem Süden zu, nachdem der Kommandeur zuvor noch eine Rede gehalten und an die Mannschaft eine Frage gerichtet hatte, die zwar regelmäßig mit Nein beantwortet, aber nach vielhundertjährigem Herkommen stets von neuem gestellt wird, sobald ein Grönlandsfahrer die nordischen Gewässer verläßt, um den Heimweg anzutreten.

Bei dieser Gelegenheit geht es sehr ernst her, wenngleich sie auf höher gebildete Personen ungefähr den Eindruck macht, wie die Rede des Poliers in dem „Fest der Handwerker“, Dirk sich in die Lippen beißen mußte, um das Lachen zu unterdrücken, und selbst Moormann es sorgfältig vermied, seinen Schützling anzusehen, um nicht in gleiche Verlegenheit zu geraten.

Der Kommandeur erschien dazu im schwarzen, sogenannten Bratenrock, und die Mannschaft sammelte sich auf dem Halbdeck um ihn in ihrem besten Anzuge, der freilich bei den meisten nichts weniger als festlich aussah und von Thran glänzte. Die Rede, ein seltsames Gemisch von mittelalterlichen Redensarten und Bibelversen, ohne ersichtlichen Zusammenhang und ohne Folgerichtigkeit, von der übrigens der gewöhnliche Seemann ein abgesagter Feind ist, wurde trotzdem mit rührender Andacht hingenommen, und ebenso die sich daran schließende Frage mit einem feierlichen Nein beantwortet. Die Frage ist

seltsam genug und wird nur dadurch erklärlich, daß ein jeder der Mannschaft eines Walfischfängers an der Beute Teil und gewissermaßen seine Zustimmung zu geben hat, ob von weiterem Fange abgesehen werden soll.

Wenn jene in den frühesten Zeiten auch mehr Bedeutung gehabt haben mag, ist sie seit langem schon zu einer bloßen Form herabgesunken, wird aber bis auf den heutigen Tag in frommer Anhänglichkeit bewahrt.

„Harpuniere, Speckschneider, Bootsleute, Zimmerleute, Segelmacher, Küper, Köche, Matrosen, Leichtmatrosen und Jungen," begann sie, „wir haben auf dieser Reise großen Segen gehabt und viele Fische gefangen, große und kleine, Bullen, Kühe und Kälber. Die Fässer sind mit Speck gefüllt und das Zwischendeck mit Barten. Ich, der Kommandeur dieses guten Schiffes, und die obersten Schiffsoffiziere, der erste und der zweite Steuermann, haben deshalb nach weislicher Überlegung beschlossen, daß es nicht gut gethan wäre, in diesen kalten Meeren, wo unseren armen Seelen geistliche und leibliche Not, als da sind Skorbut, Eis, Sturm und andere Gebrechen, drohen, noch länger zu verweilen, sondern mit Gottes Hilfe dorthin zu segeln, wo unser liebes Vaterland liegt, und wo der Thran und die Barten, so unser gutes Schiff in seinem Raume trägt, viel Geldes wert sind.

Da aber jemand unter euch sein könnte, dem dieser Beschluß nicht wohl anstehet, so frage ich euch, Groß und Klein, Befahrene und Unbefahrene, wer von euch noch länger hier zu bleiben gesonnen ist, der trete vor. Er soll dann erhalten alles, was Rechtens ist, und niemand soll ihn daran hindern.

Wir werden ihm ein Boot geben mit Riemen und Segeln, darinnen eine Harpune, eine Lanze und Leinen, Proviant auf vierzehn Tage, auch außer seinem Bettzeug noch zwei wollene Decken. So aber niemand gewillt ist zu bleiben, so sprechet ein deutliches Nein."

Dieses Nein ertönte denn auch in kräftigster Weise aus aller Munde, und der gute Kommandeur wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn, welchen die so schwere Aufgabe hervorgetrieben hatte.

Dann gab er befriedigt dem bereitstehenden Botelier einen Wink. „Besahn Schoot an!" sang dieser mit lautschallender Stimme.

Besahn Schoot ist die untere Ecke des hintersten Segels auf einem Schiffe. Wenn die Leute dasselbe anspannen sollen, müssen sie sich ganz hinten auf dem Deck versammeln, wo auch der Schnaps ausgeteilt wird, und so ist der Ruf das Signal für letzteres geworden. Die Besatzung empfing ihre Ration und kehrte dann auf das Verdeck zurück.

„Steuerbord Brassen!" *) lautete der Befehl des wachehabenden Steuermannes, „Ruder Backbord, Kurs Süd!"

Die Raaen wurden gebraßt, der Kopf des Schiffes drehte sich der Heimat zu, und mit drei kräftigen Hurrahs sagte man den nordischen Gegenden Lebewohl.

Das Schiff lag mit seiner vollen Ladung jetzt viel tiefer, als auf der Ausreise; es mußte sich deshalb noch bedeutend mehr quälen, um seinen Weg durch die Fluten zu wühlen,

*) Taue, mit denen die Raaen horizontal bewegt werden.

und der Berg vor seinem Bug stieg so hoch, daß er öfter der Gallionsfigur des „jungen Konrad“ die Füße bespülte. Dieser schien jedoch darob nicht zu zürnen, sondern sah im Gegenteil lange nicht so sauertöpfisch aus, wie früher. Seine knorrigen Gesichtszüge erglänzten vielmehr im Sonnenlichte — selbst bis zu ihnen hatte der Thran seinen Weg gefunden.

Die Rückreise ging im ganzen glücklich von statten. Zwar rannte das Schiff verschiedene Male gegen Eisschollen, aber solchen Stößen war es gewachsen und kehrte sich nicht daran. Im übrigen war der Weg nach Süden offen. Als die Gletscher von Jan Mayen unter den Horizont tauchten, wurden der Schollen immer weniger, und nach einigen Tagen strahlte die Sonne aus klarem Himmel und spiegelte sich auf der gleichmäßig blauen Oberfläche.

Mit ungemeinem Behagen empfand die Besatzung die wohlthuende, so lange entbehrte Sonnenwärme der erreichten südlicheren Breiten; ja sie reizte sogar die Grünen zu dem verwegenen Gedanken, sich einmal ordentlich zu waschen, freilich nur Gesicht und Hände. Das Zeug von dem anhaftenden Thrane zu reinigen, hätte aber zuviel Mühe gekostet. Schiffsarbeit gab es fast gar nicht, und das süße Nichtsthun zu unterbrechen, erschien als eine zu große Aufgabe. Viel lieber lagen sie schlafend oder faullenzend auf dem Deck und in den Kojen umher, und in Verbindung mit dem immer durchdringender werdenden Geruche der an den Barten faulenden Fleischstücke wuchs Dirks Abneigung gegen diese Sorte von Kameraden und gegen Grönlandsfahrer überhaupt von Tag zu Tage mehr.

Der „junge Konrad“ befand sich ungefähr auf der Höhe

von Skagen. Ein frischer Nordost wehte und das Schiff konnte in wenigen Tagen vor der Elbe sein, als plötzlich die Sonne hinter einer grauen Wand unsichtbar wurde, und ein dichter Nebel einfiel, wie er Kanal und Nordsee um diese Jahreszeit heimsucht, und bei dem man keine zehn Schritte vor sich sehen kann.

Moormann hatte die Wache und Dirk, der soeben seine Stunde am Ruder abgemacht und zu seines Mentors Freude so tadellos gesteuert hatte, wie ein alter Matrose, trat zu ihm, um seiner Gewohnheit gemäß mit ihm zu plaudern.

„Gott sei Dank," äußerte er mißmutig, indem er sich windwärts über die Verschanzung beugte, „daß man einmal wieder frische Luft schöpfen kann. Ich bin am Ruder von dem abscheulichen Gestank fast erstickt, er ist nie so arg gewesen, wie heute."

„Das vergeht wieder, mein Junge," tröstete Moormann, „wenn sich der Nebel hebt. Er drückt alles nieder, den Dampf und die Menschen. Er ist ein unheimlicher Feind der Seeleute," fuhr er dann ernst fort, „viel schlimmer als die Nacht. In ihr hat man doch wenigstens die Sterne, aber hier — sieh nur, nicht auf eine Schiffslänge weit reicht der Blick. Ich bin nicht gerade furchtsam, wie du weißt, doch bei solchem Nebel ist es mir allemal, als müsse ein Unglück geschehen."

Dirk hatte auf die letzten Worte kaum geachtet; er dachte nur an den schrecklichen Geruch.

„Weißt du, Ohm," fuhr er fort, „daß ich nicht begreife, wie du so oft hast nach Grönland gehen können. Das Harpunieren der Walfische ist ja sehr interessant, aber so wie ich

dich kenne, kannst du ebensowenig Freude an dem schmierigen faulen Volke da vorn haben und an dem Schmutz und Gestank auf dem Schiffe, wie ich selbst."

„Hast du es schon so satt bekommen?" lachte der Steuermann. „Du warst ja Feuer und Flamme, und all mein Abreden half nichts, bis ich schließlich dem abenteuerlustigen Tollkopf nachgeben mußte."

„Ja," sagte Dirk kleinlaut, „du hast recht gehabt, Ohm, jetzt bin ich indessen glücklich davon kuriert. Freiwillig bringen mich keine zehn Pferde wieder nach Grönland. Ich möchte für mein Leben gern bald eine Reise nach Nordamerika machen. Doch du hast meine Frage nicht beantwortet, wie du selbst so oft hast auf den Fang gehen können. Du hattest es doch nicht nötig."

Moormann schwieg eine Zeitlang und starrte in den Nebel hinaus, als suche er dort nach einer Antwort, während eine ernste Wolke über seine Stirn flog. „Es war mir daran gelegen, nur kurze Reisen zu machen, um mein Besitztum auf unserer Insel besser verwalten zu können," erwiderte er schließlich ausweichend, „aber weshalb wünschest du gerade nach Nordamerika zu gehen, und zwar bald, wie du sagst?"

Dirk sah ihn mit leuchtenden Blicken an. „Weil ich dort in der Flotte Offizier zu werden hoffe, wie es mein Vater war," sagte er. „Ich tauge nicht für die Handelsmarine," fügte er sehr energisch hinzu, „das fühle ich."

Fast bestürzt schaute Moormann auf seinen Zögling. „Aber Dirk!" rief er aus, „wie kommst du auf solche hochfliegende

Gedanken? Gelernt hast du zwar genug, um Marineoffizier zu werden, und ein tüchtiger Seemann steckt auch in dir, das weiß ich am besten; aber hast du vergessen, daß Ausländer in der amerikanischen Marine nicht geduldet werden, und daß deshalb dein Vater fort mußte, obwohl er sich im Kriege so ausgezeichnet hatte?"

„Mein Vater hatte auch nicht so mächtige Freunde, wie ich," versetzte Dirk zuversichtlich, „sonst hätte man ihn bestimmt behalten."

„Dirk, du — mächtige Freunde?" fragte der Steuermann fast fassungslos, da er glaubte, jener sei nicht im Vollbesitze seiner Sinne, „wer sollte das sein?"

„Erinnerst du dich nicht," sagte der Knabe mit derselben ruhigen Sicherheit, „daß beim Tode des Großvaters sich unter dem Nachlasse der Mutter auch ein Paket mit Papieren befand, das du mir gabst? Wie du weißt, enthielt es das Leutnantspatent des Vaters und eine Reihe Briefe von einem amerikanischen Seeoffizier Decatur, mit dem der Vater unter Paul Jones zusammen gedient. Ich habe dies Paket wie ein Heiligtum bewahrt, und als ich im Englischen weit genug war, die Briefe gelesen. Es geht daraus hervor, daß in jenem furchtbaren Kampfe bei Flamborough Head 1779, wo Paul Jones mit dem „Armer Richard" die doppelt so große englische Fregatte „Serapis" nahm, mein Vater bei Enterung der Engländer den Leutnant heraushieb und ihn einem sichern Tode entriß, während er selbst dabei schwer verwundet wurde.

Decatur hat ihm diesen Dienst nie vergessen. In dem letzten Briefe noch, der erst sechs Monate nach des Vaters

Tode in Wangerooge eintraf, heißt es: „Kann ich dir einmal nützen, so sprich es aus. Wie du dein Blut für mich gegeben, so werde ich alles thun, um jeden deiner Wünsche zu erfüllen, wenn es irgend in meiner Macht liegt."

„Das ist alles recht schön," unterbrach ihn Moormann, da er gesehen, daß Dirk wenigstens eine Ursache für seinen Ausspruch gehabt, „aber zwischen damals und jetzt liegen fünfzehn Jahre, wer weiß, ob Decatur überhaupt noch lebt."

„Er lebt nicht nur," rief Dirk lebhaft, „sondern er ist Kommodore und hat damit den höchsten Rang in der Marine. In den Zeitungen, die wir von Glückstadt zum Lesen unterwegs mitgenommen, fand ich gestern die Bemerkung, und daß er bestimmt sei, Ende dieses Jahres oder Anfang des nächsten den Befehl über das Geschwader zu führen, das die Amerikaner aussenden wollen, um die algierischen Seeräuber zu bestrafen und ihre Stadt zu beschießen. Da sprang wie ein Blitz der Gedanke in mir auf und er läßt mich nicht wieder los. Ich werde vor Decatur hintreten und ihm sagen: „Ich bin der Sohn von Dirk Mallinga, der dich vom Tode gerettet. Jetzt löse dein Versprechen ein und nimm mich als Kadett auf dein Schiff. Ich werde so tapfer sein, wie mein Vater, und dich lieb haben, wie er." Dann wird er es thun, er ist ein ehrenwerter Mann, das geht aus jeder Zeile seiner Briefe hervor und du wirst es selbst sagen, wenn ich sie dir nach der Wache vorlese. Wirst du nun einwilligen, Ohm?" schloß schmeichelnd der Knabe, dessen schönes Antlitz vor Begeisterung glühte, „und mich begleiten, denn von dir trenne ich mich nicht, du bist mein zweiter Vater."

Moorman hätte in diesem Augenblicke um die Welt nicht Nein sagen können, wenn Dirk auch Unmögliches gefordert hätte. Wie der freudig erregte Knabe so vor ihm stand, zeigten seine Züge eine solche Ähnlichkeit mit Martha, daß das Bild der einst von ihm so heiß geliebten Frau so lebendig vor seine Seele trat, wie noch nie seit ihrem Tode. Alles Blut schoß ihm zum Herzen und er fühlte, daß fünf lange Jahre nicht vermocht hatten, seine Gefühle abzuschwächen.

„Ich begleite dich nach Nordamerika," erwiderte er mit gepreßter Stimme; aber als Dirk ihm jubelnd in die Arme fiel, da war es völlig um seine Fassung geschehen.

„Geh einmal nach oben in den Vortop, mein Junge," sagte er, „der Nebel liegt nur auf dem Wasser und über der Marsraa ist es schon klar. Ich weiß nicht, mir ist so bange zu Mute und du kannst nach Gegenseglern ausschauen. Wir sind gerade quer ab von Skagen und auf dem Wege, den die Schiffe aus der Ostsee nehmen."

Dirk sprang nach vorn und enterte leichtfüßig im Vortop auf, um sich auf die Vorbramraa*) zu stellen. Moormann aber stand an der Verschanzung und schaute traumverloren in den dichten grauen Nebelschleier. Er hatte das Bedürfnis gefühlt, allein zu sein, um sich wieder zu sammeln. Doch seinen Gedanken vermochte er nicht zu befehlen; sie wanderten zurück zur Heimatsinsel in vergangene Zeiten; zu dem Grabe, das die Brandung umrauschte, und eine Thräne perlte über seine Wange nieder.

---

*) Dritte Raa von unten am Fockmast.

Kaum zehn Minuten mochten vergangen sein, da weckte ihn ein Schreckensruf aus seinen Träumen.

„Segler voraus, zwei Strich an Backbord, ganz nahe!" rief Dirk von der Bramraa herunter.

Wie von einem Schlage getroffen schnellte Moormann empor und suchte mit den Augen in der bezeichneten Richtung den Nebel zu durchdringen. Vergebens! die undurchsichtige Wand ließ nichts erkennen.

„Wie liegt er, Dirk?" rief er angstvoll nach oben.

„Recht quer vor uns über!" erwiderte der Knabe, der zwar nur die obersten Segel des Fremden über der Nebelbank sah, aber mit seemännischem Blick dessen Lage sofort erkannte. „Ruder Steuerbord, schnell, um Gotteswillen!" tönte es weiter von oben, „sonst gibt es ein Unglück."

Moormann sprang zum Ruder und half mit seiner ganzen Kraft dem Manne dort, um die Pinne so schnell an Bord zu legen, wie es Menschen überhaupt möglich war. Umsonst! das schwerfällige altmodische Schiff gehorchte dem Ruder zu spät.

Unmittelbar vor dem „jungen Konrad" tauchte aus dem Dunkel plötzlich eine schwarze Masse auf. Man hörte schrillendes Pfeifen, dann ein Krachen, Splittern, Brechen. Es folgte ein dumpfer Stoß, der das Schiff bis in seine innersten Fugen erzittern ließ; schwere Holzstücke kamen von oben, Raaen rasselten mit den Segeln an den Stengen*) nieder, mit todesbleichen Gesichtern stürzten die eigenen Mannschaften auf das

*) Verlängerungen der Masten.

Deck, und auf dem Fremden schrieen und riefen Hunderte von Menschen wild durcheinander.

Moormann vernahm fast nichts von alledem. Er sprang vom Ruder nach vorn vor den Großmast und warf einen Blick nach oben zum Vortop hinauf. Die Vorbramstenge fehlte! — sie, wie die Bramraa, auf der Dirk gestanden, waren abgebrochen.

Es legte sich ein dunkler Schleier vor seine Augen; sein Herz zuckte, wie unter unsagbarer Pein.

„Dirk!" schrie er auf und in dem Tone des einen Wortes lag die ganze furchtbare Verzweiflung, die sich seiner bemächtigt hatte.

V.

Es erfolgte keine Antwort. Angstvoll blickte Moormann außenbords auf die Wasserfläche — eine Mütze trieb vorbei als Spiel der Wellen, doch von dem Knaben war nichts zu sehen; er mußte bei dem Sturze verletzt und gesunken sein.

„Mein Gott, wie schwer prüfst du mich," stöhnte der Harpunier in herzzerreißendem Schmerze. „Dirk, mein schöner, braver Dirk, nun habe ich auch dich verloren — wie soll ich es ertragen! Oh, dieser unselige Nebel. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen; er hat das Unglück gebracht, das ich vorausfühlte, aber schrecklicher und furchtbarer, als ich je denken konnte."

Ein wüstes Schreien rüttelte ihn empor; es kam von dem Fremden, der noch immer vor dem Bug des Grönlandsfahrers lag, da beide Schiffe mit ihrer Takelage ineinander verwickelt waren.

„Wir sinken, wir sinken, rette sich, wer kann, hinüber auf das andere Fahrzeug!" so tönte es drüben in englischer Sprache wirr durcheinander, und in tödlicher Hast stürmte die gefährdete Besatzung auf das Verdeck des „jungen Konrad". Sein eisenbeschlagener Bug hatte den Fremden recht quer in dessen

Breitseite getroffen, das brechende Bugspriet*) den Stoß zwar etwas abgeschwächt, aber dieser war immerhin noch stark genug gewesen, um die Bordwand des Engländers zu zertrümmern. Rauschend und gierig drang das Wasser in die klaffende Bresche, und das Schiff sank zusehends.

„Peilt**) die Pumpen!“ rief der Kommandeur — er fürchtete, daß das eigene Schiff leck gesprungen sei.

Moormann sprang zur Pumpe und ließ an der Leine den Peilstock hinabgleiten; er zog ihn trocken wieder herauf, die Besorgnis war unnötig gewesen, und das Schiff machte keinen Tropfen Wasser. Wie es unverletzt mit den Eisschollen gekämpft, hatte sein starker Bau auch diesem gewaltsamen Stoße siegreich widerstanden.

Inzwischen waren einige Hundert Engländer an Bord des Walfischfängers geklettert, und dessen ganzes Deck mit Menschen überfüllt. Das angesegelte Schiff war eine Kriegskorvette, und die Besatzung hatte sie gerade zu rechter Zeit verlassen. Sie sank schneller und schneller, ihr Oberdeck befand sich kaum noch drei Fuß über Wasser, aber jetzt drohte auch dem „jungen Konrad“ Gefahr, und ihr Erkennen war es, das bei Moormann die Gedanken an das eigene Unglück zeitweilig in den Hintergrund drängte und seine ganze Thatkraft in Anspruch nahm.

Das Tauwerk beider Schiffe hatte sich ineinander verfangen. Bereits begann die sinkende Korvette, welche bedeutend größer war, als der Grönlandsfahrer, diesen bedenklich auf die

*) Der schräg nach vorn hinausliegende Mast eines Schiffes.

**) Den Wasserstand im Schiffe messen.

Seite zu neigen. Er selbst lag schwerbeladen tief im Wasser; wenn seine Masten nicht brachen, war zu befürchten, daß er von dem sinkenden Schiffe gekentert und wohl gar mit ihm in die Tiefe hinabgezogen würde. Schleuniges Handeln war geboten, wenn ein furchtbares Unglück abgewendet werden sollte.

Moormann wechselte einige hastige Worte mit dem Kommandeur, dann drängte er sich eilig durch die dichte Menschenmasse nach vorn.

„Harpuniere!“ rief er mit dröhnender Stimme, welche den Lärm auf Deck übertönte, „nehmt die Beile und mir nach!“

Dann enterte er, gefolgt von den schnell herbeieilenden Kameraden, in den Vortop auf, um die verwickelten Taue der Korvette zu kappen. Hieb auf Hieb sauste auf sie nieder, in weniger als einer Minute waren sie durchhauen, der schon ganz schräg geneigte „junge Konrad“ war frei von der tödlichen Umarmung und sprang in seine wagerechte Lage zurück.

Das von ihm bis dahin gehaltene Kriegsschiff jedoch sank jetzt reißend schnell in die Tiefe. Mitleidslos schlugen die Wogen über seinem Rumpfe zusammen, nach wenigen Augenblicken auch über den Mastspitzen, — dann war das mächtige Fahrzeug in den dunkeln Fluten spurlos verschwunden. Nur eine Reihe zur Oberfläche steigender Luftblasen kündete kurze Zeit noch den Ort des Untergangs.

Sprachlos und von jähem Schreck gebannt, blickten die Engländer ihm nach, und gar manchem schnürte sich das Herz zusammen. Das schöne Schiff, noch vor kurzen Minuten ihre Heimat, auf dem sie Leid und Freud geteilt, Ehre und Ruhm erworben, das im Begriff stand, sie nach jahrelanger Ab-

wesenheit an die vaterländischen Küsten zurückzutragen, das so stattlich und stolz die Wellen teilte — es war dahin!

Auch die Deutschen standen schweigend und ergriffen von dem plötzlichen Unfall, den sie, wenn auch völlig schuldlos, herbeigeführt, und erst allmählich unterbrachen einzelne Stimmen die lautlose Stille auf dem Deck.

Moormann befand sich in der Vormars*). Sein Blick war dem sinkenden Schiffe gefolgt, aber fast teilnahmslos. Als die Arbeit seine Gedanken nicht länger fesselte, da wanderten sie um so lebendiger zu dem schweren, unersetzlichen Verluste zurück, den er selbst erlitten. Er schien nichts von dem wahrzunehmen, was um ihn vorging und starrte nur schmerzlich erregt in den Nebel, der noch immer wie eine dichte Wand das Schiff umlagerte.

„Steuermann," rief ihm einer der Harpuniere zu, „die abgebrochene Bramstenge hängt mit der Raa vor dem Marssegel. Wir müssen sie wohl an Deck geben, sonst reißt sie uns das Segel entzwei."

Moormann wurde durch diese Worte aus seinen düsteren Träumereien in die Wirklichkeit zurückgerufen und an seine Pflicht erinnert. „Ihr habt recht," erwiderte er den Kameraden, „kommt beide mit auf die Marsraa, wir wollen sehen, daß wir die Stenge bergen."

Er stieg mit den Harpunieren in die Stengewanten**) hinauf und sie begannen die Arbeit. Die abgebrochene Stenge

*) Mastkorb des (vorderen) Fockmastes.

**) Seitliche Haltetaue der Stenge.

hing senkrecht nieder, die Bramraa daran mit ihrem Segel quer einige Fuß unter der Marsraa. Das zugehörige Tauwerk hielt beide in dieser Lage fest. Da die unteren Ecken des Bramsegels an den Enden der Marsraa*) ausgeholt waren, während seine obere Kante an der Raa befestigt war, so bildete das Segel eine Art Sack.

Die drei Männer versuchten zunächst die Bramraa zu sich emporzuziehen, um das Segel von ihr zu lösen und erstere dann an Deck niederzulassen. Es gelang ihnen dies auch eine kleine Strecke weit, dann wurde die Arbeit aber unbegreiflicher Weise so schwer, daß die Raa plötzlich ihren Händen entglitt und mit einem heftigen Stoß in ihre frühere Lage zurückfiel. Gleichzeitig schlug ein Schrei aus nächster Nähe an das Ohr der Männer.

Alle drei schreckten einen Augenblick zusammen, dann aber zeigte sich in den Zügen des Steuermannes ein jäher Wechsel von trübem Ernst zu strahlender Freude.

„Dirk! mein Junge, bist du es?“ rief er vor Aufregung zitternd.

„Ja, Ohm!“ tönte es aus der Bucht des Bramsegels herauf.

„Bleibe still liegen, um Gotteswillen, ich hole dich!“ jubelte Moormann. Mit einem Blicke hatte er die Sachlage überschaut. Als die Stenge brach, war Dirk von der Raa gefallen, aber in die sackartige Bucht des Bramsegels; dies hatte ihn vor dem Sturze auf das Deck bewahrt und ihm das Leben gerettet.

---

*) Zweite Raa von unten am Mast, an der das Marssegel sitzt.

In fieberhafter Hast ergriff der Steuermann ein zur Hand befindliches Tau, schlang es um die Marsraa fest und ließ sich an ihm in die Bucht des Bramsegels nieder.

„Dirk, wie geht es dir, hast du dich beschädigt?“ fragte er mit angstvoller Stimme, als er den verloren Geglaubten und so wunderbar Wiedergefundenen vor sich liegen sah; doch wie bald schwand seine Besorgnis, als jener erwiderte: „Mir fehlt nichts, Ohm; ich war nur durch den Fall betäubt, aber alle meine Glieder sind gesund.“

„Gott sei ewig gedankt, der dich so gnädig bewahrt hat,“ sagte Moormann tief aufatmend, „kannst du dich gut bewegen?“

„Vollständig,“ gab Dirk zurück, „ich lag nur still, weil du es mir zuriefst. Was soll ich thun?“

„Nimm das Ende dieses Taues, an dem ich heruntergekommen bin, und befestige es um deinen Körper. Ich fürchte, daß das alte Bramsegel uns beide nicht trägt, ohne zu zerreißen, deswegen will ich wieder nach oben auf die Marsraa entern und mit Hilfe der beiden Harpuniere dich dann hinaufziehen.“

Während er gewandt an dem Tau hinaufkletterte, machte Dirk dessen unteres Ende um seine Brust fest und die drei Männer zogen ihn vorsichtig in die Höhe.

Diese Vorsicht erwies sich jedoch als unnötig. Sobald Dirks Hände sich in der Höhe der Marsraa befanden, hielt er sich an derselben fest, gab sich einen Schwung aufwärts, wie der beste Turner, und saß mit einem kühnen Satze auf einmal rittlängs auf der Raa.

„Siehst du, Ohm, es geht noch wie am Turnreck auf Wangerooge,“ sagte er scherzend. „Ich bin ganz weich gefallen,

und da unten im Bramsegel lag es sich so mollig wie in einer Hängematte."

Moormann blickte mit väterlichem Stolz auf seinen Zögling — das war das echte, rechte Seemannsblut. Sei die Gefahr auch noch so grausig — ist sie nur glücklich überstanden, so wird sie mit einem Scherzworte abgethan und der Vergessenheit übergeben.

„Willst du nicht an Deck gehen, mein Dirk, und dich von dem gehabten Schreck etwas erholen?" fragte er trotzdem in wohlwollender Sorge.

„Wo denkst du hin, Ohm," lachte Dirk, „ich bin ja frisch wie ein Fisch im Wasser und bleibe hier oben, um dir und den anderen zu helfen."

Dabei griff er munter mit zu, und den vereinten Kräften der vier Menschen gelang es jetzt in kurzer Zeit, die Bramraa und Stenge heraufzuholen, sie von dem anhaftenden Segel und der Takelage zu befreien und an Deck zu geben, wo sie seitens der anderen Mannschaften entgegengenommen wurden.

Die Männer waren noch in der Mars mit dem Klaren des in Unordnung geratenen Tauwerks beschäftigt, als Moormann plötzlich ausrief: „Halloh, was gibt's da unten?" und sich aller Blicke zum Hinterdeck wandten.

Dort schien ein lebhafter Streit entstanden. Man sah den Kommandeur in heftigem Wortwechsel mit dem Kapitän der Korvette, dann rang jener wie in Verzweiflung die Hände, während zwei englische Bootsmannsmaate den am Steuerruder stehenden deutschen Matrosen fortschoben und selbst seinen Posten einnahmen.

„Kommt, laßt uns niederentern,“ sagte der Steuermann bestürzt zu seinen Begleitern, „da passiert nichts Gutes. Seht nur, das Ruder ist an Bord gelegt und der Kurs wird westlich geändert. Mein Gott, sind wir denn unter Seeräuber geraten?“ und alle vier begaben sich so schnell wie möglich nach unten an Deck.

Zu ihrem namenlosen Schrecken fanden sie dort die Vermutung des Steuermannes wenigstens dem Wesen nach bestätigt. Die fremden Mannschaften waren zwar keine eigentlichen Seeräuber, aber sie hatten sich dennoch des Grönlandsfahrers bemächtigt, Schiff und Ladung als gute Prise, sowie die Besatzung als Gefangene erklärt und steuerten nach England.

An einen Widerstand gegen diese Gewaltthat war bei der fünffachen Überzahl der Gegner nicht zu denken, und die Deutschen konnten sich nur mit ohnmächtigem Zähneknirschen in die ebenso niederschmetternde, wie im ersten Augenblicke unbegreifliche Thatsache fügen. Zwar erhielten sie bald eine Erklärung darüber, aber diese änderte nichts an den Verhältnissen.

Während des vergangenen Winters hatten die drei nordischen Reiche, Rußland, Schweden und Norwegen, auf Anstiften Napoleons I. ein geheimes Bündnis miteinander geschlossen, dessen Spitze sich gegen England kehrte, und es lag in der Absicht, mit dem ersten offenen Wasser die Flotten zu vereinigen, deren gesamte Macht ersterem allerdings gefährlich werden konnte.

Sobald das englische Ministerium Kenntnis von dieser Abmachung erhielt, faßte es den Entschluß, das Bündnis zu brechen, solange es noch Zeit war, und sich von der drohen-

den Gefahr zu befreien. Mitte März 1801 wurde eine Flotte von zusammen 50 Segeln, auf der sich auch Nelson befand, nach Kopenhagen entsandt, um entweder Dänemarks Rücktritt von dem Bündnisse zu erzwingen oder seine Flotte zu zerstören.

Da die Verhandlungen scheiterten, erhielt Nelson von seinem Oberbefehlshaber, Admiral Parker, den Befehl zum Angriff. Mit wunderbarer Kühnheit drang er in das enge Fahrwasser von Kopenhagen und vernichtete nach blutigem Kampfe, in dem die Engländer ebenso tapfer kämpften, wie sie von außerordentlichem Glück begünstigt wurden, die dänische Flotte, deren Schiffe entweder in Grund gebohrt oder als Prisen fortgeführt wurden.

Da indessen die beabsichtigte Beschießung von Kopenhagen mißlang, konnte Nelson den Frieden nicht erzwingen, sondern nur einen bis Mitte Juli währenden Waffenstillstand schließen, der den Engländern Zeit ließ, die inzwischen ausgelaufene schwedische Flotte in ihre Häfen zurückzujagen und die noch vom Eise zurückgehaltene russische zu blockieren.

Die ungebeugten Dänen rüsteten indessen weiter zu kräftigem Widerstande. Dies betrachteten die Engländer als Verletzung der Waffenstillstandsbedingungen, kehrten sich infolge dessen nicht mehr daran, nahmen dänische Handelsschiffe, wo sie sich fanden, schickten sie als gute Prisen nach England, und dies Schicksal hatte auch den „jungen Konrad“ befallen, der als Glückstädter Schiff die dänische Flagge führte.

Es war dies ein um so härterer Schlag, als niemand am Bord eine Ahnung davon hatte. Als die feindliche Flotte, deren Bestimmung man geheim gehalten, vor Kopenhagen er=

schien, war der Grönlandsfahrer bereits ausgelaufen und lag wegen ungünstiger Winde in der Elbmündung vor Anker, wo er keine Verbindung mit dem Lande hatte. Am 2. April, dem Tage nach der Schlacht, war er in See gegangen, und so bis zu diesem Augenblicke ohne Kenntnis der Verhältnisse geblieben. Die Besatzung glaubte sich im tiefsten Frieden und das Erwachen aus diesem Traume, das sie auf einmal aller Früchte ihrer mühseligen Arbeit beraubte, ihnen die Freiheit nahm und sie auf unbestimmte Zeit in ein fremdes Land schleppte, war ein um so schmerzlicheres.

Die neuen Herren des Schiffes machten auch sehr bald ihr Kriegsrecht der alten Besatzung gegenüber empfindlich geltend. Infolge des schnellen Unterganges der Korvette hatten sie nichts retten können, als was sie auf dem Körper trugen, und begannen sich dafür am Schiffe und an dem Eigentum der Besatzung zu entschädigen, wenn auch die Offiziere letzteres verboten. Ebenso bezogen sie ohne weiteres die Wohnräume der Deutschen und verwiesen diese an Deck, ihnen überlassend, sich dort auf den kahlen Planken so gut wie möglich einzurichten.

Glücklicherweise herrschte schönes Sommerwetter, und der Tausch dauerte auch nicht lange. Die englischen Nasen waren gegen den unter Deck herrschenden Thrangeruch nicht so abgehärtet wie die deutschen; schon nach der ersten Nacht suchten sie die frische Luft und überließen die Räume wieder ihren früheren Eigentümern.

Der arme Kommandeur wurde durch die Wegnahme des Schiffes, an dem er einen bedeutenden Anteil hatte, materiell am schwersten geschädigt, und auch die übrige Besatzung auf

das empfindlichste getroffen, da ihr Fanganteil verloren ging, während Moormann und Dirk die Sache nach dieser Richtung leichter nehmen konnten. Sie waren wohlhabend genug, um den Verlust bald verschmerzen zu können, und für Dirk hatte das Ereignis sogar einen ganz besondern Reiz. Er fand es hochinteressant, eine Zeitlang Kriegsgefangener zu sein, nach einem fremden Lande zu kommen, und sein heiteres unbefangenes Wesen erwarb ihm um so schneller eine gewisse Zuneigung der Engländer, als er sich mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten konnte.

Moormann gönnte seinem Mündel die dadurch gewonnene augenblickliche angenehme Lage von Herzen — wußte er doch aus Erfahrung, daß sie nicht lange dauern würde. Er selbst haßte die Engländer gründlich, that selbst nicht das Geringste, um deren Wohlwollen zu erwecken und hielt sich kühl zurück. Als er damals in Westindien widerrechtlich gepreßt war, hatte man ihn als schutzlosen Deutschen nicht nur sehr schlecht gehalten, sondern ihn auch durch die brutale Behandlung der Kriegsgefangenen auf das höchste empört, so daß er alles daran setzte, um zu entfliehen, was ihm auch unter Lebensgefahr gelungen war.

Nach diesen Erfahrungen hegte er keinen Zweifel, daß seiner und der Kameraden in den englischen Gefängnissen ein schlimmes Los harre. Konnte nicht einmal hier das Ansehen der Offiziere sie vor Plünderung bewahren, wie mußte sich ihre Lage erst dort gestalten, wo sie der Willkür gewissenloser Wächter anheimfielen, deren Trachten nur dahin ging, sich auf Kosten der Gefangenen zu bereichern und sie auszubeuten.

In Erinnerung an seine damals gelungene kühne Flucht reifte deshalb auch schon jetzt der feste Entschluß in ihm, sich abermals aus der Gefangenschaft zu befreien, und natürlich war Dirk in diesen Plan einbegriffen. Wann und wie er den letzteren ausführen wollte, mußte er natürlich von den späteren Verhältnissen abhängig sein lassen, indessen schien ein Entkommen nach dem nahen Frankreich noch das leichteste.

Glücklicherweise war eine in seinem Besitze befindliche Summe von fünfzig Dukaten den spähenden Augen der begehrlichen Engländer entgangen. Sie konnte ein wesentliches Hilfsmittel für die Flucht werden, und er trug Sorge, dieselbe sicher an seinem Körper zu verbergen, aber der Gedanke an Dirk ließ ihn auch noch auf andere Vorsichtsmaßregeln sinnen. Die ganze Zukunft des Knaben beruhte auf den Briefen des Kommodore Decatur, und sie durften unter keinen Umständen verloren gehen. Ebenso konnte es leicht möglich werden, daß bei der beabsichtigten Flucht Schwimmen in Frage kam, und sie mußten deshalb gegen Wasserverderb gesichert werden. Ein Weg dafür wurde von dem praktischen Manne bald gefunden.

Als ihm seine Kammer wieder eingeräumt war, fertigte er während der Nacht, als er sich unbeobachtet wußte, ein Täschchen von Seehundsfell, dessen Nähte er mit Pech verschmierte, und in dem sich die wichtigen Papiere unter allen Umständen aufbewahren ließen.

Nach beendeten Vorbereitungen weihte er Dirk in sein Vorhaben ein, der dieses neue bevorstehende Abenteuer mit jugendlichem Übermute jubelnd begrüßte, aber trotzdem Klugheit und Selbstbeherrschung genug besaß, um Moormanns Vertrauen

zu rechtfertigen und nach außen hin jeden Verdacht fernzuhalten.

Mit dem andauernden frischen Nordostwinde erreichte der „junge Konrad“ in wenigen Tagen die Mündung des englischen Kanals. Hier wurde jedoch die Besatzung für einige Stunden nochmals in die lebhafteste Aufregung versetzt, wenngleich dieselbe für Engländer und Deutsche entgegengesetzte Ursachen hatte.

Von Süden her kam ein Segel in Sicht, das in überraschender Schnelligkeit am Horizonte emportauchte und seinen Kurs genau auf den Grönlandsfahrer gerichtet hielt. Dem englischen Kapitän wurde unbehaglich zu Mute; der Schnitt des Fahrzeuges war ein französischer, und bald konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß man es mit einem Kaper zu thun hatte, der auf die bequeme Beute Jagd machte.

Der Kapitän ließ auf die Küste zu halten, soweit dies die vorliegenden Sandbänke gestatteten, aber es war sehr die Frage, ob er deren Schutz rechtzeitig erreichte. Der Walfischfänger segelte trotz der aufgepackten Leinwand so trübselig und der Fremde so flink, daß aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bald ein Zusammenstoß stattfinden mußte, dessen Ausgang für den unbewaffneten „jungen Konrad“ nicht zweifelhaft sein konnte. Die Herzen der Deutschen klopften deshalb vor freudiger Erregung, während die Engländer nichts weniger als vergnügt dreinschauten.

Die weißlichen Kreidefelsen von Dover erhoben sich steil aus dem Wasser. Bereits unterschied man mit dem Fernrohr die auf ihnen erbauten Batterien, deren Geschützmündungen sich seewärts zum Schutze des Hafens und der Reede richteten.

Unter mächtigem Segeldruck schnob das schwerfällige Schiff

durch das Wasser und strebte der Küste zu, doch der Kaper schien förmlich über das Wasser zu fliegen und lief mit unbegreiflicher Schnelligkeit heran.

Da blitzte es in seiner Bugpforte auf. Eine weißliche Dampfwolke wirbelte empor, der Wind trug einen dumpfen Knall herüber, und eine Kugel tanzte über die Wellen. Noch fiel sie einige hundert Schritte zu kurz, aber nach zehn Minuten sandte der kecke Franzose die zweite. Sie pfiff zwischen den Masten durch, und das Großmarssegel, dessen untere Ecke sie durchschnitten, flatterte im Winde.

Die Engländer machten sehr ernste Gesichter. Die schützenden Batterien von Dover waren noch zu weit entfernt und vor der nächsten halben Stunde nicht zu erreichen. Bis dahin mußte der Kaper das Schiff unbedingt eingeholt und, wenn es sich nicht ergab, in den Grund gebohrt haben. In beiden Fällen erwartete sie ein schlimmes Los, Tod oder Gefangenschaft, und zwar letztere der schlimmsten Art. Für die grausame Behandlung ihrer Kriegsgefangenen rächten sich die Franzosen, indem sie die Engländer als Galeerensklaven an die Ruderbänke schmieden ließen. Die Deutschen dagegen hofften als Unterthanen des den Franzosen befreundeten Dänemarks auf sichere Befreiung und jubelten innerlich.

Wiederum sausten Kugeln des Kapers daher und trafen mit gefährlicher Sicherheit. Noch waren sie auf die Takelage gerichtet und beschädigten nur diese, aber wenn der Franzose niedriger zielte, dann mußten sie unter der gedrängten Menschenmasse furchtbares Unheil anrichten, ohne daß diese imstande war, sich zu verteidigen.

Schon sandte der Kapitän einen Mann auf das Hinterdeck, um die Flagge zu streichen, da änderte zu aller Erstaunen der Franzose plötzlich seinen Kurs, um unter vollen Segeln über den entgegengesetzten Bug der eigenen heimischen Küste zuzusteuern.

Im ersten Augenblicke vermochte niemand das unerwartete Manöver zu begreifen, doch bald kam die Erklärung. Hinter dem Vorgebirge Nord-Foreland schoß eine englische Fregatte vor. Sie hatte in den Downs vor Anker gelegen, die Jagd beobachtet, und kam nun in der Hoffnung heran, den Kaper abzuschneiden. Darin hatte sie sich nun freilich getäuscht; der Franzose war ihr zu schlau. Er hatte rechtzeitig die ihm drohende Gefahr erkannt, ließ die fast sichere Beute fahren und entfloh. Vergebens hängte die Fregatte an Segeln auf, was sie zu tragen vermochte; es gelang ihr nicht, den schnellfüßigen Feind einzuholen und die Mastspitzen beider Schiffe senkten sich unter den Horizont, ohne daß die Jagd erfolgreich gewesen wäre. Der „junge Konrad“ besserte inzwischen sein zerschossenes Segelwerk aus und steuerte zum Kummer der Deutschen nahe unter der englischen Küste auf den Hafen von Portsmouth, den er am nächsten Tage wohlbehalten erreichte.

Hier herrschte ein ungemein reges Leben. Nachdem Napoleons Pläne in der Ostsee gescheitert, und das nordische Seebündnis durch Nelsons Kühnheit gesprengt war, trug sich der erste Konsul mit dem Gedanken einer Invasion Englands und verfolgte denselben mit größter Kraft. An der ganzen Nordküste Frankreichs und der Niederlande wurden Kanonenboote und flache Fahrzeuge in solcher Zahl gebaut, daß auf ihnen an einem windstillen Tage 40—50 000 Mann nach der englischen

Küste geworfen werden konnten, während man gleichzeitig in Boulogne und an anderen Punkten große Lager errichtete und in Brest fünfzig Linienschiffe ausrüstete.

Diese gewaltigen Vorbereitungen des unversöhnlichen Feindes übten eine so erschreckende Wirkung auf das englische Volk, daß sie es zu fieberhafter Thätigkeit spornten. Wohl vertraute es auf seine sieggewohnten „hölzernen Mauern", aber eben so wenig fühlte es sich am Lande den geschulten Truppen Napoleons gewachsen, wenn Windstille die Flotte zu machtloser Unthätigkeit verurteilte, und die Franzosen auf Tausenden von Ruderfahrzeugen mit einer Armee den schmalen Kanal kreuzten.

Überall an der Südküste traf man daher die umfassendsten Verteidigungsmaßregeln. Batterien wurden aufgeworfen, optische Telegraphen und Wachposten zu Lande und zu Wasser errichtet, Kanonenboote gebaut und Schiffe ausgerüstet, um die feindlichen Häfen auf das engste zu blockieren.

Portsmouth, als der damals größte und stärkste Kriegshafen Englands, war gewissermaßen der Mittelpunkt dieser Thätigkeit und bot das Bild eines gewaltigen Waffenplatzes, in dem viele tausende von Händen beschäftigt waren, Schiffe zu bauen, zu reparieren und zu rüsten, Kanonen und Munition zu fertigen und alle möglichen Kampfmittel herzustellen.

Für Dirk erschien das alles wie eine neue Welt, die seinen Sinn vollständig gefangen nahm und um so lebendiger auf ihn einwirkte, als er zum erstenmal in seinem Leben etwas dem ähnliches sah. Bis vor kurzem hatte der enge Gesichtskreis seiner kleinen Heimatsinsel seinen Blick begrenzt, und hier eröffnete sich seinem geistigen Auge eine Fernsicht, von

der er sich bis dahin keine Vorstellung hatte machen können, die er trotzdem aber mit seinem scharfen Verstande voll erfaßte und mit lebendigstem Interesse verfolgte.

Er befand sich nun schon vierzehn Tage in Portsmouth, aber immer wieder boten sich ihm neue überraschende Punkte; seine Wißbegierde fand immer wieder reiche Nahrung, und er wurde nicht müde, sich von Moormann Aufklärung geben zu lassen, der durch seinen früheren Dienst auf einem Kriegsschiffe dazu imstande war.

Am meisten fesselte ihn jedoch der Anblick der versammelten Flotte, und stundenlang konnte er, alles andere um sich vergessend, sich in die Betrachtung derselben versenken. Dort jene gewaltigen Linienschiffe, die Beherrscher des Ozeans, welche die Geschicke der Welt entschieden, mit ihren hochgetürmten Seitenwänden, aus denen in zwei bis drei Lagen Hunderte von schweren Geschützen drohend hervorschauten — hier schöne Fregatten und Korvetten, die bald einzeln, bald in Geschwadern kamen und gingen oder auf der Reede vor Anker lagen, und dazwischen ungezählte Kriegsschiffsboote, die mit taktmäßigem Ruderschlage die Wasserfläche kreuzten. Wahrlich, es war ein prachtvolles, großartiges und ebenso buntes wie belebtes Bild, wohl dazu angethan, Dirks jugendliche Einbildungskraft auf das höchste anzuregen und sein Herz schwellen zu lassen.

Wie häßlich und traurig erschienen dagegen der plumpe, schwerfällige Grönlandsfahrer, ja auch die übrigen im Hafen befindlichen Kauffahrteischiffe neben jenen stolzen Gebäuden, in deren Herstellung der menschliche Geist einen seiner höchsten Triumphe gefeiert, deren Furcht gebietende und dennoch so feine

Formen sich anmutig auf den Fluten wiegten, und deren hochstrebende Bemastung in eleganter Pyramidenform übereinstimmend und luftig sich aufbaute.

Ja, sie verkörperten die Ideen, welche Dirk sich früher unbewußt vom Seeleben gemacht und auf dem „jungen Konrad“ so wenig verwirklicht gefunden — sie allein konnten seinen hochfliegenden Träumen genügen.

Auf einer jener schlanken Fregatten mit schwellenden Segeln das Weltmeer zu durchmessen, auf ihrem Hinterdeck als Offizier den Befehl zu führen, kühn und siegreich die Elemente und menschliche Feinde zu bekämpfen, Ruhm und Ehre zu gewinnen, und alles das der eigenen Kraft zu verdanken, wie sein Vater dies hatte von sich sagen dürfen — das war ein hoher, würdiger Lebenszweck, den der feurige Jüngling in diesem Augenblicke sich wählte, und den mit ganzer Kraft anzustreben er sich gelobte.

Mechanisch griff er nach seiner Brust. Ja, sie ruhten dort noch sicher und geborgen in dem Täschchen, die kostbaren Briefe, von denen er sich mit unbedingter Zuversicht die Verwirklichung seiner Hoffnungen auf die Zukunft versprach, und sie erschienen ihm wie ein kostbarer Talisman, der das Glück in sich barg.

Seine Gedanken nahmen ihren Flug über das Meer hin zu den Gestaden Amerikas. Er sah das Sternenbanner über seinem Haupte flattern, für welches einst sein Vater so ruhmvoll gestritten, und dem auch er sein Leben zu weihen gedachte — er hörte den Donner der Kanonen und das Krachen der einschlagenden Geschosse. Die zerfetzten Segel peitschten im Winde

an den Raaen; Stengen und Masten, von Kugeln zerschmettert, brachen von oben, das Stöhnen der Verwundeten und zum Tode Getroffenen schlug an sein Ohr. Die Feinde stürmten heran; schon hatten sie in drohenden Scharen das Deck erklettert; mit dem Säbel in der Faust an der Spitze der Enterdivision warf er sich ihnen entgegen und trieb sie zurück. — Sieg! Sieg! erscholl es begeistert von seinen Lippen .....

„Aber Dirk, ich bitte dich, um Gotteswillen, was hast du vor?“ unterbrach der hinzutretende Steuermann seine Verzückung und rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

„Verzeih, Ohm,“ stammelte der Jüngling beschämt und errötend, „ich glaube, ich habe etwas laut gedacht und“ ....

„Warst einmal wieder in Amerika,“ fuhr Moormann lächelnd fort; „nun ich hoffe zwar, daß wir dahin kommen, aber vorläufig mußt du dich noch etwas gedulden, mein Junge. Das geht nicht so schnell, und bis jetzt halten uns die Engländer noch verdammt fest, wenn ich auch denke, daß wir ihnen nächstens ein Schnippchen schlagen. Nun, wie gefällt dir die Kriegsgefangenschaft? Sie scheint dir doch nicht mehr so zu behagen, wie vor vierzehn Tagen, und ich bin sicher, du würdest es vorziehen, trotz Thrangeruchs und der Grünen lieber noch eine Reise auf unserm guten, alten Schiffe zu machen, als noch acht Tage auf diesem abgetakelten Linienschiffe zu hungern und behandelt zu werden, als ob man ein zehnfacher Verbrecher wäre. Habe ich recht, Dirk?“

Dieser biß zornig die Zähne aufeinander. „Du hast vollständig recht, Ohm, die Engländer zu hassen,“ erwiderte er, „sie sehen keine Menschen in uns. Ich hoffe es ihnen aber

heimzuzahlen," fügte er mit blitzenden Augen hinzu, „wenn ich einmal wieder frei sein werde. Doch du sprachst von baldiger Flucht; ist Aussicht dazu?" fragte er in flüsterndem Tone.

Moormann warf einen spähenden Blick umher, aber es war niemand in der Nähe, der sie hätte belauschen können.

„Ich denke," gab er ebenso leise zurück, „daß es sich wird machen lassen, vielleicht schon heute Nacht; aber es ist ein gefährliches Wagnis und wir müssen uns auf schwere Arbeit gefaßt machen."

„Nun, was das betrifft," sagte Dirk selbstbewußt, „so weißt du, Ohm, daß ich vor beiden nicht so leicht zurückschrecke. Doch wie denkst du die Sache auszuführen; ist es dir gelungen, einen von den Bootsführern zu bestechen, daß er uns abholt? Ich sah, daß du heute Morgen längere Zeit mit ihm sprachst."

„Nein, das ist zu gefährlich; eine der Schildwachen auf der Back*) oder der Kampanje**) könnte uns sehen, und dann dürften wir uns darauf gefaßt machen, in Eisen geschlossen und unten auf den Ballast geworfen zu werden. Ich denke die Sache besser und billiger anzufassen; wir gebrauchen allerdings ein Boot, aber das werden wir uns selbst nehmen."

Dirk schaute fragend zu dem älteren Freunde auf.

„Siehst du den Zollkutter da drüben vor Anker?" fuhr dieser fort, indem er mit den Augen nach der Richtung winkte, wo in etwa tausend Schritt Entfernung seewärts ein einmastiges schmuckes Fahrzeug lag. „Er ist diesen Morgen von einer

*) Vorderes erhöhtes Halbdeck.

**) Hinteres erhöhtes Halbdeck.

achttägigen Kreuzfahrt zurückgekommen und bleibt bis übermorgen auf der Reede. Heute ist Sonnabend, und bis auf zwei Mann Wache geht die übrige Mannschaft an Land, das hat mir der Bootführer erzählt, als er mir heute Morgen gegen zwei Dukaten — meine letzten, wie ich ihm sagte — eine Flasche Rum verkaufte. Ich weiß aber aus Erfahrung, daß, wenn Sonnabends zwei englische Matrosen an Bord allein Wache haben, sie kein größeres Vergnügen kennen, als sich sinnlos zu betrinken, und darauf habe ich meinen Plan gebaut. Nun, wir müssen das Boot haben, das hinten bei ihm zu Wasser liegt, und wollen dann sehen, damit über den Kanal nach der französischen Küste zu entkommen."

„Jenes Boot — aber wie sollen wir es bekommen?" fragte Dirk, der noch immer Moormanns Plan nicht durchschaute.

„Hinschwimmen natürlich, mein Junge," erwiderte der letztere lächelnd, „ich sagte dir ja, es wäre ein tüchtig Stück Arbeit. Ist es dir zu viel?"

„Oh, nun verstehe ich, Ohm," sagte Dirk, den das in Aussicht stehende Abenteuer entzückte. „Gott bewahre, es ist mir nicht zu viel. Wenn die englische Kost mich auch in den letzten vierzehn Tagen heruntergebracht, so viel Kräfte traue ich mir noch zu, um jene Strecke zurückzulegen."

„Nun, nötigenfalls bin ich ja bei dir," fuhr Moormann fort, „und es sieht auch schlimmer aus, als es ist. Wir haben Neumond und Springflut. Der Strom läuft seine guten drei Knoten, wir brauchen uns nur mit ihm treiben zu lassen und sind in einer Viertelstunde da."

„Und auf welche Zeit hast du es festgesetzt?“

„Gleich nach Mitternacht, aus verschiedenen Gründen. Erstens beginnt dann die Ebbe zu laufen, und wir haben sie sechs Stunden mit, so daß sie uns vier bis fünf Meilen vorwärts bringt, und dann hat mein Freund, der irländische rothaarige Seesoldat, dem ich schon verschiedene Male Rum vom Bootführer gegeben, auf der Back Posten. Heute stecke ich ihm die ganze Flasche zu. Für unsereinen wäre das Zeug das reine Gift, aber für den Irländer wird es seinen Zweck erfüllen. Sobald er auf Posten gezogen und allein ist, wird er zu trinken beginnen und nach zwanzig Minuten in totenähnlichem Schlaf liegen.

Dann ist es für uns Zeit; wir schleichen uns in der untersten Batterie an die offene Bugpforte, und sobald es halb Eins ist, und der Posten auf der Kampanje zum Deck hinuntergeht, um Glasen zu schlagen, lassen wir uns am Ankertau zu Wasser. Ehe er wieder hinaufkommt, sind wir aus Sicht, und überdem wird uns jene Bank dort im Westen helfen. Vor Abend noch haben wir es dick von Regen und hoffentlich hält er die Nacht durch.

Nun weißt du Bescheid, mein Junge, und ich denke, der liebe Gott wird es gelingen lassen. Sieh zu, daß du irgendwo etwas Fett bekommst, und schmiere damit nochmals das Täschchen gut ein, damit deine Papiere nicht verderben; es könnte doch irgendwo ein Löchelchen offen geblieben sein. Hose, Hemde, Mütze — das ist alles, was wir von hier mitnehmen, doch vergiß nicht dein Messer; das Geld nehme ich, wir werden es

gebrauchen können. Jetzt aber wollen wir uns trennen, man könnte aus unserm langen Zusammensein Verdacht schöpfen."

Dirk warf dem Steuermann strahlenden Auges einen dankbaren Blick zu und schlenderte dann langsam nach dem Vorderdeck des als Gefängnis dienenden alten Linienschiffes, um von dort aus in der Nähe der Schildwache scheinbar harmlos wieder die Flotte zu betrachten, während sein Herz stürmisch vor Aufregung klopfte und er langer Zeit bedurfte, um wenigstens nach außen hin einigermaßen ruhig zu erscheinen.

Der Abend kam und mit ihm der von Moormann vorausgesehene Landregen, der den mondlosen Himmel noch mehr verfinsterte. Um 8 Uhr schrillten drei lange Rollpfiffe durch die Räume des Schiffes — das Signal für die Kriegsgefangenen, sich in ihre Kojen zu begeben. Zehn Minuten darauf machte der invalide Oberbootsmann, welcher den Befehl über das schwimmende Gefängnis führte, in Begleitung einiger Seesoldaten die vorschriftsmäßige Ronde.

Der alte Seebär nahm es mit seinem Dienste sehr gewissenhaft. Er kroch in jede Ecke und überzeugte sich persönlich, daß die Boote geheißt, die Luken und Kanonenpforten geschlossen und alle reglementsmäßigen Bestimmungen zur Sicherung der Gefangenen erfüllt waren. Nur die eine Bugpforte fand er in Unordnung; ihr Gehänge mußte verbogen sein, und sie wollte nicht schließen. Der Bootsmann schimpfte, aber für die Nacht ließ sich nichts mehr thun, und so gab er nur dem Posten auf der Back auf, genau Acht zu haben. Dann zog er sich im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung in seine Kajüte zurück, um ebenso gewissenhaft seinen Sonnabend-

Abend-Grog zu schlürfen, den der englische Seemann „Nachtmütze“ tauft, und den er sich unter keinen Umständen entgehen läßt — wenn er ihn haben kann.

Mitternacht war nahe. Im Schiffe herrschte tiefe Stille, nur leise unterbrochen von dem eintönigen Fallen der Regentropfen auf Deck, den Atemzügen der Schlafenden und dem gleichmäßigen Auf- und Abschreiten der Schildwachen. Im untersten Batteriedeck, dem Schlafraume der Gefangenen, brannte eine Laterne, aber ihr trüber, durch die Hornscheiben noch mehr gedämpfter Schein vermochte kaum die nächste Umgebung schwach zu erhellen.

Es schlug acht Glas.*) Die vierstündigen Wachen an Bord werden in acht halbe Stunden geteilt, deren jede „Glas“ heißt, weil man früher halbstündige Sanduhren zur Zeitbestimmung gebrauchte. Im singenden Tonfall erklang das „Alles wohl“ der Posten; man hörte die Tritte mehrerer Menschen auf dem Oberdeck, dann wurde alles wieder ruhig, wie vorher; die Schildwachen waren abgelöst.

Kurze Zeit später schlüpften zwei Gestalten geräuschlos aus ihren Hängematten, um zunächst vorsichtig zu lauschen; doch alles blieb still. Dann erlosch die mattbrennende Laterne völlig, und ringsum herrschte tiefe Dunkelheit. Behutsam krochen beide nach vorn zur Bugpforte; der Größere zog an einem Tau, und die Pforte hob sich langsam. Er steckte den Kopf durch die Öffnung und horchte. Wiederum blieb alles still; nur von der Kampanje her ertönte der regelmäßige Schritt

*) Mitternacht.

der Schildwache. Auf der Back hörte man nichts; der rothaarige Irländer war mit der Rumflasche beschäftigt, die Moormann ihm heimlich übergeben.

Dann stockte auch der Schritt hinten; der Posten ging die Treppe hinunter zum Deck. Moormann drückte dem hinter ihm stehenden Dirk schweigend die Hand, beide wanden sich wie Aale durch die Pforte, glitten an dem Ankertau hinunter und verschwanden im Wasser. Es schlug ein Glas*); das „Alles wohl!“ ertönte, wenn auch nur hinten auf dem Schiffe — der Irländer schlief den Schlaf des Gerechten —, aber als der Posten, der die Glocke angeschlagen, auf seine Station zurückkehrte, waren die beiden Schwimmer bereits längst aus dem Bereiche seiner Blicke.

Mit kräftigen Stößen, Schulter an Schulter, strichen sie stromabwärts und auf die Ankerlaterne des Zollkutters zu, die einen glitzernden Streifen auf das Wasser zeichnete, und die helfende Ebbe führte sie schnell dem Ziele zu.

„Der erste Schritt wäre gelungen,“ äußerte der Harpunier, „der Himmel schenke uns auch weiterhin Glück, das Schwere kommt noch. Kannst du es noch aushalten, mein Dirk, sonst stütze deine Hand auf meine Schulter, wie du es früher in Wangerooge gethan, wenn du matt wurdest.“

„Oh, was denkst du von mir, Ohm,“ erwiderte dieser fast ärgerlich und griff so kräftig aus, daß er schnell einige Schritte vorausschoß.

„Gut, gut, mein Junge,“ beschwichtigte dieser, „ich sehe,

*) Halb Eins.

daß ich dir zu wenig zutraue, aber bleibe nur an meiner Seite für alle Fälle. Dort schimmert auch schon der Kutter aus dem Dunkel hervor, — jetzt müssen wir ganz leise sein und uns erst überzeugen, ob der Sonnabend-Grog bei der Wachmannschaft seine Schuldigkeit gethan hat."

Schweigend ließen sie sich mit dem Strome vor den Bug des Fahrzeugs treiben und hielten sich dort lauschend eine Zeitlang fest. Sie hörten nichts und kletterten dann geräuschlos auf das niedrige Deck. Es war leer, aber vorn aus der offenstehenden Kappe des Mannschaftsraumes drangen laute Schnarchtöne nach oben.

„Wie ich es mir dachte," flüsterte Moormann, „aber wir wollen sie doch für alle Fälle unschädlich machen." Er schloß behutsam die Thür der Kappe und schnürte mit Dirks Hilfe ein Tau um dieselbe, so daß die Schläfer eingesperrt waren.

„So, nun ans Werk," sagte er dann, „jeder Augenblick ist für uns kostbar." Sie holten das hinten liegende Boot auf; es war völlig ausgerüstet, Riemen, Mast und Segel lagen darin und auch ein gefülltes Bootswasserfaß.

„Gut," äußerte Moormann befriedigt, „das wäre in Ordnung, jetzt nehmen wir noch den Kompaß mit der Laterne und dann müssen wir uns nach etwas Proviant umsehen; ich bin verdammt hungrig, und dir wird es wohl auch schmecken; wir haben noch eine lange Tour vor uns und brauchen Kräfte."

Er nahm die Ankerlaterne und ging in die Kajüte, während Dirk draußen Wache hielt. Nach wenigen Minuten kam er wieder zum Vorschein. „So, für die nächsten 24 Stunden wären wir versorgt, jetzt aber schnell fort."

Er legte einen Schinken, Brot und einige Flaschen in das Boot. Beide stiegen hinein, lösten es vom Kutter und bald war es in der Dunkelheit verschwunden. Der Mast wurde aufgestellt, das Segel gesetzt, und das kleine Fahrzeug glitt vor dem günstigen, wenn auch schwachen Winde durch die Fluten südwärts, der Küste von Frankreich zu.

„Den Proviant habe ich ehrlich bezahlt,“ sagte Moormann, „und zwei Dukaten auf den Tisch gelegt; aber Boot und Zubehör sind Staatseigentum, und das nehmen wir ohne weiteres. Vorläufig sind wir jetzt sicher, mein Junge. Bis Tagwerden haben wir noch vier Stunden vor uns, doch wenn wir satt sind, müssen wir uns tüchtig hinter die Riemen legen. Die Brise ist zu flau und bringt uns nicht schnell genug vorwärts.“

Der Appetit beider ließ nichts zu wünschen übrig. Die vierzehntägige Gefangenenkost hatte ihn wunderbar geschärft, und Dirk übertraf darin fast noch seinen Mentor. Als sie endlich ihr Mahl beendet hatten, bot der Schinken nur noch einen kläglichen Anblick, und einige Weinflaschen waren geleert, aber damit auch frische Kraft in ihre Muskeln zurückgekehrt, und unter den Ruderschlägen flog das Boot jetzt förmlich durch das Wasser. Der Regen hatte allmählich aufgehört, wenn auch der Himmel bedeckt und dunkel blieb, und bei der angestrengten Arbeit trockneten die Kleider auf dem Körper von selbst.

Die Flüchtlinge waren nahezu drei Stunden unterwegs, ohne auch nur einmal das Rudern unterbrochen zu haben. Nach Moormanns Rechnung hatten sie mit Hilfe der Ebbe bereits fünf bis sechs Meilen zurückgelegt, aber bis Havre,

wohin sie steuerten, waren noch weitere zwölf Meilen, und Dirks Kräfte fingen an zu ermatten.

„Ruhe dich aus, mein Junge," sagte Moormann, „ich werde inzwischen beide Riemen nehmen, und du kannst mich nachher ablösen. Du mußt dich jetzt schonen, denn es ist nicht nur der weite Weg, der noch vor uns liegt, sondern wenn ich mich nicht irre, steht uns noch Schlimmeres bevor, wozu wir alle unsere Kraft nötig gebrauchen."

„Was meinst du, Ohm?" fragte Dirk, der den Riemen einlegte und jetzt erst fühlte, wie müde er war.

„Dort über der englischen Küste will mir das Wetterleuchten nicht gefallen. Jedesmal, wenn es aufflammt, zeigt sich eine starre schwarze Wolkenwand darunter, deren Ränder so scharf wie mit Messern ausgeschnitten sind; das ist ein schweres Gewitter. Solange es sich über Land hält, hat es nichts zu sagen, geht es aber über die Küstenlinie fort und kommt es auf See hinaus, dann müssen wir uns auf sehr schlechtes Wetter gefaßt machen, und es wird sich zeigen, ob unsere kleine Nußschale ein gutes Seeboot ist. Es sieht mir zwar danach aus, aber wir müssen es doch abwarten ....."

Ein greller Blitz zuckte am nördlichen Horizont und unterbrach den Steuermann, während nach einiger Zeit das Grollen fernen Donners an das Ohr schlug.

„Da ist es schon," rief Moormann, „und in einer halben Stunde werden wir es hier haben. Ich will inzwischen das Segel bergen, nachher kommt mehr Wind, als wir gebrauchen können."

Er rollte das Segel zusammen, nahm den Mast aus und

legte beides ins Boot, um sodann wieder die Riemen zu ergreifen und langsam weiter zu rudern.

Die Blitze wurden häufiger, und der Donner rollte näher; das Gewitter zog schnell herauf. Oben in den Lüften hörte man dann und wann ein Sausen, während es auf dem Wasser noch ziemlich still blieb, aber die bis dahin ruhige See begann wirr und hoch aufzulaufen, und das kleine Boot schwankte heftig zwischen den sich türmenden Wellen.

Plötzlich schien der ganze Himmel in Flammen zu stehen und unmittelbar darauf erkrachte ein betäubender Donnerschlag mit einer Gewalt, als wollte er die Erde spalten. Ein Windstoß kam heulend und pfeifend heran und wälzte eine Schaummasse vor sich her, die in grünlichem Phosphorlicht unheimlich schimmerte.

Dirk saß erschreckt und vom Blitze förmlich geblendet. Moormann dagegen warf mit den Riemen augenblicklich das Boot herum, so daß sich dessen andere Spitze gegen den heranbrausenden Wellenkamm kehrte.

„Nimm den andern Riemen, schnell, Dirk," rief er diesem mit erregter Stimme zu, „wir müssen den Kopf des Bootes genau gegen die See halten. Packt sie uns von der Seite, so sind wir verloren."

Der Gerufene flog von seinem Platze auf, ergriff den Riemen und handhabte ihn in der gebotenen Weise, da er sofort die Lage richtig aufgefaßt hatte. Es war kein Augenblick zu früh — der in kochendem Gischt überbrechende Kamm der Sturmwelle rollte heran und schien das winzige Fahrzeug in seiner schäumenden Masse begraben zu wollen, doch furchtlos

schauten die Flüchtlinge ihr entgegen — sie waren rechtzeitig der drohenden Gefahr zuvorgekommen. Leicht wie eine Feder hob sich das Boot vor dem gewaltigen Anprall, schwebte einige Augenblicke hoch auf dem Rücken des Kammes und glitt dann in das Wellenthal hinunter — der Brecher war unschädlich unter ihm fortgerollt.

Doch nur der Anfang war damit überwunden; eine schwere See nach der andern folgte, und jede einzige erforderte dieselbe scharfe Aufmerksamkeit, dieselbe angestrengte Arbeit, um das Boot vor dem Untergange zu bewahren. Dabei zuckten unaufhörlich die Blitze wie Flammenbündel, die Donnerschläge erschütterten die Luft, der Sturm heulte, und strömender Regen mischte sich mit dem sprühenden Gischt, den der Wind vor sich hertrieb, während zwischen den Blitzen schwarze Dunkelheit herrschte, die keine drei Schritte weit sehen ließ.

Das kleine Boot hielt sich tapfer gegen die See, aber das hineinschlagende und das vom Himmel herabgießende Wasser begannen es tiefer zu drücken und ihm gefährlich zu werden. Die Flüchtlinge mußten mit allen Kräften schöpfen, um es flott zu halten, dabei aber das Fahrzeug stets in der richtigen Lage halten. Die Sache gestaltete sich für sie immer schlimmer, doch sie verloren den Mut nicht. Mit stolzer Befriedigung sah Moormann, wie sein Zögling der furchtbaren Gefahr nicht achtete, immer unverdrossen, kräftig und gewandt seine schwierige Aufgabe löste, und lange konnte ja auch das Gewitter in solcher Heftigkeit unmöglich anhalten.

Da rollte abermals eine besonders schwere Grundsee heran, und ihr schäumender Kamm erschien wie der geöffnete

Rachen eines aus der Tiefe auftauchenden Ungeheuers, bereit, alles zu verschlingen.

„Rudere an, Dirk!“ rief Moormann, „schnell, sonst faßt die See uns quer.“

Dirk gehorchte augenblicklich und holte mit äußerster Kraft am Riemen aus — da brach dieser. Der Knabe stürzte in das Boot nieder, und letzteres wurde von der überbrechenden Sturzsee fast breit gefaßt. Brausend und schäumend umwirbelte der Gischt die gebrechliche Nußschale; mit rasender Gewalt wurde sie von der anstürmenden Woge fortgeschleudert.

Moormann glaubte alles verloren, und wandte den Blick rückwärts auf Dirk, der sich von seinem Falle wieder aufzurichten versuchte, — da durchfuhr es ihn wie Todesschrecken. Ein Blitz erleuchtete in diesem Augenblicke die tiefe Nacht, und aus ihr tauchte in unmittelbarer Nähe hinter dem Boote ein großes Schiff hervor.

Mechanisch ergriff der Steuermann Dirks Arm, dann stand er wie gelähmt. Die Welle nahm ihren verderbenbringenden Lauf; brüllend wälzte sie sich gegen das Schiff, das leichte Boot vor sich hertreibend. Dann erfolgte ein krachender Stoß — es war zerschmettert!

VI.

Gottes Wege sind wunderbar. Gar oft lernt der Seemann sie kennen und preisen, wenn er sieht, wie sie ihn aus grauser Not zu ungeahnter Rettung führen, und so offenbarten sie sich auch hier. Für ein Boot gibt es kaum eine gefährlichere Lage, als wenn es sich quer vor dem Kamm einer schweren See befindet. Fast regelmäßig wird es von ihm überrollt und gekentert, und nur, wenn man der Woge die vordere Spitze zuwendet, so daß sie keinen größeren Angriffspunkt findet, hat man einige Sicherheit gegen ein solches Unglück.

Als Dirks Riemen brach, das Boot quer schlug, und Moormann die drohende Sturzsee vor, sowie das wie ein unheimliches Nachtgespenst erschienene Schiff unmittelbar hinter sich sah, da gab er alles verloren und harrte stumm des Augenblicks, der das Ende bringen mußte.

Er kam, doch in anderer Weise, wie menschliches Ermessen es vorauszusehen vermochte, und des Allmächtigen Hand griff gnädig ein. Das leichte Boot ging nur wenige Zoll tief und schwamm wie eine Feder auf dem Wasser. Der Wellenkamm fand keinen Widerstand an ihm und riß es, auf seiner Spitze schwebend, mit sich fort. Dann aber stellte sich die

steile Wand des Schiffes ihm entgegen — mit vernichtender Gewalt brach er sich an derselben, riß die Verschanzung fort und wälzte sich an Bord, um das Deck zu überfluten, zerstörend mit sich zu nehmen, was nicht niet- und nagelfest war und über die entgegengesetzte Schiffswand in sein Element zurückzuströmen.

Moormann hielt Dirks Arm noch immer krampfhaft umfaßt — Marthas Sohn wollte er auch im Tode nicht von sich lassen. Erstickte Schreie schlugen an sein Ohr, dann stürzte er selbst nieder, Dirk mit sich reißend. Er fühlte, wie das winzige Boot unter ihm zerschellte und glaubte, daß jetzt alles vorbei sei. Plötzlich jedoch prallten beide gegen eine elastische Masse und wurden von ihr festgehalten. Es waren Segel und Tauwerk, deren Nachgeben den Stoß abschwächte. Sie lagerten auf dem Großboote, das auf Schiffen in der Mitte des Oberdecks in starken Befestigungen steht, und das die Sturzsee nicht hatte mit sich reißen können. Dadurch wurden sie nicht allein die Mittel zur wunderbaren Rettung der Flüchtlinge, sondern bewahrten sie auch vor schwereren Verletzungen, wenngleich beide einige Zeit bedurften, um die plötzliche Wandelung ihrer Lage zu begreifen.

Ein freudiger Ruf in englischer Sprache: „Hier sind sie, wir haben sie gefunden!“ brachte sie zum vollen Bewußtsein. Sie sahen sich von verschiedenen Männern umstanden, und der Schein einer Laterne fiel auf ihr Gesicht. Als Moormann sich infolge dessen aufrichtete und den Sprecher anschaute, während neben ihm auch Dirk sich erhob, schrak der vorderste Engländer hastig zurück.

„Halloh!“ stieß er hervor, „wen haben wir hier? Das ist nicht Wells, der Steuermann — das sind Geister!“

In abergläubischer Angst, den Blick starr auf die fremden Erscheinungen gerichtet, schritt er, wie unter einem Bann, langsam auf die hinter ihm stehenden Gefährten zu, denen es gleich ihm unheimlich zu Mute ward.

Moormann übersah schnell die Lage; sie waren auf ein englisches Handelsschiff geworfen und schwebten in Gefahr, in das Gefängnis zurückgebracht zu werden, wenn ihre Flucht bekannt wurde. „Wir müssen ihnen ein Märchen aufbinden,“ flüsterte er Dirk zu, „laß mich sprechen.“

„Wir sind keine Geister,“ rief er den Engländern entgegen, „sondern arme Schiffbrüchige, welche die Sturzsee vorhin an Bord geworfen. Hier sind die Trümmer unseres Bootes, wie ihr euch überzeugen könnt.“

„Aber wer seid ihr, woher kommt ihr?“ fragten jene, als sie, von ihrem Schrecken sich erholend, wieder näher herantraten und wirklich das zerbrochene Boot sahen.

„Wir gehören zu einem Bremer Schiffe,“ erwiderte Moormann, „das heute Nacht von einer schweren Sturzsee getroffen, leck gesprungen und gesunken ist. Ich bin der zweite Steuermann und mein Begleiter Leichtmatrose. Die übrige Mannschaft rettete sich im Großboote, und wir gingen mit vier Mann in die Jolle, da jenes überfüllt war. Zwei von uns sind von der See, die uns hier an Bord warf, fortgespült, und wir allein übrig geblieben.“

Die improvisierte Erzählung verfehlte nicht, Einfluß auf die Engländer zu üben. „Kommt in die Kajüte,“ sagte der

Kapitän gutmütig, „und erholt euch. Ihr anderen aber,“ wandte er sich zu seinen Leuten, „sucht weiter nach dem armen Wells; ich fürchte fast, die Sturzsee hat ihn mitgenommen, da er gerade an der Leeseite des Bootes stand.“

Während nach dem verschwundenen zweiten Steuermann gesucht wurde, ging der Kapitän mit den beiden Deutschen in die Kajüte, um sie zunächst durch ein Glas Wein zu erquicken und ihnen dann einige seiner trockenen Kleider zu geben.

„Und ihr habt gar nichts gerettet?“ fragte er mitleidig.

„Nichts,“ erwiderte Moormann, „als etwas Geld. Das Schiff sank so schnell, daß wir Hals über Kopf in die Boote mußten, wie wir gingen und standen. Wenn ihr uns deshalb Kleider ablassen wollt, will ich sie gern bezahlen.“

„Das fehlte noch,“ gab der Kapitän unwillig zurück, „euch euer bischen Geld abzunehmen. Nein, wir Seeleute müssen einander helfen, und so viel Zeug besitze ich noch, um euch trocken einzukleiden. Wer weiß, ob ich nicht einmal eure Hilfe wieder gebrauche.“

In diesem Augenblicke trat der Obersteuermann in die Kajüte. „Wells ist nicht da,“ meldete er in rauhem Tone, der nicht die leiseste Teilnahme bekundete, „er ist über Bord gegangen. Auch der Matrose Smith fehlt, ihn hat wohl ebenso der Teufel geholt. Wir haben das ganze Deck abgesucht, es ist nirgends etwas zu finden.“ Dabei drehte er sich kurz um und verließ, die Thür heftig hinter sich zuschlagend, die Kajüte.

„Mein armer guter Wells,“ rief der Kapitän schmerzerfüllt aus, „so ist er also tot. Das trifft mich doppelt hart;

er war nicht nur ein guter braver Mensch, sondern meine treueste, verläßlichste Stütze an Bord unter diesem . . . ."

„Kapitän," unterbrach ihn Moormann, „ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ein Blick auf jenen Mann, der soeben die Kajüte verließ, hat mich darüber belehrt. Wohin geht Eure Reise?"

„Nach Boston," erwiderte der Gefragte. Moormann wechselte mit Dirk einen bedeutsamen Blick.

„Wohlan," fuhr er dann fort, „wie ich schon sagte, bin ich auch Steuermann und habe lange als solcher gefahren. Wollt Ihr mich an Stelle des Verlorenen nehmen, so bin ich bereit. Ihr seid gut gegen uns gewesen — hier ist meine Hand, ich werde Euch treu sein und Euch unterstützen, und für diesen hier" — auf Dirk zeigend — „stehe ich ebenfalls ein."

Der Kapitän schaute einen Augenblick die beiden an. Dann ergriff er die dargebotene Rechte Moormanns und sagte: „Ich nehme es an, in euren Augen ist keine Falschheit, und ihr seid Deutsche. Diese habe ich immer noch treu, zuverlässig und nüchtern gefunden, wo ich ihnen begegnet bin. Und nun will ich euch ein paar Worte sagen, wie es hier an Bord steht. Durch den schon so viele Jahre dauernden Krieg sind fast alle tüchtigen Seeleute auf die Flotte gepreßt worden, und was man für Handelsschiffe noch bekommen kann, ist meistens sehr zweifelhafter Natur. Ich mußte nehmen, was ich fand, und es war wenig Gutes dabei. Das Schlimmste aber ist, daß mein Obersteuermann trinkt und sich sehr bald nach unserm Aussegeln auch als ein brutaler Mensch gezeigt hat, der namentlich in der Trunkenheit zu allem fähig scheint und dadurch die

ganze Mannschaft in Verwirrung bringt. Wir sind vor vierzehn Tagen von London abgegangen und mit den beständigen Westwinden erst bis hierher gekommen, aber ich habe schon eine ganze Menge schrecklicher Szenen an Bord gehabt. Vor einer Stunde schlug der Blitz in den Großtop*) und die Marsraa mit dem Segel stürzte auf das Großboot nieder. Der Obersteuermann hatte die Wache, aber als ich auf das Deck kam und die Sache klaren lassen wollte, fand ich ihn mit seiner ganzen Wachmannschaft wieder in einem Zustande, daß nichts mit ihnen anzufangen war. Ich mußte Wells wecken, der auch sofort willig kam, aber seine Pflichttreue leider hat mit dem Leben bezahlen müssen."

„Sind denn gar keine guten Elemente unter der Mannschaft?" fragte Moormann.

„Oh doch," erwiderte der Kapitän, „die Hälfte ist nicht so schlecht und man könnte wohl mit ihnen auskommen, wenn nicht der Steuermann Einfluß übte. Ich bin schon mehreremale daran gewesen, wieder einen Hafen anzulaufen, um die Mannschaft zu wechseln, aber in dieser Zeit ist es zu schwer, überhaupt Menschen zu bekommen, und ich fürchtete, zu lange aufgehalten zu werden. Nach meinem Vertrage muß ich die Ladung, die aus Faßstäben besteht, bis Ende August abliefern, wenn ich nicht schwere Einbuße erleiden soll, und da wir nur noch sechs Wochen bis dahin haben, so konnte ich keine Zeit verlieren."

„Nun, beruhigt Euch, Kapitän," sagte Moormann, „ich

*) Großmast mit allem Zubehör von Stengen, Raaen u. s. w. Top bedeutet sonst aber auch die Spitze eines Mastes.

werde mich bemühen, jenen verderblichen Einfluß zu brechen, und ich denke, es wird fortan alles gut gehen."

„Ich mache Euch aber darauf nochmals aufmerksam, daß er ein gewaltthätiger Mensch und zu allem fähig ist."

„Ich fürchte mich nicht!" äußerte der Deutsche lächelnd, „und wenn er mit mir anbindet, dürfte er den Schaden davon haben."

„Allerdings da habt Ihr recht, ich möchte es ihm nicht raten," stimmte der Kapitän bei, als er jetzt seinen Blick bewundernd über die Hünengestalt des vor ihm Stehenden gleiten ließ. „Doch nun legt euch zur Ruhe, ihr habt es nötig, dort findet ihr zwei leere Kojen. Die Gewitterbö scheint vorüber zu sein und ich denke mit der neuen Wache die Havarie in Ordnung zu bringen. Morgen früh werde ich euch der Mannschaft vorstellen."

Er ging hinaus und die beiden Flüchtlinge, welche seit vier Stunden so schwere Mühsal des Geistes und Körpers getragen, blieben allein.

„Ohm Wilhelm," sagte Dirk, tief in seinem Innersten bewegt, „der liebe Gott ist uns gnädig gewesen und hat uns aus schwerer Gefahr errettet."

„Ja, mein Kind," erwiderte Moormann ernst, „wir wollen ihm danken und ihm auch ferner in allen Nöten vertrauen." Damit entblößte er sein Haupt und beide sandten ein stilles Dankgebet zu ihm empor, dessen starke Hand sie über dem Wasser gehalten und sie so wunderbar aus grausiger Gefahr errettet hatte.

Bald umfing sie fester Schlaf und erst spät am Vormit-

tage weckte sie der Kapitän, um sie in ihren neuen Dienst einzuführen und sie der übrigen Mannschaft vorzustellen.

Die letztere machte auf die Deutschen keinen günstigen Eindruck; es war zusammengelaufenes Volk, das einer festen Hand bedurfte, um in Schranken gehalten zu werden; aber am abstoßendsten erschien ihnen der Obersteuermann, der auch seinerseits gar kein Hehl daraus machte, wie unwillkommen ihm die Eindringlinge waren, und namentlich darüber ergrimmt schien, daß Dirk mit in die Kajüte aufgenommen wurde.

So unangenehm und bedrohlich sich jedoch die Sache zuerst anließ, besserte sich der Zustand dennoch von Tag zu Tag. Auf Kauffahrteischiffen gehört es zu den Pflichten des Untersteuermanns, den Proviant und die Spirituosen zu verwalten, und die erste Dienstleistung Moormanns war, den Bestand festzustellen und letztern so zu sichern, daß ohne seine Kontrolle nichts davon genommen werden konnte.

Dadurch versetzte er zwar den Obersteuermann in um so größere Wut, verhinderte aber gleichzeitig Trunkenheit der Leute und schnitt damit dem größten Übel die Wurzel ab. Andererseits wußte er durch seine eiserne Ruhe, sein gemessenes Wesen, seine sehr bald zutage tretende seemännische Tüchtigkeit und nicht zum mindesten durch seine äußere Erscheinung sich in kurzer Zeit solche Achtung zu verschaffen, daß Ruhe und Frieden herrschen, und der Kapitän ihm nicht dankbar genug für die bewirkte Wandlung sein konnte. Nur der Obersteuermann blieb verbissen und feindlich, ohne damit jedoch irgend welchen Eindruck auf Moormann zu machen, der ihm nur kalte Gleichgiltigkeit entgegensetzte.

Nach jenem Gewitter trat verhältnismäßig gutes Wetter ein, leider aber blieb der Wind dauernd ungünstig, das Schiff mußte beständig kreuzen und es währte noch volle acht Tage, bis es den englischen Kanal hinter sich hatte und mit dem Südwestwinde nach nördlicheren Breiten steuern konnte, wo der Kapitän auf Ostwinde hoffte. Er sah sich jedoch getäuscht.

Wiederum vergingen vierzehn Tage, ohne daß die gehoffte Änderung eingetreten wäre, und schon beschloß er, es nochmals südlicher zu versuchen, aber das Schiff schien von einem bösen Geschick verfolgt zu werden. Der Wind wuchs zum Sturme, der jedes Segeln verhinderte und zum Beilegen*) zwang. Er wühlte eine gewaltige See auf, welche das Schiff in heftigster Weise hin- und herwarf, und schien kein Ende nehmen zu zu wollen. Dann und wann lullte er zwar ein, aber nur, um womöglich noch in gesteigerter Wut wieder loszubrechen.

Am fünften Tage erreichte er seinen Höhepunkt. Die See rollte in mächtigen Bergen daher, und wenn das Schiff von ihrer Spitze in das Wellenthal hinunter geschleudert wurde, war es, als ob sich ein endloser Abgrund öffnete, um es zu verschlingen. Ein Segel nach dem andern peitschte der Sturm von den Raaen, die Stengen und das Bugspriet brachen; die Seitenboote wurden von ihren Krähnen gerissen und die gewaltsamen Bewegungen erschütterten das ganze Gebäude

*) Man legt ein Schiff bei, wenn man es unter kleinen Sturmsegeln so nahe wie möglich an den Wind bringt, so daß dieser schräg von vorn auf die Segel wirkt. Es treibt dann nur langsam fast quer ab, macht windwärts mit seinem Rumpfe ein breites Kielwasser, an dem sich dann die schweren Wellen brechen und dadurch ungefährlich für das Schiff werden.

mit einer Heftigkeit, die es unmöglich auf die Dauer auszuhalten vermochte. Bald zeigten sich auch die Folgen. Am Abend meldete der Zimmermann zwei Fuß Wasser im Raum. Die Leute wurden an die Pumpen beordert; ihre gedrückte Stimmung hob sich wieder, als es sich zeigte, daß sie das Leck zu bemeistern vermochten, doch währte es nur kurze Zeit. Eine schwere Sturzsee brach über, nahm das Großboot und die Verschanzung, sowie sämtliche auf Deck befestigte Wasserfässer mit, und ihr Stoß erweiterte das Leck so, daß die Pumpen das eindringende Wasser nicht mehr bewältigten, so angestrengt die Leute auch arbeiteten.

Es war eine schreckliche Nacht, und wenn auch der Wind endlich nachließ, und die See sich bedeutend beruhigte, gestaltete sich die Lage des Schiffes damit nicht günstiger. Mit größter Mühe zog man ein Segel unter dem Boden des Schiffes durch, in der Hoffnung, damit das Leck zu stopfen, oder wenigstens zu verringern; aber es war vergebens. Zoll für Zoll stieg das Wasser im Raume, tiefer und tiefer sank das Schiff, und der Tag beleuchtete eine traurige Szene. Die erschöpften Leute verloren den Mut und weigerten sich weiter zu pumpen, da es augenscheinlich doch nichts half. Sie sahen den drohenden Untergang vor Augen, und das Fortschlagen der Boote hatte ihnen auch die letzte schwache Aussicht auf Rettung geraubt.

Der alte gute Kapitän lag schon mehrere Tage erkrankt zu Bett; der Obersteuermann mußte sich auf irgend eine Art wieder Spirituosen verschafft haben, denn er war offenbar berauscht, griff nirgends mit an und suchte nur die Mannschaft gegen Moormann aufzuhetzen. Glücklicherweise hatte dieser bei

den Leuten bereits so festen Fuß gefaßt, daß das schändliche Bemühen keine Folgen hatte.

Mit ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen, das die Ereignisse der letzten Monate in ihnen noch mehr gestärkt und gefestigt hatten, standen Moormann und Dirk der allgemeinen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung ruhig und gefaßt gegenüber, obwohl sie ebenfalls nicht wußten, woher Hilfe in dieser furchtbaren Not kommen sollte.

Und dennoch schien sie zu kommen. Das Wasser war bereits bis unter das Zwischendeck gestiegen, und das Schiff lag infolgedessen so tief im Wasser, daß sich das Oberdeck nur noch wenige Fuß darüber befand. Da bemerkte Moormann, daß es nicht weiter sank. Schon längere Zeit hatte er aufmerksam darauf geachtet und fand jetzt, daß seine Vermutung sich bestätigte. Das Schiff schwamm auf seiner Ladung. Mit jeder andern mußte es untergehen; das Holz wurde sein Retter. Freudig verkündete der Steuermann der Mannschaft die Thatsache und weckte damit in ihr neue Lebenshoffnung.

„Hurrah, Jungens!“ rief er ihnen ermunternd zu, „Mut, Mut, der alte Gott lebt noch, wir sind geborgen. Seht, wie dieser furchtbare Wind nachgelassen, und die See sich geglättet hat! Der Sturm ist in dieser Jahreszeit eine Ausnahme gewesen, und wir werden nun gutes Wetter behalten. Der Wind ist nördlich gegangen, und wenn wir auch nur langsam vorwärts kommen, geht es doch nach Süden und damit in das Fahrwasser anderer Schiffe, von denen wir bald einem begegnen müssen.“

Die Worte verfehlten nicht die erhoffte Wirkung, und

Moormann benutzte die wiederkehrende Willfährigkeit, um vor allen Dingen aus den unteren überschwemmten Räumen Proviant und Trinkwasser heraufzuschaffen. Angesichts des schnell sinkenden Schiffes, das einen baldigen gewissen Untergang voraussehen ließ, hatte niemand daran gedacht, jetzt aber lag die dringendste Notwendigkeit vor, soviel wie möglich davon zu retten, wenn den Schiffbrüchigen nicht ein viel furchtbareres Los bevorstehen sollte.

Mit unsäglicher Mühe gelang es, eines der Reserve-Wasserfässer aus dem Zwischendeck heraufzubringen. An die übrigen war unter keinen Umständen heranzukommen, aber bei der erforderlichen Einteilung hatte man wenigstens auf vierzehn Tage Trinkwasser, und bis dahin durfte man hoffen, einem Schiffe zu begegnen.

Viel bedenklicher stellte es sich dagegen mit dem Proviant heraus. Die Fleischfässer lagen unten im Raume und darüber standen 6—8 Fuß Wasser, so daß sie völlig unerreichbar waren, und von dem Schiffszwieback konnte man nur so viel bergen, als zur Not für zwei Tage ausreichte. Der größte Teil war überdem von Salzwasser durchtränkt und mußte sorgsam an der Luft getrocknet werden, um nicht zu verderben und ungenießbar zu sein. Verhältnismäßig am reichsten war man an Spirituosen, von denen Moormann zur bessern Kontrolle eine ziemliche Menge in den Kajütenbehältern unter Verschluß gehalten hatte, die noch über Wasser lagen — das war wenigstens eine Aushilfe.

Der Harpunier hielt es für das Richtige, den Leuten offen zu sagen, wie die Sache stand, und der Vorsicht halber die

Rationen so zu verkleinern, daß das Brot, wie das Wasser auf vierzehn Tage genügte, da niemand wissen konnte, wann man einem Schiffe begegnen werde. Nur für den kranken Kapitän wurden doppelte Portionen ausgesetzt, und die beiden Deutschen thaten überhaupt alles, um für den alten Mann zu sorgen, der hilflos in seiner Koje lag. Alle waren mit den Vorschlägen einverstanden; auf den Obersteuermann wurde weiter keine Rücksicht genommen, er lag noch betrunken.

Das Wetter blieb gut, wie Moormann gehofft, und der Wind in nördlicher Richtung stehen. Es gelang, einige kleine Reservesegel heraufzuholen und einen Teil der fortgeflogenen durch sie zu ersetzen, aber die Brise war so flau, daß das tief im Wasser liegende Schiff nur täglich einige Meilen vorwärts kam.

Tag für Tag verging. Die kleinen Rationen mußten natürlich einwirken; die Mannschaften wurden hohläugig und ihre Körper verfielen. Trotzdem murrten sie nicht, betrugen sich wie Männer und suchten Moormanns Beispiel nachzuahmen, dessen ungebrochener Mut auch bei ihnen noch eine schwache Hoffnung weckte. Der Obersteuermann verhielt sich ziemlich ruhig, aber oft loderte es in seinen Augen unheimlich auf, als ob er Unheil brütete, und einmal kam es auch zu einem heftigen Zusammenstoß.

Eine wesentliche Stütze für das Ansehen Moormanns war der Zimmermann, ein stiller, verständiger Mensch, der es freiwillig übernommen hatte, den Spirituosenbehälter zu überwachen, während Moormann schlief. Der Obersteuermann wollte jenen öffnen und stach in seiner Wut mit dem Messer nach dem ihm

wehrenden Zimmermann. Glücklicherweise sprang letzterer zur Seite, schlug aber seinen Angreifer mit einer Handspeiche nieder, so daß er einige Stunden besinnungslos lag. Als er wieder zu sich gekommen war, zeigte er zwar keine offene Feindschaft, aber jedenfalls wartete er nur auf eine Gelegenheit, um seinen Rachedurst zu kühlen und Moormann war deshalb auf seiner Hut. Er legte sich nur abwechselnd mit Dirk zum Schlafen, um gegen jeden Überfall gesichert zu sein.

In der Zwischenzeit sprang wieder heftiger Südwind auf, und die See brach so über das Deck, daß der Aufenthalt auf ihm gefährlich wurde. Das wäre noch zu ertragen gewesen, aber das Schiff wurde dadurch wieder in seinem Kurse aufgehalten, und abermals mußten die Rationen verkürzt werden. Sie betrugen jetzt nur noch ein Viertelpfund Brot, ein Quart Wasser und ein Glas Rum, doch bis auf letzteren reichte auch so die vorhandene Menge nur noch für einige Tage aus.

Hunger und Durst wurden immer quälender. Bis dahin hatten die Leute sich tapfer und still benommen; jetzt begannen sie zu streiten, blickten wie Wölfe aufeinander, und Moormann wie der Zimmermann hatten viel zu thun, um sie zu beruhigen. Nur noch einige Pfund Brot und wenig Wasser waren vorhanden, als Dirk bei Tagesanbruch den Freudenruf ertönen ließ: „Segler voraus!" Er verbreitete sich wie ein Lauffeuer, wirkte elektrisch und trieb alles an Deck. Jammer und Not schienen vergessen, die verlorenen Kräfte wiedergekehrt — dort war ja Erlösung aus allem Unglück.

Das Schiff näherte sich schnell und kam direkt auf das Wrack zu; in spätestens zwei Stunden mußte es dasselbe er-

reicht haben. In Aussicht auf die sichere und so nahe bevorstehende Hilfe verlangten die Leute sich noch einmal satt zu essen. Moormann gab nach und der letzte noch vorhandene Rest wurde aufgezehrt — nur vom Rum weigerte er sich mehr, als die festgesetzte Ration auszugeben. Er fürchtete die Folgen und die Mannschaften beruhigten sich dabei; doch der Obersteuermann war wütend und schaute aus wie ein wildes Tier.

Die übrigen nahmen keine Notiz von ihm; in ihrem Herzen war nur Raum für Freude über die nahe Rettung. Die Gesichtszüge, auf denen seit vielen, vielen Tagen kein Lächeln sich gezeigt, strahlten wieder in froher Zuversicht, jeder Gedanke an Streit und Hader war verschwunden, und alle beglückwünschten sich, diesmal noch den Klauen des sicheren Todes entrissen zu sein.

Je näher der Fremde kam, desto mehr wuchs die Erregung. Er fuhr in Sprechweite vorüber, hörte das Leid der Schiffbrüchigen und versprach Hilfe. Da versuchten die Unglücklichen Hurrah zu rufen, aber es gab nur Töne, als ob der Wind seufzend durch die Bäume eines Kirchhofs striche, so gespenstisch klang es.

Der Fremde sah, daß die Boote fortgeschlagen waren; er verhieß eines von den seinigen zu schicken, sobald dasselbe zuvor etwas ausgebessert sei. Er selbst habe zwar auch Mangel an Proviant, wolle aber trotzdem Brot und Wasser geben. Er war mit östlichem Winde heruntergekommen; in dem Augenblicke jedoch, wo er das Wrack passierte, sprang jener nach Westen und trieb ihn ab.

Einige glaubten, der Segler, der nicht einmal eine Flagge

zeigte, wolle sich nur windwärts halten, andere blickten schweigend zu ihm hinüber, aber es kam niemandem in den Sinn, daß er so hilflose Menschen verlassen und sie völlig dem Verderben überantworten werde. Und dennoch war es so. Er machte wirklich Segel und schwand mit jeder Minute mehr in die Ferne.

In dumpfer Verzweiflung starrten die so furchtbar Enttäuschten ihm nach; als er aber endlich nur noch wie ein schimmernder Fleck am Horizonte zu schauen war, da wandelte sich die Verzweiflung in wildes Entsetzen und machte sich in herzbrechendem Jammer Luft. Während ein Teil zum Allmächtigen um Erbarmen flehte, stießen andere gotteslästerliche Flüche aus; dann aber scharten sie sich mit dem Obersteuermanne an der Spitze um Moormann und verlangten mit drohenden Blicken die Herausgabe der Spirituosen.

Er sah, daß es solchen Menschen gegenüber jetzt um seine Autorität geschehen war. Ebensowenig war er imstande, auch mit Hilfe Dirks und des Zimmermanns der großen Überzahl der Gegner Gewalt entgegenzusetzen. Stumm reichte er den Drängern den Schlüssel zu dem Behälter; er wurde geöffnet und fast alle stürzten sich auf den Inhalt, um sich sinnlos zu berauschen und darin Vergessenheit ihres namenlosen Elends zu suchen.

Moormann und seine beiden Gefährten rührten keinen Tropfen an, und jeder von ihnen nahm nur eine Flasche Wein für sich, sowie zwei für den Kapitän, von deren Inhalt ersterer etwas erwärmte, um es dem armen Kranken zu bringen. Dann suchte er alles nur irgend Eßbare, Leder, einige Pfund

Lichte und etwas Öl, im Schiffe zusammen, und barg es unter einem Segel auf dem Oberdeck, wo er auch mit Dirk abwechselnd schlief. Die Luft unten im Schiffe war schlecht und drückend, und beide zogen es deshalb vor, auch die Nächte auf dem Deck zuzubringen. Wenngleich ebenfalls sehr angegriffen, waren sie noch ziemlich die kräftigsten von der ganzen Besatzung geblieben, der Zimmermann jedoch auch schwach geworden.

Der Wind lief inzwischen wieder nördlich mit flauer Brise, aber niemand kümmerte sich mehr um das Schiff, als die genannten drei, alle übrigen lagen betrunken umher. Mit größter Mühe brachten jene das Fahrzeug vor den Wind mit südlichem Kurse und steuerten es abwechselnd. Am andern Morgen wurde es wieder stürmisch, und die Wellen begannen von neuem rauschend über das Deck zu brechen. Moormann teilte einige Lichte zwischen sich und den beiden Freunden, und jeder trank ein Glas Wein. Das war für diesen Tag ihr ganzer Unterhalt, aber er hielt doch ihre Lebensgeister einigermaßen aufrecht, während der Rest der Besatzung sich mit dem Erwachen wiederholt berauschte und in besinnungslosem Zustande auf dem Deck oder in dem Raume vor der Kajüte umherlag.

Die letzten Spirituosen waren indessen nun ausgetrunken; wenn die Leute wieder zu sich kamen, mußten sie fortan nüchtern blicken; aber was sollte dann werden? Hunger und Durst starrten als furchtbare Gespenster ihnen ins Antlitz, und nirgends Aussicht auf Rettung, auf Erlösung aus dieser grausen Not!

„Was denkst du, Ohm?“ fragte Dirk niedergeschlagen den älteren Freund.

„Hoffe auf Gott, wie ich es thue," erwiderte dieser in frommer Zuversicht und die einfachen Worte übten eine wunderbare Kraft. Neues Vertrauen zog in Dirks Herz und bannte die trüben Gedanken.

Wieder vergingen zwei Tage. Hunger und Durst thaten schneller und schneller ihr Werk. Von den wenigen Lichten war nichts mehr übrig; dem Kapitän brachte Moormann dann und wann etwas warmen Wein. Das Öl hatte er gemeinsam an die Mannschaft verteilt — jetzt schnitten sie das Leder in kleine Stücke und versuchten es zu kauen.

Einige der Leute waren wandelnde Skelette, andere aufgedunsen. Ohne zu sprechen, schleppten sie sich nebeneinander hin, doch sie schauten sich mit häßlichen Blicken und knirschenden Zähnen an. Der Obersteuermann schnitt sich in den Arm und sog sein eigenes Blut. Es schien ihn etwas zu kräftigen, aber er lachte dabei auf wie ein Teufel und starrte die Einzelnen an, wie ein hungriger Tiger. Moormann ließ Dirk nicht aus den Augen und wachte über ihn auf Schritt und Tritt.

Während der Nacht fiel nichts vor und die meisten suchten im Schlaf Vergessenheit ihrer Leiden, aber er war nicht erquickend und durch angstvolle Träume gestört. Es war windstill geworden, und nur hier und dort unterbrach schmerzliches Stöhnen oder ein wilder Ruf die Friedhofsruhe.

Am andern Morgen trat jedoch ein schrecklicher Augenblick ein. Wohl hatte jeder schon vorher daran gedacht, daß er kommen müsse, aber niemand gewagt, den Gedanken Worte zu leihen, obwohl sie wie etwas Furchtbares die Seele bedrückten. Der Obersteuermann gab ihnen endlich Ausdruck.

Er rief die Leute zusammen und sagte mit heiserer Stimme: „Die Zeit ist gekommen; einer von uns muß sterben, damit wir anderen leben können.“

Dann sah er im Kreise umher und sein Auge blieb auf Dirk haften. Einen Augenblick standen die Leute stumm, wie vom Donner gerührt, dann sprachen sie vom Losen. Moormann sagte nichts, aber er trat nahe an Dirk heran und schaute starr auf den Obersteuermann. Es mußte wohl etwas Bedeutsames in diesem Blicke liegen, denn jener wandte sich ab, wenngleich tödlicher Haß sich auf seinem Gesichte spiegelte.

Der Zimmermann erinnerte daran, daß der Kapitän seine Zustimmung zu geben habe, und fast hastig willigten die Leute ein — es war doch noch ein kleiner Aufschub. Zwei Mann gingen zu ihm, aber er wollte nichts davon wissen. Mit schwacher Stimme hielt er ihnen vor, welche schwere Sünde sie auf sich lüden und bat, daß alle Mann in die Kajüte kommen möchten, er wolle mit ihnen in der Bibel lesen und beten, dann würden sie auf andere Gedanken kommen.

Die Abgesandten kehrten an Deck zurück, aber der Obersteuermann hetzte, und nun erklärten die Leute, sie würden ohne Zustimmung des Kapitäns das Los werfen. Mit unheimlichem Eifer gingen sie ans Werk, schnitten aus dünnen Tauen die Lose und steckten sie in eine Spalte —, wer das kürzeste zog, sollte sterben. Doch, als nun alles fertig war, und jeder mit vorquellenden Augen auf den Moment der Entscheidung harrte, da schreckte er vor ihm zurück und niemand wollte beginnen.

„Laßt uns warten, Leute, bis morgen früh,“ unterbrach

Moormanns klangvolle Stimme die schauerliche Stille, „haben wir solange ausgehalten, werden wir es auch noch einige Stunden länger ertragen können. Es ist windstill geworden und wir wollen alle Fischerleinen aushängen; vielleicht fangen wir etwas; die Fische beißen ja auch auf weiße Lappen."

Die Worte wirkten wie erlösend und schienen den schrecklichen Bann zu brechen, unter dem die Leute standen.

„Ja, ja!" rief der Zimmermann als erster, „der Untersteuermann hat recht, laßt uns warten" und alle stimmten freudig bei, als sei ihnen ein schwerer Stein vom Herzen gefallen.

Nur des Obersteuermanns Gesicht verzerrte sich, in seiner blinden Wut ergriff er ein Beil und wollte damit einen Schlag nach dem Zimmermann führen. Mitten im Ausholen fühlte er jedoch seinen Arm von hinten gehemmt und wie in einen Schraubstock eingezwängt. Moormann hatte ihn beobachtet und war zugesprungen, um das Verbrechen im rechten Augenblicke zu verhindern. Es schien, als ob Hunger und Durst ihm nichts hätten anhaben können, und er noch in vollem Besitz seiner gewaltigen Kraft wäre. Wie gelähmt ließ der Obersteuermann das Beil fallen, er selbst flog von einem empfangenen Stoße fünf bis sechs Schritt weit gegen die Bordwand, wo er stöhnend liegen blieb, und das Beil sauste über ihn fort in das Wasser.

Erschreckt starrten die übrigen Leute auf den hoch aufgerichtet dastehenden Harpunier; sie sagten kein Wort, aber es war klar, daß mit diesem Augenblicke durch seine Handlungsweise nicht nur sein volles Ansehen über jene wiederhergestellt, sondern noch bedeutend gewachsen war.

Es wurde dunkel; kein Fisch hatte gebissen und dann kam die Nacht. Wie furchtbar war sie in dem Gedanken, daß der neue Tag für einen der letzte sein müsse. Es blieb windstill, die Leute suchten meistens ihre Kojen auf, nur Moormann und Dirk blieben wie gewöhnlich an Deck. Eine wunderbare Ruhe war über sie gekommen und sie schliefen abwechselnd stundenlang ungestört.

Gegen vier Uhr morgens weckte ersterer seinen Zögling. „Rufe den Zimmermann, Dirk,“ sagte er, „ehe die übrigen heraufkommen. Es ist besser, daß wir drei zusammen sind, wenn jetzt wieder ein Beschluß gefaßt wird. Ich habe gestern gesehen, daß ich wieder Einfluß auf die Leute übe und will ihn auszunutzen suchen.“

Dirk ging hinunter und stieß den Zimmermann an, doch dieser rührte sich nicht. Der Knabe wurde unruhig und fühlte nach dem Kopfe. Auf der Brust berührte seine Hand eine schlüpfrige Masse, und ein unsagbarer Schreck durchzuckte ihn, als er weiter hinauf bis an den Hals kam. Der Arme war schändlich gemordet, die Kehle ihm gänzlich durchschnitten, und zum Überflusse lag auch noch das Messer dabei.

Dirk zitterte am ganzen Körper; dennoch ergriff er das Messer und ging auf das Deck zurück, um Moormann von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen.

Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß der Obersteuermann die entsetzliche That vollführt; das Messer gehörte ihm. Der Zimmermann war ihm zweimal in den Weg getreten und er hatte seine Rache an ihm ausgelassen.

Auch Moormann schauderte unwillkürlich, aber er wurde

ruhig. „Schweige den anderen gegenüber, ich werde selbst die Sache mit ihm ausmachen,“ sagte er.

Danach redete er so gelassen mit seinem Mündel über andere Dinge, als ob nichts vorgefallen wäre, und bewundernd blickte dieser zu dem Manne auf, dessen unerschütterliches Gottvertrauen ihn unter so furchtbaren Verhältnissen ruhig Gegenwart und Zukunft betrachten ließ, aber er fühlte auch gleichzeitig, wie die friedliche Ruhe in sein eigenes Herz überströmte und ihn stärkte.

Es wurde Tag, aber von den Leuten erschien noch niemand an Deck. Sie zögerten so lange, wie möglich. Moormann sah nach den ausgelegten Angeln, doch kein Fisch hatte sich gefangen. Dirk und er musterten den Horizont — es war kein rettendes Schiff zu sehen. Mit einem stillen Seufzer setzten sie sich wieder hinter dem Segel nieder, welches ihren Lagerplatz umhüllte. Noch war ihr inbrünstiges Gebet um Rettung nicht erhört — sollte ihnen überhaupt keine Erlösung werden?

Gegen acht Uhr betrat der Obersteuermann das Deck. Er sah sich scheu um; als er niemand erblickte, ging er an die Leeseite des Schiffes, wo die Verschanzung fortgeschlagen war, und das Oberdeck einige Fuß über Wasser lag. Er schöpfte einen Eimer voll herauf und war im Begriff, sich die Hände zu waschen, als Moormann und Dirk hinter dem Segel hervortraten, und ersterer auf ihn zuschritt.

„Ihr seid ein Mörder!“ schleuderte er ihm mit furchtbarem Ernst entgegen.

Einen Augenblick starrte der Obersteuermann sprachlos Moormann an. In seinem Blicke lag das Bekenntnis der

Schuld, auch wenn die blutigen Hände und Kleider nicht gegen ihn gezeugt. Dann aber wechselte der Ausdruck in seinem Gesichte blitzschnell und verkehrte sich in rasende Wut.

Wie ein rasendes Tier sprang er auf den Deutschen zu und griff nach dessen Halse. „Ha, Verfluchter!" schrie er mit heiserer Stimme, „jetzt endlich werde ich auch an dir meine Rache haben!" und suchte mit Aufwand aller Macht seinen Gegner zu würgen.

Im Vollbesitze seiner früheren Kraft hätte es für Moormann nur eines Augenblicks bedurft, um ihn von sich zu schütteln, aber die letzten Tage hatten auch auf ihn zu sehr eingewirkt. Zwar gelang es ihm trotzdem, die Hände von seinem Halse zu bringen, doch klammerte der rasende Mensch sich nun um den Leib des Untersteuermanns. Dirk hatte von diesem Befehl, an seinem Platze zu bleiben, jetzt jedoch trieb ihn tödliche Angst, ungehorsam zu sein. Er sah sich nach irgend einer Waffe um, mit dem er seinem Freunde zu Hilfe eilen und dessen Angreifer niederschlagen konnte — da hörte er einen schweren Fall in das Wasser. Bei einer Bewegung des Schiffes waren die Kämpfenden auf dem schlüpfrigen Deck ausgeglitten und da keine Verschanzung sie mehr hemmte, in das Meer gestürzt, um auch dort ihr tödliches Ringen fortzusetzen.

Starr vor Entsetzen schrie Dirk auf und um Hilfe. Er lief zu der Unglücksstelle und warf von schwimmenden Gegenständen über Bord, was in der Nähe war — dann sah er beide im Wasser verschwinden. Es wurde ihm dunkel vor den

Augen und er brach, mechanisch eine stehengebliebene Stütze der Verschanzung umklammernd, besinnungslos zusammen.

Als er nach einigen Minuten zu sich kam, weil er sich von jemand umfaßt fühlte, durchschauerte ihn eine unsagbare Freude. Er erkannte Moormann, dessen Arm ihn umschlang und der sanft und tröstend zu ihm sprach: „Dirk, mein Dirk, es ist alles gut, ich bin hier und wir sind von dem bösen Feind befreit, doch jetzt hilf mir innenbords.“

Er hatte dieselbe Stütze ergriffen, an der Dirk hingesunken war, fühlte sich aber zu sehr erschöpft, um sich selbst weiter zu helfen. Der Knabe sprang auf; es war, als ob neues Blut durch seine Adern flösse, und mit ihm alle frühere Kraft zurückgekehrt sei. Er befestigte ein Tau um Moormanns Brust und mit seiner Unterstützung gelang es dem Harpunier, wieder auf das Deck zu klimmen, wenn er auch noch einige Zeit auf der Stelle ruhen mußte, um sich zu erholen.

In diesem Augenblicke erschien an der Kajütsthür der Kapitän; er hatte den ungewohnten Lärm des Kampfes gehört. Er ahnte, daß etwas Furchtbares vorgehe und war trotz seiner Schwäche auf Händen und Füßen aus der Koje an Deck gekrochen. Dirk eilte auf ihn zu: „Um Gott Kapitän, was wollt Ihr?“ rief er ihm zu.

„Ich bin zufrieden,“ erwiderte dieser mit kaum vernehmbarer Stimme, „ich sehe Moormann und dich, ich fürchtete Unglück, dem Himmel Dank ...!“ dann wurde er ohnmächtig.

Dirk brachte ihn in seine Kajüte zurück.

„Hier ist noch eine Flasche Wein,“ flüsterte der Kranke, „ich bedarf sie nicht mehr! nimm sie für Moormann und dich.

In wenigen Stunden ist alles mit mir vorüber. Mag Gott ein barmherziger Vater meinen Kindern und ein Trost meiner armen Frau sein."

„Nehmt einen Schluck Wein, Kapitän," bat Dirk, „er wird Euch stärken."

„Nein," erwiderte er entschieden, „mir hilft nichts mehr, meine Zeit ist um. Bringe die Flasche an Moormann und trinkt ihr beide davon; vielleicht wird es euch aufrecht erhalten bis — Rettung erscheint," fügte er zögernd hinzu. „Wenn ihr getrunken, dann komm wieder herunter und lies mir aus der Bibel vor, wenn du kannst."

Auf das tiefste erschüttert, kehrte Dirk an Deck zurück, machte Moormann in wenigen Worten Mitteilung und überreichte ihm die Flasche. Er trank einige Schlucke. „Nimm auch du, Dirk," sagte er dann, „es wird uns gut thun. Den Rest bringe dem Kapitän zurück; vielleicht trinkt er jetzt davon, und dann erfülle seinen Wunsch wegen der Bibel. Ich fühle, daß ich bald wieder soweit sein werde, um nach Schiffen Ausguck halten zu können."

Über seinen Kampf mit dem Obersteuermann hatte er kein Wort weiter gesprochen, aber als Dirk sich aufrichtete, um in die Kajüte zurückzugehen, fiel sein Blick auf einen nahe beim Schiff im Wasser treibenden Gegenstand und er schauderte unwillkürlich zusammen. Es war die Leiche jenes bösen Feindes, den die Nemesis erreicht hatte. Dasselbe Messer, mit dem er den Zimmermann ermordet, steckte in seiner Brust. Bei dem tödlichen Ringen hatte Moormann ihm dasselbe ins Herz gestoßen.

Als Dirk wieder in die Kajüte trat, lag der Kapitän still mit den Händen über der Brust gefaltet. Er wollte durchaus keinen Wein annehmen, aber zeigte nach der Bibel und Dirk begann zu lesen, während jener aufmerksam lauschte.

Oben auf dem Deck wurde es laut; die übrigen Leute kamen hervor und ihre Augen blitzten in wilder Freude. Jetzt brauchte vorläufig nicht gelost zu werden und sie konnten dennoch ihren Hunger stillen. Einige brachten die Leiche des Zimmermanns an Deck, andere suchten mit Stangen die des Obersteuermanns an Bord zu ziehen und gierig hefteten sich ihre Blicke auf die Körper. Entsetzt wandte sich Moormann ab und starrte gebrochen auf den Horizont.

Da schnellte er auf einmal empor. „Halt, halt,“ rief er den Leuten zu, „esset nicht, da! da!“ und er zeigte mit der Hand nach Süden.

„Was ist?“ fragten die Matrosen, und Dirk, der des Freundes Stimme vernommen, kam aus der Kajüte heraufgeeilt. Er sah den Steuermann zitternd und wortlos an der Verschanzung stehen und sprang zu ihm, um ihn zu stützen.

„Was ist dir, sprich, Ohm,“ rief er in unverkennbarer Angst, als dieser ihn in beide Arme schloß und in krampfhaftes Schluchzen ausbrach. „Dirk, mein Dirk, der liebe Gott hat unser Gebet erhört. Er sendet Rettung, dort ist ein Schiff!“

„Wo? wo?“ ertönte es aus aller Munde und die Leute stürmten förmlich zur Verschanzung, als ob nicht grausamer Hunger und Durst seit langen Tagen an ihrem Marke gezehrt.

Ja, dort über dem Horizont schimmerte ein Segel ver-

heißend im Sonnenlicht. Vielen, deren Augen schwach geworden, erschien es nur als ein kaum wahrnehmbarer Punkt, andere unterschieden deutlich das Schiff mit einem langen schwarzen Streifen vor ihm. Es war der Wind, mit dem er auf das Wrack herunterkam, während dieses selbst noch in Stille trieb.

Aber wie furchtbar war trotzdem die Spannung, ob der Fremde auch so nahe vorbeigehen, wie schreckenerregend der Gedanke, daß auch er keine Hilfe bringen werde — oh, welche grausame Qualen brachte noch die nächste Stunde den Unglücklichen, die bereits so Unendliches gelitten hatten.

Dirk hatte dem Kapitän Mitteilung gemacht. Die Nachricht schien seine fliehenden Lebensgeister zurückzurufen. Er richtete sich von seinem Lager auf und verlangte, auf das Deck geführt zu werden. Dann winkte er den Mannschaften, die sich um ihn versammelten, und wies auf ein zusammengeschlagenes Blatt der Bibel, die Dirk mit heraufgebracht. „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit meine Seele zu dir," las dieser und in andächtiger Stimmung sprachen die Leute die Worte des Psalmes nach.

Als ob Gott das Gebet erhört hätte, zeigte sich jetzt drüben über der Verschanzung des Fremden ein Stückchen rotes Tuch, es ging in die Höhe und flatterte als Flagge im Winde.

„Er hat uns gesehen, er hat uns gesehen!" ertönte es von den bleichen Lippen der Dulder, und sie sanken auf die Kniee, um dem Höchsten heißen Dank zu sagen, so tief empfunden, so innig, wie er nur je aus Menschenherzen zum Himmel emporgestiegen ist.

Nach kurzer Zeit hatte sich der Fremde so weit genähert, daß er ein Boot aussetzen konnte. Es war ein nach New York bestimmtes bremer Schiff, das die Samariterthat vollbrachte und in menschenfreundlichster Weise für die so schwer Geprüften auch weiter sorgte. In wenigen Tagen waren alle wieder gekräftigt und nur des Kapitäns Zustand gab längere Zeit zu Bedenken Anlaß. Unter der sorgsamen Pflege Moormanns und Dirks genas aber auch er allmählich, und als man nach vierzehn Tagen den Hafen glücklich erreichte, war er außer aller Gefahr.

„Lebt wohl," sprach er tief bewegt bei der Trennung zu den beiden Deutschen. „Als ihr in jener Nacht im englischen Kanal auf so unbegreifliche Weise an Bord meines unglücklichen Schiffes gespült wurdet, da gelobtet ihr mir treu zu sein und ich schenkte euch mein volles Vertrauen. Ich habe es nicht zu bereuen gehabt; was ihr verspracht, das habt ihr voll gehalten. Nicht ich allein, sondern die ganze Mannschaft dankt euch ihr Leben. Ohne euern Mut, eure Pflichttreue und euer Gottvertrauen wären wir alle verloren gewesen. Ich vermag es euch nicht zu lohnen, aber der Himmel wird es thun, ihr habt es verdient."

Stumm drückten sich die Männer die Hand und schieden voneinander.

So hatte denn Dirk, wenn auch auf verschlungenen Pfaden, die oft nur haarbreit an den Abgründen des Todes vorbeiführten, das nächste Ziel seiner Wünsche erreicht und war in Amerika eingetroffen. Sein Herz jubelte; alle Not und alles Elend der letzten Monate waren vergessen und sein ganzes

Hoffen und Wünschen gipfelte nur in dem einen Gedanken, mit Kommodore Decatur zusammenzutreffen. Ein Zweifel, daß dies andere Folgen, als die von ihm erhofften nach sich ziehen könnte, hatte in seinem Herzen keinen Raum. Die Briefe, welche dank Moormanns Vorsicht aus allen Fährlichkeiten der Reise unversehrt hervorgegangen waren, gaben ihm eine Zuversicht, die sich durch nichts erschüttern ließ.

Der Steuermann stellte sofort alle möglichen Nachforschungen nach dem Aufenthalte des Gesuchten an, die auch sehr bald sich erfolgreich zeigten. Decatur befand sich in Philadelphia, wurde aber in den nächsten Tagen in New York, das damals der hauptsächlichste Kriegshafen der Vereinigten Staaten war, erwartet. Durch Vermittlung des bremer Kapitäns fanden die beiden Freunde so lange Unterkunft in einem kleinen Gasthofe, und Moormann benutzte diese Zeit, um mit Hilfe der von ihm geretteten Geldsumme für Dirk und sich selbst eine Kleiderausstattung zu beschaffen, die es ihnen ermöglichte, sich vor anständigen Leuten zu zeigen.

Am bestimmten Tage traf der Kommodore ein. Als beide sich dann auf den Weg machten und der Augenblick nahte, der über Dirks zukünftiges Schicksal entscheiden sollte, da schwand allerdings dennoch des Letzteren Selbstvertrauen. Mit zagendem Herzen betrat er das Haus, und jetzt war es an Moormann, ihm Mut einzusprechen und für ihn das Wort zu nehmen.

„Was führt euch hierher?“ wurden sie von dem öffnenden Diener barsch angefahren, der in den Ankömmlingen nur gewöhnliche Matrosen zu sehen glaubte.

„Wir wünschen den Kommodore Decatur zu sprechen,“ erwiderte Moormann.

„Für solches Volk, wie ihr, ist der Kommodore nicht zu sprechen,“ sagte der Diener in ebenso grobem Tone und versuchte ihnen die Thür vor der Nase zuzuschlagen, wobei er Moormann unsanft am Arme faßte.

„Hand weg!“ gab letzterer zurück, „wir sind Seeleute und noch lange keine Bedientenseelen,“ dabei drückte er dessen Hand, daß er laut aufschrie. „Jetzt geht sofort zu Eurem Herrn,“ herrschte er ihn in einem Tone an, der den Feigling zurückschrecken ließ, „und meldet ihm, Dirk Mallinga, Sohn des Leutnants vom „Armer Richard“, bitte ihn sprechen zu dürfen.“

Scheu vor dem Deutschen weichend, dessen außergewöhnliche Kraft er soeben erprobt, verschwand der Diener, während Dirks Herz vor heftiger Erregung laut pochte. Da öffnete sich nach wenigen Sekunden hastig die Zimmerthür, und ein hochgewachsener Mann in glänzender Uniform trat heraus. Er warf einen kurzen prüfenden Blick auf die Ankömmlinge, dann trat er mit raschem Schritt auf Dirk zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Willkommen, herzlich willkommen, mein Junge!“ rief er freudig aus, „ich erkannte dich auf den ersten Blick, du bist das Ebenbild deines Vaters, meines treuesten Freundes, dem ich das Leben danke; doch komm herein, ich habe viel zu fragen.“

Damit führte er ihn in das Zimmer, während Moormann bescheiden draußen blieb.

„Nun, vor allem zuerst," fragte der Kommodore lebhaft, „wie geht es deinem Vater?"

„Ich habe ihn leider nie gekannt," erwiderte Dirk, „er starb vor meiner Geburt."

„Tot?" fuhr jener empor, „und schon so lange? Ich habe es freilich gefürchtet, weil dies allein das Nichtbeantworten meiner Briefe erklären konnte. Und deine Mutter," sprach er nach einer Pause, „von der er stets in so großer Begeisterung schrieb?"

„Auch sie ist mir seit Jahren schon entrissen worden," entgegnete Dirk tief bewegt.

„So stehst du allein in der Welt?"

„Nein," sagte der Jüngling mit freudig strahlendem Blick, „der Mann, welcher mich begleitet, ist mein treuester Freund und Berater. Er war der Steuermann meines Vaters, der bei seinem Tode ihm die Seinen empfahl, und als meine arme Mutter starb, da übergab sie mich ihm. Er hat stets mit väterlicher Liebe über mir gewacht, mein Vermögen verwaltet, für meine geistige und körperliche Ausbildung gesorgt, mich hierher geleitet, und mehr als einmal schulde ich ihm mein Leben. Nie werde ich ihm dankbar genug dafür sein können, was er seit meiner frühesten Kindheit für mich gethan."

„Und wie bist du auf den Gedanken gekommen, mich aufzusuchen?" fragte der Kommodore weiter.

„In dem Nachlasse meiner Mutter fand ich Ihre Briefe, die, seitdem ich sie verstehen konnte, ich wie ein Heiligtum verwahrt habe. Eine geheime Ahnung sagte mir, daß sie mein Lebensglück begründen würden. Ein unwiderstehlicher Drang

trieb mich, Seemann zu werden; doch ich gewann auch bald die Überzeugung, daß die Handelsschiffahrt mich nie befriedigen könne. Mein ganzes Denken und Streben war auf die Marine gerichtet, aber ebensowohl sah ich ein, daß, wenn überhaupt, nur hier in Amerika mein heißer Wunsch seine Erfüllung finden könne.

In Ihrem letzten Briefe an meinen Vater haben Sie ausgesprochen," fuhr Dirk freimütig fort, „jeden Wunsch desselben erfüllen zu wollen, wenn es in Ihrer Macht läge. Vor einigen Monaten las ich zufällig in der Zeitung, daß Sie an die Spitze der Marine berufen seien, und von diesem Augenblicke an ließ mich der Gedanke nicht wieder los, hierher zu gehen und vor Sie hinzutreten, mit der innigen Bitte, den Sohn Ihres einstigen Freundes als Kadett in Ihre Marine aufzunehmen. Ich werde Ihnen treu sein, Sie lieben, wie es mein Vater gethan, ich will tapfer sein, wie er, und Sie werden ihre Gunst keinem Unwürdigen schenken."

Der Kommodore schaute mit ausgesprochenem Wohlgefallen auf den Jüngling, dessen tiefblaue Augen von Begeisterung blitzten. Seine für einen Deutschen so genaue Kenntnis der englischen Sprache, die gebildete Ausdrucksweise, sowie die edlen Empfindungen, welche sich in seinen Worten kundgaben, und endlich sein Äußeres verfehlten nicht, einen höchst günstigen Eindruck zu machen und bei jenem die lebhaftesten Sympathien zu wecken.

„Du sollst nicht vergebens der Stimme in deinem Innern gefolgt und in dem Vertrauen zu dem Freunde deines Vaters nicht getäuscht sein," sagte er gerührt. „Ich bin in der Lage,

deinen Wunsch zu erfüllen, da du der Sohn eines unserer tapfersten Offiziere bist, und ich werde dir eine Stelle als Kadett in unserer Marine verschaffen. Wir beabsichtigen in nächster Zeit ein Geschwader gegen die afrikanischen Raubstaaten zu senden, um sie für viele gegen unsere Handelsschiffe begangene Greuelthaten zu züchtigen. Dahin sollst du mitgehen und wirst Gelegenheit finden, zu zeigen, was du bist und kannst. Ich selbst muß zwar, da ich an der Spitze der Marine stehe, zurückbleiben, aber mein einziger Sohn, der nur einige Jahre älter ist, als du, wird als Leutnant den Kreuzzug mitmachen, und auf seiner Fregatte sollst du eingeschifft werden. Er ist ein braver Junge, ein ähnlicher Charakter wie du, und ich hoffe zu Gott, daß euch bald eine gleiche Freundschaft miteinander verbinden wird, wie eure Väter."

Dirk ergriff die Hand des Sprechers und küßte sie, während Freudenthränen an seinen Wimpern perlten, ehrfurchtsvoll. „Dank, Dank," stammelte er aus heißem Herzen, „ich werde Ihre Güte und Ihr Vertrauen rechtfertigen, aber," brachte er zögernd hervor, „ich habe noch eine Bitte."

„Sprich sie aus," sagte der Kommodore mild, „wenn ich sie gewähren kann, soll sie erfüllt werden."

„Ich habe Ihnen mitgeteilt, daß der Mann, welcher mich hierher geleitete, stets mein treuester Freund und Beschützer gewesen ist, den ich von ganzem Herzen liebe und verehre. Ich würde den Gedanken nicht ertragen können, mich freiwillig von ihm zu trennen, und auch ihn würde es tief unglücklich machen, mich zu verlieren."

Der Kommodore sann eine Zeitlang nach, während

Dirks Blicke mit lebhaftester Spannung auf dessen Gesichtszügen hafteten. „Du sagtest, er sei Steuermann gewesen," nahm er das Wort, „nun dann denke ich, wird sich die Sache machen lassen. Offizier vermag er selbst mit meiner Fürsprache nicht zu werden, aber ich kann ihm eine Stelle als Schiffsmeistergehilfe geben, welche der eines Steuermanns auf Handelsschiffen entspricht. Er ist dann, bis du Leutnant wirst, was aber noch mehrere Jahre dauert, dir im Range gleich und wird auch mit dir in der Kadettenmesse*) leben."

„Oh, wie gut Sie sind," jubelte Dirk, „nun bin ich ja der glücklichste Mensch auf der Welt und habe keine Wünsche mehr. Wie soll ich Ihnen danken für alles, was Sie mir thun!"

„Dadurch, daß du brav und gut bleibst, mein Sohn," erwiderte der Kommodore freundlich; „aber nun wollen wir deinen treuen Beschützer rufen, damit er auch Teil an deinem Glücke hat."

Als Moormann das Zimmer betrat, sah er an den glühenden Wangen und strahlenden Augen seines Lieblings, daß dessen Zuversicht nicht getäuscht war und als er dann das Nähere gehört, da wurde auch sein Herz weit und er vermochte kaum seinen Dank gegen den Kommodore in Worte zu kleiden.

„Bis du dich einschiffst, Dirk," sagte der Letztere, „seid ihr natürlich meine Gäste."

„Sorge dafür, daß zwei Zimmer für diese Herren bereit gestellt werden," befahl er dann dem herbeigerufenen Diener,

*) Der Raum, welchen die Kadetten in ihrer Freizeit bewohnen, während sie in Hängematten schlafen.

der auf das höchste erstaunt den Befehl vernahm, aber sich scheu in achtungsvoller Entfernung von Moormann hielt, „sie werden einige Zeit in meinem Hause verweilen. Euch aber,“ wandte er sich zu den beiden Deutschen, „werde ich euch selbst überlassen, da ihr wohl zu sprechen haben werdet. In einer Stunde ist Tischzeit, dann sehen wir uns wieder. Bis dahin kommt auch mein Sohn und ich hoffe, daß ihr Gefallen aneinander findet.“ Damit verabschiedete sich der Kommodore und ließ die beiden allein.

Sie schauten einander stumm an, dann warf sich Dirk an die Brust seines Freundes. „Ohm Wilhelm, wie glücklich bin ich,“ rief er, „und das alles, alles danke ich dir!“

„Nicht mir,“ wehrte der treue Mann, indem er den Jüngling fest in seine Arme preßte, „sondern Dem dort oben und dem Segen deiner Mutter; Gott hat dich wunderbar geführt. Mit dem heutigen Tage hast du einen wichtigen Lebensabschnitt vollendet, und eine neue ehrenvolle Zukunft öffnet sich vor dir. Mögen deine und meine Hoffnungen in Erfüllung gehen, das gebe der Himmel.“

VII.

In erhabener Pracht breitete sich das Meer vor dem Blicke aus, das Bild der Unendlichkeit auf Erden, ringsum nur vom unendlichen Himmel begrenzt, der seinen mächtigen Azurdom über ihm wölbte. Hier und dort schwamm ein lichtes Wölkchen im Äther, und fern am Horizonte tauchten die weißen Segel eines Schiffes auf, die sich wie schimmernde Perlen von dem tiefen gesättigten Blau des Wassers abhoben. Ein linde Brise strich über das Wasser und kräuselte nur leise die Wellen, die in Silberschaum überköpften, wenn auch das eigentliche Wogen, von den Seeleuten als Dünung bezeichnet, deshalb nicht aufgehört hatte. Aber es war kaum bemerkbar und gleichmäßig; der Riese Ozean schlummerte, und das ruhige Atmen seiner Brust, das sich im Heben und Senken der Dünung kundgab, verriet, daß er ermüdet vom Kampfe sei, und Friede unter den Elementen herrsche.

Unverhüllt durch Wolkenschleier sandte goldig glänzend die Sonne ihre Strahlen vom Firmament herab und tauchte sie in den Schoß des Meeres, als ob sie dort Kühlung suchen wollten vor der eigenen Glut. Licht und Wärme zauberten reges Leben aus der Tiefe hervor, das sich in ungezählten

Millionen von Organismen an der Oberfläche zeigte. Ebenso verschieden an Gestalt wie an Größe, vom riesigen Walfisch bis zum mikroskopischen Weichtier, dessen phosphorhaltige Bestandteile in dunkler Nacht den Ozean zum Feuermeere wandeln, gaben sie den staunenden Menschen Kunde von der Allmacht des schöpferischen Gottes.

Ja schön, groß, hehr bist du, gewaltiger Ozean, du ruhelos wallender, mit deinen Wundern und deinen Schrecken. An dir sind die Jahrtausende spurlos vorübergerauscht. Du allein bist unwandelbar geblieben, während alles andere umher wandelt und wechselt. Ob der Sonne Licht mit den kosenden Wellen spielt, oder in stiller Nacht des Mondes Schimmer über deine Spiegelfläche zittert und das Sternenheer seine Pracht in dir bewundert, — ob du in furchtbarer Majestät im Kampfe mit dem Sturme deine Wogen auftürmst zu riesenhafter Höhe, und sie kochend in weißem Schaum und donnernd zusammenbrechen, daß selbst die Natur davor zu erbangen scheint, — du bist schön, groß, erhaben in allen Gestalten und überall, von dem eisumstarrten Norden bis zum ewigen Frühlinge des Südens, die du beide mit deinen Riesenarmen umfängst: du bist Gottes Spiegel, der Spiegel seiner Allgewalt, seiner Liebe, seines Zürnens! Du stehst einzig unvergleichlich da, und wer dich geschaut, auf deinen Wellen sich gewiegt, deinen Geheimnissen gelauscht hat, dem gräbt sich die Erinnerung an dich mit unauslöschlichen Zügen in das Herz!

Ein Geschwader von vier Kriegsschiffen glitt durch die Fluten. Die Brise schwellte die schneeweißen Segel in bauchiger Rundung, der scharfe Bug teilte leicht das Wasser, und

der Rumpf zeichnete mit dem Kielwasser ein schäumendes, wirbelndes Band hinter sich.

Wie prachtvoll die Schiffe ausschauten! Kraft und Eleganz, Prosa und Poesie harmonisch vereint; überall Gleichmaß, peinlichste Ordnung, musterhafte Reinlichkeit, wohin das Auge sich richtete. Der Pyramidenbau der Takelage, die feinen Linien und Formen des Unterschiffs, der saubere, fleckenlose Anstrich innen- und außenbords, das schneeweiße Deck mit den im Sonnenlichte blitzenden Messingzieraten, die in schnurgrader Linie in die Verschanzung gepackten Hängematten, der hellglänzende, über die Wasserfläche hinaufsteigende Kupferbeschlag, die aus den Pforten schauenden Mündungen der Kanonen, endlich das mathematisch genau innegehaltene Viereck, in dem die Schiffe dahinsteuerten, — alles das mußte ein seemännisches Auge auf das angenehmste berühren, und verriet zugleich, daß ein einheitlicher energischer Wille das Ganze beseele, eine musterhafte Disziplin und fachmännische Tüchtigkeit den Dienst auf dem Geschwader regelten.

Letzteres war ein nordamerikanisches; es kam von New York, steuerte nach dem Mittelmeere und befand sich im atlantischen Ozean unweit der Straße von Gibraltar. Die Führung hatte eine jener schönen Fregatten alter Zeit, in denen sich noch die ganze Poesie des Seelebens verkörperte, welche jetzt durch die von Dampf getriebenen schwerfälligen Kriegsmaschinen nahezu verdrängt ist, mit denen sich der Seemann verwachsen fühlte, an die ihn tausend Bande fesselten, in denen er Leben und Bewegung sah und die er wahrhaft liebte.

Von der Spitze ihres Großmastes wehte eine dreieckige

Flagge, blau mit Sternen besäet, das Abzeichen des Geschwaderführers, Kommodore Preble; ihre Begleiter waren zwei kleinere Fregatten und eine Brigg: „New York“, „John Adams“ und „Nautilus“, während das Flaggschiff den Namen „Constitution“ trug.

Es handelte sich um einen Kriegszug nach der Nordküste von Afrika gegen die Raubstaaten, besonders aber gegen Tripolis, dessen Pascha die bestehenden Verträge gebrochen. Verhandlungen, welche die vorher entsandte Fregatte „Philadelphia“ zu diesem Zwecke angeknüpft, waren an dem schnöden Hochmute des Pascha gescheitert, und das Geschwader hatte deshalb Befehl erhalten, die Residenz des Letzteren durch ein Bombardement zu züchtigen.

Auf dem Hinterdeck der „Constitution“ stand in kleidsamer Seekadettenuniform ein Jüngling, der von Zeit zu Zeit mit einem Oktant die Mastenwinkel der nachfolgenden Schiffe maß, um durch Vergleichung mit einer in seinem Taschenbuche befindlichen Tabelle festzustellen, ob jene die vorgeschriebenen Entfernungen vom Flaggschiffe genau innehielten. Nachdem er mehrere Male nichts auszusetzen gefunden, trat er jetzt zu dem auf Steuerbordseite des Hinterdecks auf- und abschreitenden Offizier der Wache heran. „Der „John Adams“ ist fünfzig Schritte zu weit zurück, Herr Leutnant,“ meldete er, indem er grüßend an die Mütze griff.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte der Angeredete, „lassen Sie Signal Nr. 20 machen.“

Der Kadett gab dem bereitstehenden Signalgasten einen

Wink. „John Adams, — Schiff ist nicht auf seinem Posten, Nr. 20 — flink!“

Mit geübter Hand nahm der Signalunteroffizier die sorgsam in Ballen aufgewickelten Flaggen aus dem numerierten Kasten, und reichte sie den ihm für diesen Dienst zugeteilten Matrosen zu, um sie an der Flaggleine zu befestigen.

„Fertig, Herr Kadett,“ meldete der Unteroffizier.

„Heiß!“ befahl dieser, und Hand über Hand stiegen dieselben an der Flaggleine bis zur Spitze des hintersten Mastes empor, um sich dort durch einen Ruck an jener zu entfalten. Auf den Schiffen wurde gut aufgepaßt. Nach wenigen Sekunden schon ging auf dem getadelten „John Adams“ das Antwortsignal „Verstanden“ in die Höhe, und der schrille Ton der Bootsmannspfeife tönte über das Wasser herüber. Man sah Matrosen in der Takelage aufentern, und unmittelbar danach wurden Hilfssegel gesetzt, um dem Schiffe mehr Fahrt zu geben und dadurch die verlorene Entfernung einzuholen.

Auf der „Constitution“ ging das Signal wieder herunter; auf halber Höhe kam jedoch eine Flagge unklar, eine Spitze derselben wehte in einen Flaschenzugskloben und klemmte sich dort. Eine Zeitlang versuchte man von Deck aus, sie wieder frei zu bringen, aber man mußte es aufgeben, wenn man die Flagge nicht zerreißen wollte.

„James, schnell nach oben und klare die Flagge,“ rief der Seekadett einem der Signalgasten zu.

Der Matrose lief schnell wie eine Katze die Strickleiter hinauf, aber von dort aus konnte er die Flagge nicht erreichen.

Mit großer Gewandtheit schwang er sich zu einem einzelnen Tau hinüber und löste jene aus dem Kloben, um dann auf gleiche Weise in die Strickleiter zurückzuspringen. Der kühne Sprung glückte ihm auch, doch unter dem heftigen Stoß brach das dünne Tau unter seinem Fuß, er verlor das Gleichgewicht, bevor er mit den Händen die Wanten erreichen konnte, und sauste von oben. Gleichzeitig machte das Schiff eine Schwankung nach dieser Seite, sonst wäre er nicht in das Wasser, sondern auf das Deck gestürzt, um wahrscheinlich mit zerschmetterten Gliedern seinen Tod zu finden.

„Mann über Bord!" rief der Seekadett mit schallender Stimme, indem er gleichzeitig eine der auf dem Hinterdeck für solche Fälle bereithängenden Rettungsbojen dem Verunglückten nachwarf.

Der Schreckensruf alarmierte die gesamte Mannschaft; in weniger als einer Minute war sie aus allen Räumen des Schiffes auf dem Oberdeck versammelt.

„Steuerbord Kutter klar!" ertönte das Kommando des wachehabenden Offiziers. „An die Backbords Großbrassen, geit*) auf Großsegel, Ruder in Lee!"

Mit Windeseile kamen die Matrosen dem gegebenen Befehle nach, und flogen auf ihre Posten, galt es doch das Leben eines Kameraden. Die auf jeder Wache abgeteilte Rettungsmannschaft sprang zu dem Boote, um es zum Niederlassen fertig zu machen, das hindernde Großsegel flog zauberschnell zusammengeschnürt nach oben, die Großraaen wurden herum-

*) Zusammenschnüren.

geholt, und infolge der Ruderwirkung drehte sich das Schiff so gegen den Wind, daß dieser von vorn auf die Segel des Großmastes fiel und dadurch die Fregatte zum Stillstande brachte.

So bewunderungswert schnell das Manöver auch ausgeführt wurde, mußten doch immer einige Minuten vergehen, ehe es beendet und der Kutter zu Wasser gelassen sein konnte, aber es war allgemein bekannt, daß der über Bord Gefallene ein tüchtiger Schwimmer sei, und so zweifelte man nicht, daß er gerettet werden würde.

Der Signalkadett war inzwischen auf die Verschanzung geklettert, um den Mann im Auge zu behalten und dem Boote die Richtung anzugeben, wohin es zu rudern habe. Er sah auch ersteren in unmittelbarer Nähe des Bootes auftauchen, aber er ergriff es nicht, sondern trieb bewegungslos an der Oberfläche, um dann allmählich wieder zu sinken; er mußte durch den Schlag auf das Wasser besinnungslos geworden sein. Der Kadett sagte sich, daß der Mann verloren war, wenn nicht sofort Hilfe kam. Das Boot konnte ihn nicht mehr erreichen.

Blitzschnell warf er Jacke und Mütze von sich, sprang, der augenblicklichen Eingebung seines Herzens folgend, über Bord, und schwamm mit mächtigen Stößen auf den Verunglückten zu. Bald hatte er die Stelle erreicht, aber der Mann war schon soweit gesunken, daß er tauchen und ihn aus der Tiefe herausholen mußte.

Auf dem erhöhten Halbdeck der „Constitution“ standen die Offiziere, und über der Verschanzung drängte sich Kopf an

Kopf der Besatzung, um in ängstlicher Spannung das Wiederaufkommen des kühnen Schwimmers zu erwarten. Der Kutter war unterwegs; unter den nervigen Armen seiner Besatzung bogen sich die Ruder krumm, und er schoß förmlich durch das Wasser, aber dennoch war es fraglich, ob er schnell genug zur Stelle sein würde, um einen oder beide zu retten.

„Mein Gott, ich fürchte ein Unglück," sagte der Kommodore gepreßt, „er bleibt zu lange unten."

Unmittelbar hinter ihm stand ein Segelmeistergehilfe; sein Blick richtete sich scharf auf den Punkt, wo der Kadett niedergegangen; aber obwohl seitdem schon fast eine Minute vergangen war, und sich auf allen Gesichtern Besorgnis aussprach, verrieten seine Züge nichts Außergewöhnliches.

„Er wird gleich wieder aufkommen," äußerte er zuversichtlich, „er taucht und schwimmt wie eine Ente, aber der Mann wird tief gesunken sein. Ah, da ist er ja schon!" rief er dann freudig aus, als jetzt ein dunkler Gegenstand an der Oberfläche erschien, und ein vielhundertstimmiges Hurrah vom ganzen Geschwader bestätigte seine Worte.

Der Kopf des Seekadetten hob sich über Wasser, der Körper des Matrosen ruhte auf seiner Schulter, aber rüstig strich der jugendliche Schwimmer aus, bis nach wenigen Sekunden der Kutter herbeieilte und mit ihnen an Bord zurückkehrte.

Der Segelmeistergehilfe stand am Fallreep, als das Boot anlegte, und der Seekadett gewandt die Sturmleiter hinauf an Deck kletterte. Das Gesicht des ersteren strahlte von freudigem Stolz.

„Bravo, das hast du gut gemacht, Dirk," sagte er, ihm warm die Hand drückend, „habe Dank dafür."

„Hast du es mich nicht gelehrt, Ohm?" erwiderte der Jüngling mit freundlichem Zunicken, „dir gebührt der Dank, doch nun schnell mit dem Manne zum Doktor; er ist keine zwei Minuten unter Wasser gewesen und, wie ich hoffe, noch zu retten."

„Kadett Mallinga möchte einmal zum Herrn Kommodore kommen," meldete ein Quartiermeister, und Dirk schritt, dem Befehle folgend, zum Hinterdeck, während man den besinnungslosen Matrosen in das Lazaret hinunterbrachte. „Sie sind ein tapferer junger Mann," sagte der Kommodore, in Gegenwart der Offiziere ihm die Hand reichend. „Ich danke Ihnen in meinem und der Besatzung Namen für Ihre heldenmütige That, die hoffentlich durch die Wiederbelebung des Verunglückten noch gekrönt werden wird. Sie sind der würdige Sohn Ihres Vaters, meines alten Kriegskameraden. Hoffentlich werden Sie bald im Kampfe Gelegenheit finden, völlig in seine Fußstapfen zu treten. Doch, nun ziehen Sie sich um, nachher wird es mir eine große Freude bereiten, Sie bei mir zu Tisch zu sehen."

Dirks Wangen erglühten bei dem ihm so reich gespendeten Lobe, aber neben dem befriedigenden Bewußtsein seiner Handlungsweise ließ auch noch ein anderes Gefühl sein Herz stolz schlagen, wenn dasselbe auch nicht ganz so edel war. Er besaß brennenden Ehrgeiz, obwohl er ihn noch stumm in seiner Brust verschloß, und dieser hatte soeben einen glänzenden Triumph gefeiert. Dankend verneigte er sich vor seinem

wohlwollenden Vorgesetzten und begab sich hinunter in die Kadettenmesse, während sympathische Äußerungen und bewundernde Blicke der Mannschaft ihm folgten. Er hatte sein Leben in die Schanze geschlagen, um einen der ihrigen zu retten, und so etwas vergißt der Matrose nicht.

Auch die Offiziere traten heran, um ihm die Hand zu schütteln, und Leutnant Decatur, der wachehabende Offizier, dessen Thätigkeit von den Manövern in Anspruch genommen wurde, nickte ihm wenigstens herzlich zu.

Während Dirk sich umzog, hatten auch die Wiederbelebungsversuche bei dem Ertrunkenen Erfolg, und somit empfing letzterer noch den schönsten Lohn für seine menschenfreundliche Entschlossenheit.

Seit seiner und Moormanns Ankunft in New York waren über zwei Jahre verflossen. Sie wurden zwar beide auf Veranlassung des Kommodore Decatur sogleich in die Marine eingestellt, aber der damals gegen Tripolis geplante Zug verzögerte sich durch allerlei politische Verhältnisse und gelangte erst jetzt zur Verwirklichung.

Bis dahin hatten die Freunde in den Küstengewässern und besonders im Golf von Mexiko Dienst gethan, wo vielfach Piraten ihr Wesen trieben, dem nur durch stete Wachsamkeit der Kriegsschiffe Einhalt gethan werden konnte. In der ersten Zeit ebneten die gewichtigen Empfehlungen und die offen gezeigte Freundschaft des leider inzwischen verstorbenen Kommodore, sowie Dirks Name, dem sein Vater einen so guten Klang verschafft, dem jungen Deutschen in der fremden Marine die Wege, bald jedoch dankte er es sich selbst, daß man voll=

ständig den Ausländer in ihm vergaß. Sein offenes Wesen, das eifrige Bestreben, nach allen Richtungen etwas zu leisten und sich hervorzuthun, ein mit schneller Fassungsgabe gepaarter Verstand, endlich fachliche Tüchtigkeit und hervorragender Mut hatten ihm bald die Zuneigung der Kameraden, die Achtung der Vorgesetzten und Liebe der Untergebenen erworben.

Ebenso hatte es Moormann in seiner bescheidenen Zurückhaltung verstanden, sich eine gute Stellung zu erringen, und namentlich wurde er von den Kadetten hoch geschätzt. Als Gehilfe des Segelmeisters, dem zu jener Zeit in der englischen wie amerikanischen Marine die nautische Führung des Schiffes oblag, während die übrigen Offiziere hauptsächlich das militärische Element vertraten, hatte er den Rang eines Kadetten und wohnte mit ihnen zusammen. Er war der Älteste und die jungen Leute ordneten sich ihm willig unter, da sein erfahrener Rat sie vor manchem unüberlegten Streiche bewahrte, und er ihnen auch andrerseits aus mancher Patsche half, in die sie trotzdem leichtsinniger Weise oft genug gerieten.

Eine Kadettenmesse von damals war freilich in bedeutend höherem Grade dazu angethan, die Brutstätte alles möglichen Unsinns und Übermuts zu sein. Ein Dutzend junger, lebenslustiger Kerle hauste in einem engen, dunklen Loche im Zwischendeck, das nur von einer trübseligen Lampe notdürftig erhellt und mit ebensowenig guter Luft versehen, einem jeden derselben gerade Platz genug gewährte, um zu sitzen oder zu stehen, jede weitere Bewegung aber verbot. Auf den Seereisen monatelang von allem abgeschlossen, was das Leben an Annehmlichkeiten bietet, zwischen die Bordwände des Schiffes

gebannt, wenigstens zwölf von den vierundzwanzig Stunden des Tages in strammem Dienst, und durch scharfe Disziplin noch mehr eingezwängt, war es erklärlich, daß sie sich in ihren Freizeiten für den auferlegten Zwang zu entschädigen suchten, und sie in der Kadettenmesse, wo allein der ewige Dienst abgestreift werden konnte, genug über die Stränge schlugen.

Für gewöhnlich herrschte daher in diesem Raume ein gar lustiges Leben; allerlei ausgelassenes Zeug wurde in demselben ausgeheckt, und trotz der Abgelegenheit des Ortes erschien oft genug ein Abgesandter des ersten Leutnants mit dem Ersuchen an die jungen Herren, sich etwas größerer Ruhe zu befleißigen, wenn die Mahnung meistens auch keine dauernde Wirkung übte.

Aber jedenfalls sprach ein solches Treiben in einer derartigen Örtlichkeit, in dem auch jede Andeutung von Komfort fehlte, dafür, daß die Bewohner desselben über einen unerschöpflichen Vorrat überquellenden Jugendmutes verfügen mußten, denn bei schlechtem Wetter kam es auch wohl vor, daß eine Sturzwelle sich durch die Luken bis in das Zwischendeck ergoß, den „Salon“ überschwemmte, die vor ihm stehenden Seekisten — das ganze Hab und Gut der jungen Leute — flott machte und den gesamten Inhalt durchweichte.

Dergleichen kann man sich eine Zeitlang gefallen lassen; aber jahrelang unter solchen Verhältnissen zu existieren und dabei, wie zu jenen Zeiten, auf Hülsenfrüchte, hartes Pökelfleisch und noch härteren Schiffszwieback zur Nahrung angewiesen zu sein, und trotz der Tropenhitze sich nur täglich mit einem Quart Wasser zur Stillung des Durstes begnügen zu

müssen, dazu gehört wirklich ein beneidenswerter Vorrat von Anspruchslosigkeit, und nur die Elastizität eines jugendlichen Gemütes und gesundheitstrotzenden Körpers kann dabei Humor behalten.

Jetzt freilich ist das anders, die Kadetten leben und wohnen zehnmal besser, aber alles das Wissenswerk, was man ihnen einpfropft, und das mit Seemannschaft sehr wenig zu thun hat, während die Konstruktion der modernen Kriegsmaschinen es doch leider nötig macht, dämpft den Humor und macht blasse Gesichter.

Obwohl Dirk von Natur mehr zum Ernst neigte, war er durchaus kein Duckmäuser, zog mit am gemeinsamen Strang und konnte unter der lustigen Schar sogar einer der Lustigsten sein. Als Ältester und zugleich körperlich Stärkster wußte er den Kameraden jedoch Respekt einzuflößen und benutzte seinen Einfluß, ihre Ausgelassenheit vor einer falschen, an Roheit streifenden Richtung zu bewahren, in welche der Ton in den damaligen Kadettenmessen gar leicht ausartete.

Das wußten auch seine Vorgesetzten und waren ihm über seine mutwilligen Streiche nicht gram, wenngleich ihn trotzdem selbst die Fürsprache seines Freundes, Leutnant Decatur, bisweilen nicht vor einigen Stunden „Bramsaling“*) zu bewahren vermochte, um dort in der luftigen Höhe auf ein paar hundert Meilen nach Land auszugucken und über die Wechselfälle des Lebens nachzudenken.

---

*) Holzgerüst auf der Spitze der Stenge, welches den Fuß der nächsten Mastverlängerung, der Bramstenge festhält.

Seit einigen Tagen schien jedoch offenbar eine ernstere Stimmung in der Kadettenmesse eingekehrt zu sein.

Wie bemerkt, befand sich das Geschwader vor dem Eingange des Mittelmeeres, konnte in kurzer Zeit vor Tripolis eintreffen, und aller Voraussicht nach stand dann eine Thätigkeit bevor, welche männliche Tugenden und Eigenschaften erforderte, und vor der die Knabenstreiche zurückzutreten hatten.

Am andern Morgen wurde auch Gibraltar passiert. Nach einigen Tagen trennten sich dann die beiden kleinen Fregatten vom Geschwader, um nach dem befreundeten Neapel zu steuern, dort noch Vorbereitungen zu der bevorstehenden Beschießung zu treffen und nach einer bestimmten Zeit wieder bei Tripolis zu jenem zu stoßen, während die „Constitution“ in Begleitung der Brigg einen südlicheren Kurs nach der feindlichen Küste steuerte, um sich dort mit der blockierenden „Philadelphia“ zu vereinigen und auf Grund von genauen Rekognoszierungen den Angriffsplan festzustellen.

Wind und Wetter blieben günstig; bald zeigte sich eines Morgens die von bläulichem Duft umlagerte Küste des Raubstaates, und von den Toppen aus konnte man auch mit dem Fernrohr schon die weißen Mauern der Häuser in der Stadt unterscheiden, die rings von Festungswerken umgeben, auf einer Landspitze erbaut ist und unmittelbar von den Wellen des Mittelmeeres bespült wird. Von ihrer Westseite erstreckt sich eine Kette von felsigen Inseln und Klippen mehrere tausend Schritt weit in nordöstlicher Richtung bogenförmig seewärts und sie schafft in Verbindung mit anderen vorliegenden Untiefen eine gegen Sturm und Wogendrang ziemlich gesicherte Reede,

macht aber zugleich die Ansegelung für Fremde gefährlich und erschwert größeren Schiffen einen feindlichen Angriff.

Vergebens aber spähte man nach der „Philadelphia", der die Blockade des Hafens oblag. Sie war nirgends zu entdecken; nur in weiter Ferne hoben sich die in der Morgensonne schimmernden Lateinsegel einer Schebecke am Horizonte ab. Sie steuerte ostwärts, schien von der afrikanischen Küste zu kommen und war möglicher- oder wahrscheinlicherweise ein tripolitanischer Korsar, der die Abwesenheit der „Philadelphia" zum Auslaufen benutzt hatte.

Jedenfalls beschloß der Kommodore sich Gewißheit zu verschaffen und hoffte dabei zugleich etwas über die verschwundene Fregatte zu erfahren. Es wurden deshalb sämtliche Segel beigesetzt, und die Jagd begann, anfänglich sehr erfolgreich, da die Schebecke bereits nach wenigen Stunden bis auf eine halbe Meile eingeholt war, dann aber wurde es flau, und nun gewann jene, denn plötzlich sah man auf ihr eine Reihe Riemen*) in Thätigkeit, um das Segeln durch Rudern zu unterstützen, und sie vergrößerte dadurch schnell ihre Entfernung.

Dadurch kennzeichnete sie sich offenbar als ein fliehender Feind, und laut äußerten sich auf der Fregatte Ärger und Unmut über die entschlüpfende Prise, doch nachmittags wandte sich das Blatt. Es kam wieder steife Brise und höherer Seegang auf, die Schebecke mußte das Rudern aufgeben, und während die Brigg Signal erhielt, südwärts abzubiegen, um

*) Ruder.

jener den Weg zur Küste zu verlegen, lief die „Constitution“ Hand über Hand auf.

Nach kurzer Zeit hatte sie den Feind in Kanonenschußweite; sie heißte die amerikanische Flagge, und als dies nicht erwidert wurde, sauste aus dem vorderen Jagdgeschütz eine vierundzwanzigpfündige Kugel durch die Lüfte, um unmittelbar neben der Schebecke niederzuschlagen und das Wasser in hohem Strahle ausspritzen zu lassen.

Diese schien jedoch keine Notiz davon zu nehmen. Sei es, daß sie auf irgend eine Art einen günstigen Umstand für ihr Entkommen erhoffte, sei es aus Trotz — sie zeigte weder Flagge, noch drehte sie bei; doch sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als die Fregatte noch einige hundert Schritte aufgelaufen war, blitzte es zum zweitenmal in ihrer Bugpforte auf, aber diesmal fand das Geschütz ein besseres Ziel und traf es mit tödlicher Sicherheit. In der Mitte des dunklen Fockmastes wurde ein weißer ausgesplitterter Stern sichtbar. Er war das Merkzeichen der eingeschlagenen Kugel; sie hatte den Mast durchbohrt, und der vorzügliche Schuß wurde von den Mannschaften mit Hurrah begrüßt. Trotzdem blieb der Fremde auf seinem Kurse, doch sein Schicksal war besiegelt. Wenige Augenblicke später brach der durchschossene Mast unter dem Drucke des Windes von oben und stürzte über Bord.

Das jetzt seiner Vorsegel beraubte Fahrzeug wurde von den Hintersegeln herumgedrängt, luvte in den Wind und lag steuerlos als Spiel der Wellen, der Gnade der Fregatte preisgegeben, welche jetzt schnell auflief und in der Nähe beilegte.

Sie entsandte zwei Kutter mit bewaffneter Mannschaft, um von der Prise Besitz zu nehmen. Den Befehl über beide Boote erhielt Leutnant Decatur; sein Bootskadett war Dirk, und den zweiten Kutter führte Moormann. Wenige Ruderschläge brachten die Boote längseit der Schebecke, und Offiziere wie Mannschaften enterten behende über die niedrige Verschanzung auf ihr Oberdeck.

Sie hatte eine ziemlich starke Besatzung, und diese musterte die Amerikaner mit feindseligen Blicken, vor allen aber der Rais (Befehlshaber) selbst. Eine mächtige Gestalt, mit scharfgeschnittenen Zügen und dunkelglühenden Augen, aus denen Blitze wütenden Hasses schossen, stand er mittschiffs mit verschränkten Armen und in einen weißen Burnus gehüllt, ohne sich zu regen; ebensowenig würdigte er Decatur einer Antwort, als dieser ihn nach der Nationalität des Schiffes fragte. Dagegen begann die Mannschaft sich näher um ihn zu scharen und nahm eine drohende Haltung an, so daß die Amerikaner unwillkürlich ihre Waffen fester faßten.

In diesem Augenblicke ertönte verzweiflungsvolles Schreien hinten im Schiff. Unbedingt rührte es von weiblichen Wesen her und kam aus der Kajüte. Gleichzeitig aber stürzte mit versengtem Haare und glimmenden Kleidern ein Mann auf das Deck, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren.

„Hilfe, Rettung!“ rief er in Todesangst auf englisch den Amerikanern entgegen. „Die Türken haben das Schiff in Brand gesteckt. Ich habe mich losgerissen, aber dort unten liegen noch drei Christensklaven gebunden, um zu verbrennen, und in der Kajüte ist eine christliche Frau mit ihrer Dienerin

eingesperrt. Rettet, rettet, ehe es zu spät wird, das Feuer lodert ganz in der Nähe der Pulverkammer!"

Decatur warf einen Blick nach hinten und sah dort eine Rauchsäule aus der Luke emporwirbeln. Die ganze drohende Gefahr trat ihm damit vor Augen, aber in der schrecklichen Lage, bei der wegen des Pulvers alles zu fürchten war, verließ ihn auch nicht einen Moment jener hohe Mut, jene kaltblütige Ruhe und Geistesgegenwart, die ihn von jeher auszeichneten, und auf diesem Seezuge, sowie bei vielfachen späteren Gelegenheiten seinen Namen in der amerikanischen Marine groß und berühmt machten und ihm die höchsten Ehren eintrugen.

„Moormann, jagen Sie mit Ihren Leuten die Türken auf das Vorschiff und halten Sie sie dort im Zaum!" befahl er ohne Zögern. „Steuerbord-Kuttermannschaften mir nach zum Löschen; seht zu, wo ihr Segel und Decken bekommt, um das Feuer zu ersticken; es kann noch nicht so heftig sein, ich sehe es am Rauch."

Dabei wandte er sich um, aber jetzt kam plötzlich Leben in die bis dahin unbewegliche Gestalt des Rais. Er zog unter seinem Burnus ein Pistol hervor, zielte hinterrücks auf den nur wenige Schritte entfernten Leutnant und feuerte. Mit dem Schusse zugleich stürzte er jedoch selbst blutend zu Boden; blitzschnell und mit gewaltigem Hieb war Moormanns Entersäbel auf den Arm des Türken niedergesaust, hatte ihn fast ganz vom Körper getrennt, und der Schuß war fehlgegangen.

Wütend drangen jetzt die Amerikaner mit Säbel und Pistol auf die verräterischen Tripolitaner ein, die durch den

Fall des Führers entmutigt, feige zurückwichen, von ihren Verfolgern nach vorn und Hals über Kopf in das Zwischendeck gedrängt wurden. In wenigen Minuten war das ganze Verdeck von ihnen gesäubert, die Luke übergedeckt und damit die Schar unschädlich gemacht. Moormann ließ zwei Posten an der Vorluke zurück, dann eilte er mit seinen übrigen Leuten nach hinten, um dort bei dem Löschen des Feuers Hilfe zu leisten, während er einem der Matrosen befahl, dem ohnmächtig niedergesunkenen Rais die Waffen abzunehmen und ihm dann den Armstumpf mit einem dünnen Tau zu umschnüren, um ihn nicht verbluten zu lassen.

Decatur hatte inzwischen mit seinen Mannschaften an den Herd des Feuers vorzudringen gesucht. Dasselbe war im Vorraume der Kajüte angelegt und man hatte deren Thüren und die Wand zwischen ihnen mit Holz, Tauwerk und anderen brennbaren Sachen verrammelt. Unmittelbar daran aber waren die einem grausamen Tode geweihten Christensklaven festgebunden. Sie loszuschneiden war das Werk eines Augenblicks, doch auch um nichts zu früh, denn schon bedeckten Brandwunden die Ärmsten. In die Kajüte zu den Frauen zu dringen, deren erschütternde Hilferufe noch immer an das Ohr schlugen, war gleichzeitig nicht möglich, da Flammen und Rauch jede Annäherung verhinderten.

Decaturs Matrosen brachten schleunigst an Decken, Hängematten und so weiter, was nur irgend zu finden war, um das Feuer zu ersticken, aber bei dessen schneller Ausdehnung in den leicht entzündlichen Stoffen gelang dies nur teilweise. Vor allen Dingen hatte man auch Wasser nötig, und es war

ein Glück, daß Moormann die Hände frei bekommen hatte und mit seiner Mannschaft helfend eintreten konnte. Er ließ Wasser heranschleppen, und es gelang allmählich, des furchtbaren Elementes Herr zu werden. Wenngleich die braven Seeleute mehr als einmal durch Hitze und Rauch aus dem Vorraume an Deck getrieben wurden, um sich vor dem Ersticken zu retten, gingen sie, von ihren Vorgesetzten angespornt, immer wieder gegen den grausamen Feind vor, um ihn zu bewältigen.

Die Schreie in der Kajüte wurden schwächer; die Kajütswand brannte, und offenbar waren die unglücklichen Eingeschlossenen dem Tode nahe. An Steuerbordseite, wo sich Dirk befand, gelang es, das Feuer ziemlich zu dämpfen. „Mehr Wasser her!“ rief er den Matrosen zu, schleuderte den Inhalt eines ihm gereichten Eimers auf die Wand, stürzte einen zweiten über seinen eigenen Körper, ergriff dann das Enterbeil eines der Leute und führte mit Aufbietung aller Kräfte mächtige Schläge gegen die dünnen Planken. Sie zersplitterten unter ihnen wie Glas und schufen eine Öffnung, durch welche Dirk, unbekümmert um die ihn umgebende Glut, gegen die er sich durch seine genäßte Kleidung etwas zu schützen versucht, in die Kajüte drang.

Sie war mit dichtem Rauch gefüllt, der ihm den Atem nahm. Es wollte eine Ohnmacht über ihn kommen, instinktmäßig nahm er zuerst seinen Weg zu den Heckfenstern, die er mit einigen Schlägen des Enterbeiles zerschmetterte. Ein frischer Luftzug strömte auf ihn ein; er atmete tief auf, und alle Schwäche war verschwunden; der Rauch verzog sich schnell, und er konnte um sich schauen.

Die Hilferufe waren verstummt, aber auf dem Deck sah er zwei weibliche Wesen liegen, die sich nur noch schwach bewegten und mit dem Tode rangen. Er nahm die erstere, eine ältere Araberin auf, um sie an das Fenster zu tragen, und eilte dann zur zweiten. In Begriff, sie sanft an der frischen Luft niedergleiten zu lassen, hielt er auf einmal inne. Ein wunderbares Empfinden durchschauerte ihn, und sein Blut strömte heiß zum Herzen.

Er hatte einen Blick auf die von ihm Gerettete geworfen und sah ihr Auge auf sich gerichtet. Der ihn treffende Strahl wirkte wie ein Zauber auf ihn und fesselte ihn so, daß er alles um sich vergaß — das Feuer, die drohende Gefahr, das Pulver —; wie gebannt schaute er nur auf das blendend schöne Wesen, das er soeben dem Tode entrissen, das an seiner Brust ruhte, und das er in diesem Augenblicke um nichts in der Welt von sich gelassen hätte.

Die Macht weiblicher Schönheit hatte unwiderstehlich auf das bisher unberührte Herz des Jünglings eingewirkt und es völlig gefangen genommen. Er hielt ein junges Wesen in seinen Armen, das kaum erst zur Jungfrau erblüht war, und auf dessen Antlitz ein unaussprechlicher Liebreiz ruhte. Die schneeige Hautfarbe, das schöne Oval des Kopfes, die edelgeschnittenen Züge verrieten die Europäerin von vornehmer Abkunft. Aus ihren tiefdunklen Augen schien etwas wie unsagbares Glück auf Dirk überzuströmen, und es war ihm unmöglich, dasselbe freiwillig zu opfern.

Die frische Luft hatte das junge Mädchen zum Leben zurückgebracht, aber noch war sie halb bewußtlos und wie in

einem Traume befangen. Dirk wagte nicht, sich zu rühren, während das süße Geschöpf von ihm umfangen war, und dessen Herz so nahe dem seinen schlug, um sie nicht aus dem schönen Traume zu wecken und so lange wie möglich des beseligenden Gefühls teilhaftig zu bleiben, das sein ganzes Wesen mit ungeahnter Wonne durchzitterte.

Eine ganze Zeit hatte er so gestanden und seinen Blick in die dunklen Augensterne vertieft, die so vertrauensvoll auf ihm ruhten, da wurde er plötzlich aus seiner Verzückung aufgeschreckt und in die Wirklichkeit zurückgeführt. Moormann hatte nach Bewältigung des Feuers draußen ihn vermißt, ein Unglück befürchtend mit Sorge nach ihm geforscht und laut seinen Namen gerufen.

„Hier bin ich!" erwiderte er dem Freunde, der mit Decatur soeben durch die Öffnung der Kajütenwand trat, aber damit war nicht nur für ihn, sondern auch für diejenige, welche an seiner Brust ruhte, der süße Zauber gebrochen, der beide bis dahin umfangen.

Durch den Ruf wieder völlig zur Besinnung gebracht, riß sich das junge Mädchen von ihrem Retter los; ein glühendes Rot färbte ihre bis dahin bleichen Wangen und zitternd vor jungfräulicher Scham und vor Furcht stand sie einen Augenblick da, wie ein verschüchtertes Reh, das vergebens einen Weg zur Rettung sucht. Angstvoll blickte sie auf die rauchgeschwärzten Gestalten der Amerikaner, welche sich in der Kajüte gesammelt hatten, aber auch in stummer Bewunderung auf die feenhafte Erscheinung schauten, und wich anfänglich scheu vor ihnen zurück. Dann jedoch flüchtete sie sich plötzlich

an Dirks Seite, als ob sie dort allein Hilfe fände vor drohender Gefahr.

„Retten Sie mich vor jenen," bat sie mit flehender Gebärde, indem sie seine Hand ergriff und es willig duldete, als Dirk sie unwillkürlich näher an sich zog. In den fremden Männern sah das arme geängstete Wesen nur Feinde und suchte bei ihresgleichen, bei der Jugend, Schutz.

Die Worte wurden in Spanisch geäußert, doch Dirk hatte auf seinen Kreuzfahrten im Golf von Mexiko genug davon aufgefaßt, um nicht nur die Bitte zu verstehen, sondern dem jungen Mädchen auch in seiner Muttersprache zu antworten. „Fürchten Sie nichts, Señora," tröstete er strahlenden Auges, „wir sind Freunde und wollen Sie nur retten."

„Wir sind amerikanische Offiziere," nahm jetzt auch Leutnant Decatur in fließendem Spanisch das Wort, „und haben den Korsaren, welche Sie auf so grausame Weise verderben wollten, das Handwerk gelegt. Sie sind frei, können jedoch in dieser Umgebung nicht länger bleiben. Dort auf unserer Fregatte werden Sie eine angemessene Unterkunft finden, und ich bitte Sie deshalb, mit einem unserer Boote hinüberzufahren."

Die Klänge ihrer Muttersprache, der Inhalt der Worte und der edle Anstand des Sprechers nahmen alle Sorge und Not von dem Herzen der jungen Spanierin, und in gläubigem Vertrauen eilte sie auf ihn zu, um seine Hand zu drücken und ihm auf das wärmste zu danken.

„Nicht mir," wehrte Decatur ab, „sondern dem Kadetten

dort haben Sie zu danken; er rettete Sie mit eigener Lebensgefahr vom Erstickungstode. Ich kann jetzt das Schiff noch nicht verlassen, aber er wird Sie zum Kommodore geleiten. Ich hoffe, es wird ihm nicht unangenehm sein," fügte er schelmisch lächelnd hinzu, „und Sie dürfen sich ihm ruhig anvertrauen, ich stehe für ihn ein."

Das junge Mädchen senkte errötend den Blick zu Boden, während es Dirk bei dem Scherze Decaturs heiß überlief; aber noch ein brennenderes Rot färbte seine Wangen, als Moormann ihm auf deutsch zuflüsterte: „Wahre dein Herz, mein Junge, die Kleine ist sehr gefährlich."

Nur Decaturs Kommando: „Steuerbord-Kutter klar!" und der damit verbundenen Unruhe der Bootsbemannung dankte es Dirk, daß er seine Verlegenheit den übrigen etwas verbergen konnte.

Mit ritterlichem Anstande und zartester Aufmerksamkeit führte er die Spanierin, die willig und freundlich seinen Arm nahm, auf das Deck und half ihr in das Boot, das auch die wieder zu sich gekommene Araberin aufnahm, um sie an Bord der „Constitution" zu bringen, dort dem Kommodore im Auftrage des Leutnant Decatur kurzen Bericht über die Ereignisse abzustatten und dann zur Schebecke zurückzukehren.

Hier handelte es sich zunächst um die Hinüberschaffung der Gefangenen und unter ihnen als ersten, des verräterischen Rais; der Matrose, welcher ihn verbunden, hatte seine Sache gut gemacht; die Blutung war gestillt und der Verwundete zur Besinnung gebracht. Hätte er freilich geahnt, was seiner

wartete, würde er wohl den Verband abgerissen und sich lieber verblutet haben.

Nach einer halben Stunde befanden sich sämtliche Tripolitaner an Bord der Fregatte, ihr Fahrzeug war von Amerikanern besetzt, und Decatur schickte sich an, mit dem Reste der Mannschaft zu seinem Schiffe hinüberzufahren.

„Können Sie auch allein hier fertig werden?“ fragte er im Fortgehen mit listigem Augenzwinkern den zurückbleibenden Moormann, „sonst will ich Ihnen Dirk zur Hilfe hier lassen.“

„Nein, nehmen Sie ihn nur mit, Herr Leutnant,“ erwiderte dieser verständnisvoll lachend, als er die niederdrückende Wirkung dieser Worte auf seinen Schützling wahrnahm, „ich denke, ich werde schon alles allein klaren. Es wäre doch zu schade, wenn die Kleine ....“ Ein flehender Blick Dirks schloß ihm den Mund. Dieser sprang hastig in das Boot und dasselbe setzte ab.

Nach der Ankunft an Bord erstattete Decatur dem Kommodore Bericht über das Geschehene und über die Schebecke selbst, soweit er darüber von den befreiten Christensklaven in der Eile selbst unterrichtet war, und ein eingehendes Verhör der letzteren ergab, daß man eine sehr reiche Prise gemacht hatte. Das Fahrzeug befand sich auf dem Wege nach Konstantinopel mit dem jährlichen Tribute des Pascha von Tripolis an den Sultan, der in Geld, reichen Schätzen, an Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten bestand, die von den Korsaren zusammengeraubt waren, und mit denen sich jener das Wohlwollen seines Oberherrn zu erkaufen hoffte. Als wertvollstes Geschenk war jedoch die junge Spanierin für den

Großherrlichen Harem bestimmt. Sie stammte aus Texas, war die Tochter eines vornehmen Grundbesitzers und sollte nach dem Tode ihrer Mutter vom Vater zu Verwandten in Spanien gebracht werden, als Tripolitaner Korsaren das Schiff vor der Straße von Gibraltar kaperten, den Vater als Sklaven verkauften und der Tochter ein entehrendes Los zu bereiten gedachten, vor dem sie jetzt glücklicherweise gerettet war.

Der Rais, ein Verwandter des Pascha, ein wilder blutdürstiger Mann und geschworener Feind aller Christen, hatte, als er sein Schiff verloren sah, den teuflischen Plan gefaßt, nicht allein seine kostbare Ladung den Feinden zu entziehen, sondern zunächst auch die so tief gehaßten Giaurs einem grausamen Tode zu weihen und schließlich die Amerikaner und sich selbst in die Luft zu sprengen.

Wenn die Zerstörung des Schiffes und namentlich die letztere Absicht, sich selbst zugleich mit dem Gegner zu vernichten, auch nicht gegen die Moral, soweit sie im Kriege zur Geltung kommt, verstieß, ja sogar als eine heroische That betrachtet werden durfte, die ihrem Urheber keineswegs zur Unehre gereichte und ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden konnte, so hatte sich auf der andern Seite der Rais als ein so grausamer und entmenschter Feind, und durch den Versuch, Decatur hinterrücks zu erschießen, als so verräterisch gezeigt, daß sein Benehmen auch nicht die leiseste Entschuldigung finden und nur durch den Tod gesühnt werden konnte. Der Kommodore zögerte deshalb auch nicht, nach geschlossener Untersuchung, die nicht den geringsten Zweifel an der Schuld des

Betreffenden ließ, sofort ein Beispiel zu geben und den übrigen Gefangenen vor Augen zu führen, wie zivilisierte Nationen solche unmenschlichen Frevel ahndeten. Er berief ein Kriegsgericht und das einstimmige Urteil desselben lautete auf Tod durch den Strang, dem die Vollstreckung auf dem Fuße folgte.

Die Vorbereitungen zu dem Trauerspiele dauerten nicht lange. Durch eine Rolle unter der Mitte der Fockraa, der untersten am vorderen Maste, wurde ein starkes Tau gezogen und längs der Raa nach außen genommen, um an deren äußerster Spitze abermals über eine Rolle geleitet zu werden. An dem innern Ende des Taues befestigte man Kanonenkugeln im Gewichte von einigen Zentnern und zog das äußere nach unten an Deck, wodurch die Gewichte bis unter die Raa hinaufgingen. Das Tau draußen endigte in einer Schlinge für den Verurteilten und wurde in seiner Lage durch ein dünneres an ihm befestigtes gehalten, das man quer vor der Mündung eines geladenen Geschützes vorüberführte. Damit war das schreckliche Drama eingeleitet.

Die Tripolitaner wurden auf die entgegengesetzte Seite des Verdeckes geführt, um Zeugen der Hinrichtung zu sein. Ebenso trat die Mannschaft der Fregatte in Divisionen an, die Seesoldaten mit geladenem Gewehr zur Bewachung der Gefangenen, die Offiziere in voller Uniform und Säbel.

Der Rais wurde von dem Profoßen an Deck gebracht, das kurze Urteil verlesen und von einem Christensklaven dem Türken verdolmetscht. Dann veranlaßte man ihn, auf eine über dem betreffenden Geschütz errichtete Plattform zu treten, und der Profoß legte ihm die Schlinge um den Hals.

Der Geschützführer stand fertig mit der Schloßleine in der Hand, auf einen Wink des Kommodore befahl der erste Leutnant „Feuer!", der Schuß erkrachte und sein Donner rollte dumpf über die Wasserfläche. Das Geschoß hatte die dünne Leine durchschnitten, die Kugeln rasselten von oben und zogen mit Blitzesschnelle den Gefangenen empor. Als der Pulverdampf sich verzog, hing er als Leiche an der Spitze der Raa; der heftige Stoß gegen dieselbe hatte ihm sofort das Genick gebrochen.

Bis zum letzten Augenblicke war er verstockt geblieben, hatte nicht einmal die Lippen zu einem Worte geöffnet, seine Richter keines Blickes gewürdigt und mit echt türkischem Fatalismus dem Tode ins Auge gesehen. Einen desto tieferen Eindruck machte das summarische Verfahren aber auf die übrigen Gefangenen, und still und erschreckt schlichen sie zu dem ihnen angewiesenen Raume des Zwischendecks.

Nach kurzer Zeit wurde der Gehängte von der Raa hinuntergelassen; man befestigte zwei vierundzwanzigpfündige Kugeln an seinen Füßen und versenkte ihn in die Tiefe. Einige zur Oberfläche aufsteigende Blasen waren die letzten Spuren seines Daseins.

VIII.

Die allgemeine Freude an Bord der Fregatte über die Fortnahme der Schebecke, welche nicht nur der Besatzung reiche Prisenanteile versprach, sondern auch dem Kommodore einige fünfzig Gefangene in die Hand gegeben hatte, die er gegen Christensklaven austauschen und damit der Humanität einen großen Dienst leisten konnte, wurde jedoch sehr bald durch eine Nachricht getrübt, welche auf die Amerikaner einen niederschmetternden Eindruck ausübte und gleichzeitig dem beabsichtigten Feldzugsplan — wenigstens bis auf weiteres — eine ganz veränderte Gestaltung gab.

Wie sich aus den Mitteilungen der an Bord des Tripolitaners gefundenen Christen ergab, war die vergebens aufgesuchte „Philadelphia" bereits vor vier Wochen durch einen unglücklichen Zufall in die Gewalt des Pascha gefallen, die gesamte Besatzung schmachtete in Gefangenschaft, und das mächtige Schiff selbst wurde ausgerüstet, um in den nächsten Tagen als Korsar auszulaufen, sich mit anderen, bereits in See befindlichen zu verbinden, jetzt den Seeraub im großen zu betreiben und für die lange Blockade Entschädigung zu suchen.

Bis vor einem Monate hatte die „Philadelphia", ihrem

Auftrage gemäß, Hafen und Reede von Tripolis scharf bewacht und dadurch das Aus- und Einlaufen von Fahrzeugen verhindert. Durch dieses Abschneiden der Zufuhr während so langer Zeit begann sich ein solcher Mangel an Lebensmitteln in der Stadt zu zeigen, daß alles darangesetzt wurde, die Blockade zu durchbrechen.

Unter dem Schutze von Nebel war es auch einer Brigg gelungen, bei der Fregatte unentdeckt vorbeizuschlüpfen, nach Sizilien zu gelangen und dort Korn zu holen. Nach acht Tagen kam sie zurück, versuchte in der Nacht, in den Hafen zu gehen, wurde aber durch flauen Wind aufgehalten und mit Tagesanbruch von der „Philadelphia" gesehen, die sofort scharfe Jagd auf sie machte. Die Brigg war indessen ein guter Segler, manövrierte schneidig, und so gelang es dem Amerikaner nicht, sie vom Lande abzuschneiden, obwohl er alles daransetzte.

Gerade, als er sie in Kanonenschußweite hatte, lief sie auf die Reede ein und unter den Schutz der Batterien, mit deren Massen von Geschützen das einzelne Schiff es nicht aufnehmen konnte. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als der entgehenden Beute einige Kugeln nachzusenden, und eine oder mehrere derselben trafen so glücklich, daß die Brigg wenige hundert Schritte vor dem Hafen sank, und der Hauptzweck der Jagd demnach erreicht war. Freilich wurde er zu teuer erkauft. In seinem Kriegseifer hatte der Kapitän die Fregatte der Küste sehr nahe geführt, und als er jetzt seewärts wendete, lief das Schiff mit voller Fahrt auf eine der die Reede einschließenden und auf den Karten nicht verzeichneten blinden Klippen.

Nach Überwindung des ersten Schrecks wurden alle möglichen Maßnahmen ergriffen, um das Schiff wieder flott zu machen, aber alles war vergebens. Es lag bewegungslos; die Taue und Ketten der ausgebrachten Anker, mit denen man es von den Felsen herunterzuziehen hoffte, brachen sämtlich unter der auf sie ausgeübten Kraft, doch jenes rührte sich nicht, und ebensowenig half es, daß man den Ballast über Bord warf, das Trinkwasser auspumpte und sonst auf jede Art versuchte, die Fregatte zu erleichtern.

Das größte Unglück dabei war aber, daß letztere nicht ihre Breitseite, sondern nur ihr Hinterende, das Heck, der Hafenmündung zukehrte und deshalb auslaufenden feindlichen Schiffen nur vier Geschütze statt sonst zweiundzwanzig entgegenzustellen vermochte. Die Türken wußten daher auch sehr bald Vorteil aus der höchst mißlichen Lage des Amerikaners zu ziehen.

Sie schickten eine Zahl Kanonenboote vor, die sofort nach dem Verlassen des Hafens nach beiden Seiten ausschwärmten, sich dann unter einem Winkel von 45 Grad, den weder die Breitseit-, noch die Heckgeschütze bestreichen konnten, der Fregatte näherten und sie beschossen. Infolge ihrer ungeschickten Manöver wurden anfänglich trotzdem einige in den Grund gebohrt, aber es blieben noch genug übrig, um den amerikanischen Kapitän zu überzeugen, daß längerer Widerstand nur nutzloses Blutvergießen und Hinopfern der eigenen Mannschaft bedeuten würde. So strich er denn mit schwerem Herzen die Flagge, nachdem er vorher das Schiff noch an verschiedenen Stellen hatte anbohren lassen, die Pulverkammer unter Wasser gesetzt, die Geschütze vernagelt, die Handwaffen und so viel

von der Eisenmunition über Bord geworfen war, wie die knapp zugemessene Zeit es erlaubte.

Die Türken nahmen darauf Besitz von der Fregatte und führten die Besatzung in die Gefangenschaft, aber die Hoffnung des Kapitäns, durch das Anbohren und Einlaufen von Wasser ein etwaiges Abbringen vereitelt zu haben, ging leider nicht in Erfüllung. Die Tripolitaner kannten die Wasserverhältnisse an ihrer Küste genauer, als er. Sie wußten, daß mit gewissen nördlichen Winden das Meer um einige Fuß steigen würde, ließen deshalb die Bohrlöcher sofort durch Taucher zupflöcken, pumpten das bereits halbgefüllte Schiff leer und warteten dann ruhig auf den Eintritt des Nordwindes.

Dieser blieb nur wenige Tage aus und erhöhte dann den Wasserstand um fast drei Fuß. Damit wurde es verhältnismäßig leicht, das Schiff von der Klippe herunterzubringen, und triumphierend bugsierten die Türken es in den innern Hafen, um dort unmittelbar unter den Batterien die prachtvolle Fregatte, mit der die eigenen Schiffe sich auch nicht annähernd an Größe und kriegerischem Wert messen konnten, schleunigst wieder in Stand zu setzen und sie als Korsar zu verwerten. Bereits war die Ausrüstung weit vorgeschritten, und in wenigen Tagen sollte sie auslaufen. Inzwischen waren aber aus dem deblockierten Hafen schon wieder eine Reihe anderer Raubschiffe ausgelaufen, und die Stadt auch für lange Zeit verproviantiert worden.

Nach Aussage der befreiten Christen wußte der Pascha, daß die Amerikaner eine Beschießung beabsichtigten, glaubte aber nicht, daß sie so bald unternommen würde, und wenn er

während der strengen Blockade der „Philadelphia“ und der Lebensmittelnot zum Frieden geneigt schien, hatte die Wegnahme jener und die Gefangennahme von 320 Amerikanern mit über 20 Offizieren seinen Hochmut wieder derart gestachelt, daß er nicht an Nachgeben dachte, im Gegenteil die unverschämtesten Forderungen an Lösegeld beanspruchte.

Der Kommodore wußte, daß die Vorbereitungen zu der Beschießung noch geraume Zeit erfordern würden. Er hatte in seinen Plänen auf die mächtige Mitwirkung der „Philadelphia“ gerechnet; jetzt aber war er durch diesen Verlust um ebensoviel geschwächt, wie der Feind verstärkt, und bei den schweren Befestigungswerken der Stadt fiel dieser Umstand wesentlich ins Gewicht.

Die Aufregung über diesen Unglücksfall war bei Offizieren und Mannschaften bis zum letzten Schiffsjungen herab eine ganz außergewöhnliche. Jeder empfand die der amerikanischen Flagge angethane Schmach wie die tiefste persönliche Beleidigung und brannte vor Begier, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen.

Von allen Seiten wurde der Kommodore bestürmt, seine Einwilligung zu einem Handstreiche zu geben, um nachts in den Hafen zu dringen und die Fregatte herauszuholen, und er hatte Mühe genug, den tollkühnen, vor nichts zurückschreckenden Mut seiner Untergebenen etwas zu dämpfen. Wenn auch ein Gelingen nicht geradezu ausgeschlossen schien, so blieb es doch immer fraglich und war bei dem langsamen Herausbringen des schweren Schiffes aus dem Hafen so gefährlich, daß es ein entsetzliches Blutbad kosten konnte, da die Fregatte, unmittel-

bar unter den feindlichen Batterien, mit Booten weit geschleppt werden und nahe an hundert Geschütze auf Kartätschschußweite passieren mußte, abgesehen von dem wahrscheinlichen Widerstande der türkischen Schiffsbesatzung selber.

So leid es ihm daher that, auf diesen ihm zuerst von Leutnant Decatur vorgeschlagenen Plan nicht eingehen zu können, faßte er einen andern, nicht viel weniger kühnen, der aber mehr Aussicht auf Gelingen und weniger Verluste versprach, da er mit bedeutend geringerer Mannschaft und mit einem kleineren Fahrzeuge ausgeführt werden konnte — nämlich ein überraschendes Eindringen in den Hafen unter dem Schutze der Nacht und eine Zerstörung der Fregatte durch Feuer. Dadurch wurde nicht nur die Ehre der eigenen Flagge wieder hergestellt, sondern auch dem Feinde der gehoffte mächtige Zuwachs seiner Verteidigungsmittel genommen.

Die Kaperung der Schebecke bot für dieses Unternehmen ein besonders günstiges Hilfsmittel. Die amerikanischen Schiffe waren am Morgen, als sie erstere zu verfolgen begannen, noch so entfernt von der Küste gewesen, daß man in Tripolis nicht einmal ihre Mastspitzen sehen, geschweige denn sie als Kriegsschiff hatte erkennen können. Der Verdacht eines Angriffs konnte deshalb um so weniger vorhanden sein, als der Pascha die Ankunft eines feindlichen Geschwaders erst in Monaten erwartete, und man durfte deshalb an eine nicht sehr große Wachsamkeit seitens der Türken glauben, besonders wenn ein kleines landläufiges Fahrzeug in der Nacht einlief. Die befreiten Christen hatten schon jahrelang in der Gefangenschaft geschmachtet und waren des Arabischen mächtig, so daß sie auf

etwaige Anrufe richtig antworten konnten. Außerdem waren sie selbst Seeleute, kannten das Fahrwasser und die ganze Örtlichkeit genau und konnten das Fahrzeug mit aller wünschenswerten Sicherheit an den Ort seiner Bestimmung lotsen. Nach menschlichem Ermessen lag deshalb die Sache so günstig, als nur zu wünschen war, und indem der Kommodore die Ausführung in die Hände des Leutnant Decatur legte, war nicht nur er, sondern auch der größte Teil der Kameraden überzeugt, daß sie in keinen besseren ruhen konnte.

Die Auswahl der übrigen Offiziere und Mannschaften machte mehr Schwierigkeiten, nicht etwa, weil es an geeigneten Personen fehlte, sondern weil sich die ganze Besatzung zur Teilnahme als Freiwillige meldete. Um niemand zu verletzen, wurden die Betreffenden durch das Los, und nur Offiziere wie Kadetten durch den Kommodore selbst bestimmt. Die in Aussicht genommene Besatzungsstärke der Schebecke betrug einige siebzig Köpfe, darunter fünf Offiziere und sechs Kadetten.

Dirk zitterte vor Aufregung, daß er zurückbleiben könnte, aber außer der Freundschaft Decaturs hatte er in der neulichen Rettung des Matrosen, sowie in seinem mutigen und thatkräftigen Handeln auf der brennenden Schebecke mächtige Fürsprecher. Als sein Name vom Kommodore mit verlesen wurde und er vernahm, daß Moormann, welcher augenblicklich die Prise befehligte, ebenfalls auf ihr den Zug mitmachen sollte, da strahlte er vor Freude und innerer Befriedigung und vermochte kaum seinen Dank für die ihm gewordene Bevorzugung zu stammeln.

Die Gedanken an die schöne Spanierin, welche bis dahin

sein ganzes Herz ausgefüllt hatten, so daß er fast wie ein Träumender einherging, und die Kameraden nicht müde wurden, ihn mit seiner Eroberung zu necken, schienen vollständig entschwunden; ja wunderbarer Weise berührte es ihn kaum, als er erfuhr, daß der Kommodore am nächsten Tage nach Neapel zu segeln und das junge Mädchen dort dem spanischen Konsul zur Weiterbeförderung in ihr Vaterland zu übergeben gedachte.

Sein jugendlicher Ehrgeiz regte sich plötzlich mächtig in ihm; der Gedanke, dem Vater auf dem Pfade des kriegerischen Ruhmes und der Ehre nachzustreben, sich desselben würdig zu zeigen, es ihm an Mut und Kühnheit noch zuvor, mindestens aber gleich zu thun, drängte alle anderen Gefühle in den Hintergrund.

Was er damals auf dem alten Linienschiffe im Hafen vor Portsmouth wachend geträumt, schien sich jetzt der Verwirklichung nähern zu sollen; die Gelegenheit zu Kampf und Sieg, welche ihm vor kurzem der Kommodore verheißen, sie war da, und in seiner Seele hatte kein anderer Gedanke Raum, als sie voll und ganz auszunutzen.

Um nicht von irgend einem tripolitanischen Fahrzeuge in der Nähe der Küste gesehen zu werden und dadurch Verdacht zu erregen, beschloß der Kommodore, mit der „Constitution“ noch in derselben Nacht nordwärts zu segeln, Neapel anzulaufen, um dort die schnelle Fertigstellung von Kanonen- und Bombenbooten zu betreiben, ohne welche eine Beschießung bei dem flachen Fahrwasser nicht möglich war, dann mit den beiden anderen, dorthin vorausgeschickten Fregatten die ausgelaufenen Korsaren aufzusuchen, welche nach Angabe der Christen von

der Schebecke unter Sizilien kreuzen sollten, und diese zuvor unschädlich zu machen.

Die Brigg erhielt Befehl, bei der Schebecke als Stütze zu verbleiben, sich aber zu verkleiden, um bei etwaiger Begegnung anderer Schiffe als harmloser Kauffahrer zu gelten, und sodann zur Ausführung des gewagten Handstreiches die passenden Witterungsverhältnisse abzuwarten.

Gegen Abend siedelten die Offiziere und Mannschaften auf das Fahrzeug über, begleitet von den guten Wünschen des Kommodore und der Kameraden für einen günstigen Erfolg.

Seitdem die junge Spanierin an Bord der Fregatte gebracht war, war sie von Dirk nicht wieder gesehen worden. Der Kommodore hatte ihr und der arabischen Dienerin eine seiner Kajüten eingeräumt und sie vor jeder Störung behütet, um dem armen Kinde Zeit zur Erholung von der ausgestandenen Todesangst zu gönnen. Als jedoch die Boote vom Flaggschiffe absetzten und Dirks Auge zufällig auf eines der geöffneten Kajütsfenster traf, da jagte plötzlich wieder alles Blut heiß durch seine Adern.

Dort stand sie, und abermals begegneten sich die Blicke der beiden jungen Leute, um dieselben seligen Empfindungen in Dirks Brust wachzurufen, wie am Nachmittage in der Kajüte der Schebecke. Nur wenige Minuten währte das Glück, dann stieß das Boot ab.

„Gott behüte Sie, ich werde für Sie beten!“ klang eine melodische Stimme an sein Ohr, ein weißes Tuch flatterte einen Augenblick im Winde, dann verschwand die liebliche Ge-

stalt in der Dämmerung und bald auch die Fregatte selbst, welche mit frischem Winde nordwärts steuerte.

Dirk fühlte es wie einen Riß in seinem Herzen und stützte den Kopf in die Hand, um den Kameraden seine Bewegung zu verbergen. Wie eine lichte Erscheinung war das junge Mädchen an ihm vorübergeschwebt, er kannte nicht einmal ihren Namen, voraussichtlich würde er ihr auch nie wieder in seinem Leben begegnen — aber ein Etwas in seinem Innern sagte ihm, er würde sie nie vergessen, und ihr Bild in seinem Herzen nie verbleichen.

Der Befehl: „Riemen ein!“ und der Stoß des anlegenden Bootes gegen die Schebecke verscheuchten plötzlich das liebliche Bild und führten ihn zur Wirklichkeit zurück. Er gedachte wieder der ruhmvollen Aufgabe, welche seiner harrte; sie erfüllte seine Seele, ließ seinen Blick voll und ganz auf Gegenwart und Zukunft richten; vor ihnen schwand der Zauber der Vergangenheit, und mit größtem Eifer widmete er sich den ihm zufallenden Dienstpflichten.

Das Wetter war schön, man mußte die Zeit ausnutzen, um alles vorzubereiten und womöglich schon in der nächsten Nacht zum Werke zu schreiten. Man befand sich im Dezember, und in dieser Jahreszeit ist das Mittelmeer tückisch. Mit einer Umsicht und Ruhe, welche bei so jungen Menschen, wie Leutnant Decatur, ebenso selten wie bewunderungswert ist, entwarf dieser den Plan des Handstreichs in allen seinen Einzelheiten, und bewies dadurch, wie richtig der Kommodore gewählt, als er gerade ihn zum Führer des kühnen Unternehmens bestimmte.

Nichts blieb unerwogen, alles wurde weise bedacht, jede Möglichkeit ins Auge gefaßt, die zu dem Gelingen beitragen konnte. Die einzelnen Teilnehmer erhielten die sorgfältigsten Anweisungen, und jedem wurde sein Platz und seine Thätigkeit genau vorgeschrieben. Dies verlieh aber auch allen eine solche Sicherheit, daß sie den Gedanken an einen Fehlschlag gar nicht aufkommen ließ, obwohl die Kriegsgeschichte selten ein kühneres Wagnis verzeichnet hat, als es hier geplant und ausgeführt wurde. Noch heute strahlt es in der Geschichte der amerikanischen Marine als ein Glanzpunkt, und selbst die heroischen Thaten eines Admiral Farragut beim gewaltsamen Eindringen in den Mississippi, sowie in die Bai von Mobile haben es nicht zu verdunkeln vermocht.

Es handelte sich hier um nichts weniger, als um ein Eindringen bei Nacht in ein langes, gewundenes, von Klippen und Untiefen erfülltes Fahrwasser, um Vermeidung einer vorzeitigen Entdeckung seitens der Feinde, die alles auf das Spiel gesetzt hätte, um Überrumpelung und Enterung einer vollbesetzten Fregatte mit einer Hand voll Leute, denen eine fünffache Überzahl entgegenstand, um eine schnelle und wirksame Zerstörung des Schiffes durch Feuer und endlich um einen Rückzug der kleinen verteidigungslosen Schebecke unmittelbar unter einer langen Linie von Batterien, die mit Hunderten von Geschützen gespickt waren. Wahrlich, es war ein Unternehmen, das todesmutige Helden erforderte, welche den Spartanern des Leonidas gleichgeartet waren, ja sie noch überragten — und in Wirklichkeit, als solche bewiesen sie sich! Jeder Einzelne leistete Unglaubliches.

Für den wichtigsten Teil der Aufgabe, das schnelle Inbrandstecken der Fregatte, wurden die genauesten Bestimmungen erteilt. Decatur wies dazu zwölf Abteilungen der Leute an, um unter Führung von Offizieren und Kadetten unmittelbar nach der Bewältigung der feindlichen Mannschaft im Schiff an ebensovielen Punkten gleichzeitig Feuer anzulegen, und zu diesem Zwecke wieder die entsprechende Zahl von Holzbündeln vorbereitet, die mit stark geteertem Tauwerk durchflochten und mit Terpentin getränkt, eine leicht entzündliche und scharfe Flamme gewährleisteten, während die Träger brennende Lunten in den an Bord gebräuchlichen und oben durchlöcherten Messingbüchsen mit sich führten.

Mit diesen Maßnahmen verging der größte Teil der Nacht, aber niemand dachte an Schlaf, und ebenso emsig und unverdrossen hatte man auf der Brigg gearbeitet. Als der Tag anbrach, erkannten die eigenen Leute sie kaum wieder. Wo war das saubere schöne Kriegsfahrzeug von gestern geblieben, das mit seiner symmetrischen Takelage, seinen schneeweißen Segeln, dem glänzenden schwarzen Rumpf und der bis in die kleinste Einzelheit gehenden peinlichen Ordnung das seemännische Auge so wohlgefällig berührte und schon auf Meilen das Kriegsschiff verriet?

Statt seiner trieb ein altes lobbriges Kauffahrteischiff auf den Wellen. Von den Masten stand der eine nach vorn, der andere nach hinten geneigt, die Raaen hingen schief an ihnen, alte, graue Segel zeigten Flicken und Teerflecke, das Tauwerk schlenkerte lose hängend hin und her, an Stelle des untadelhaften schwarzen Anstriches war ein solcher von unbestimmter

schmieriger Farbe getreten, über welche breite Rostflecke liefen, und auf dem Oberdeck sah man nur ein halbes Dutzend ebenso schmutzig und liederlich gekleideter Leute. Das Schiff war das treue Abbild eines armseligen, schlecht bemannten und ebenso schlecht gehaltenen Handelsfahrzeugs, und die Verkleidung so vortrefflich gelungen, daß auch ein noch so geübtes Auge in nächster Nähe unmöglich seinen wahren Charakter geahnt hätte.

Das Wetter blieb schön, der Wind günstig und beide Schiffe steuerten auf die Küste zu, wobei jedoch die Brigg eine Strecke von über einer Meile zurückblieb, um bei anderen Fahrzeugen, welche vorübersegelten, und in Tripolis selbst keinen Verdacht zu erregen. Letzteres kam nachmittags in Sicht, und nach Eintritt der Dunkelheit strich die Schebecke ganz nahe an der Küste hin, um schließlich etwa eine Meile windwärts von der Stadt zu ankern, während die Brigg eine Strecke seewärts von ihrem Kameraden beilegte.

Die Nacht brach drohend und finster herein. Trotzdem wollte Decatur wenigstens einen Versuch machen, aber es war anders bestimmt, und der Mut wie die Geduld der kühnen Männer sollte zuvor noch auf eine harte Probe gestellt werden.

Das Wetter änderte sich plötzlich, wie es an dieser Küste häufig stattfindet. Der als Lotse dienende befreite Christensklave erklärte die Ausführung unter solchen Verhältnissen für äußerst gefährlich, da die See überall auf den Klippen brande und die Einfahrt nicht zu erkennen sei. Trotzdem schickte Decatur ein Boot unter dem erfahrenen Moormann ab, um einen zuverlässigen Bericht zu erhalten, doch dieser fiel nicht günstiger aus. Die See brach so heftig an der Einfahrt, daß ein

Hineinkommen sehr schwierig, der Rückweg unmöglich gewesen wäre.

Das Unternehmen mußte für heute aufgegeben werden, umsomehr, als unmittelbar nach Rückkehr des Bootes das Unwetter so heftig losbrach und eine so schwere See aufwühlte, daß das Boot beim Einsetzen zerschlagen wurde, und der Anker beim Lichten brach. Der Brigg ging es nicht besser, und der Sturm wuchs so schnell, daß beide Schiffe überhaupt von Glück sagen konnten, von der Küste frei zu kommen und nicht an ihr zu scheitern.

Mit Tagesanbruch waren sie soweit in See, um von Tripolis aus nicht mehr gesehen werden zu können, aber nun begann eine schwere Zeit für sie, namentlich für die Schebecke. Der Sturm wehte volle sechs Tage, an eine Kommunikation unter den beiden Fahrzeugen war nicht zu denken. Die Masse Menschen auf dem kleineren waren in den engen Räumen wie eingepfercht und hatten kaum Platz, einige Schritte zu gehen. Dazu trat, daß die Verproviantierung auf so lange Zeit gar nicht berechnet war. Es konnten kaum halbe Rationen gegeben werden; die See brach beständig über die niedrige Verschanzung, so daß alles bis auf die Haut durchnäßt wurde. Der Wind peitschte die Segel von den Raaen, und steuerlos trieb das winzige Schiffchen auf den empörten Wellen, die es mehr als einmal zu füllen und zum Sinken zu bringen drohten.

Es war das eine Prüfung, wie sie zwar öfter an Seeleute herantritt, aber nichtsdestoweniger einen hohen Grad von moralischem Mut und Selbstverleugnung erfordert, um sie

siegreich zu überwinden, ohne daß die Disziplin gelockert und die Ordnung gestört wird.

Am sechsten Tage waren die Schiffe bis in die Bucht von Sydra hineingetrieben und, weil der Sturm sich nördlich gezogen, so mit Land besetzt, daß Scheitern nur noch Frage einer kurzen Spanne Zeit erschien, da mit dem Brechen der Ankertaue auch die letzte Hoffnung auf Rettung geschwunden war. Aber selbst die drohende Gefahr, bei der es in der wütenden Brandung kein Entrinnen gab, beugte nicht den Mut der tapfern Schar. Ohne mit den Wimpern zu zucken, sahen sie dem Tode in das Auge; doch diesmal sollten sie noch vor ihm bewahrt bleiben.

Als bereits alles verloren schien, sprang der Wind in einer letzten schweren Bö plötzlich nach Süden, die Schiffe waren gerettet, und gleichzeitig nahm seine Gewalt ab. Der Donner der Brandung, der bisher so unheimlich an das Ohr schlug und selbst das Heulen des Sturmes übertönt hatte, grollte bald nur noch dumpf, und der grünliche Schimmer der gegen die Küste sich wälzenden Wogen verblaßte allmählich in der Ferne.

Mit Tagwerden waren beide Fahrzeuge so weit vom Land, daß sie selbst bei fortdauerndem Sturme nichts mehr zu fürchten hatten. Doch im Laufe des Tages besserte sich das Wetter dauernd, die See fiel zusehends, der Wind mäßigte sich zu einer leichten Brise, die halbverhungerte Besatzung der Schebecke konnte Lebensmittel von der Brigg erhalten, und mit neuen Kräften wurde zum zweiten Male der Weg nach Tripolis eingeschlagen, diesmal aber mit Erfolg.

Gegen Abend traf man ungesehen vor der Stadt ein. Während die Schebecke auf den Hafen zusteuerte, blieb die zu ihrer Deckung und Unterstützung bestimmte Brigg, klar zum Gefecht und mit ausgesetzten bewaffneten Booten, etwas weiter draußen unter kleinen Segeln liegen, um ungesäumt etwaige Hilfe leisten zu können. Decatur schärfte noch einmal kurz die erteilten Anweisungen ein, namentlich mit bezug auf das Anzünden des Schiffes, da dies den eigentlichen Zweck der ganzen Unternehmung bildete. Der Gebrauch der Feuerwaffen war nur im äußersten Notfalle gestattet, das Feldgeschrei „Philadelphia“, und die erste Aufgabe die Säuberung des Oberdecks und der Batterie des Schiffes von den Feinden.

Langsam und die Fläche des Wassers geräuschlos teilend, segelte die Schebecke mit der flauen Brise auf den Eingang des Hafens zu. Es war ein milder schöner Abend, die See glatt wie ein Spiegel und nur leise am Strande rauschend. Am wolkenlosen Himmel funkelte das Sternenheer und die am Horizonte auftauchende Sichel des jungen Mondes zeichnete einen zitternden Silberstreif auf das Wasser.

Welcher Unterschied mit dem gestrigen Tage, an dem der Aufruhr der Natur in ungehemmter Wut tobte und das Schiff wie einen Spielball vor sich hertrieb, jeden Augenblick bereit, es am Gestade zu zerschmettern und seine Mannschaft dem Tode zu weihen!

Und dennoch hatten sich die Verhältnisse kaum geändert; der Kampf der Elemente war zwar stillem Frieden gewichen, aber im Herzen der Menschen fachten wilde Leidenschaften ihn wieder an. Ihr Streben war auf Vernichtung anderer

gerichtet und ihr Ziel ein mörderisches. In Erwartung des Kommenden pochte wohl das Herz stürmisch in der Brust, aber niemand dachte daran, daß in wenigen Minuten vielleicht schon so manches aufgehört haben könne zu schlagen, ja daß möglicherweise niemand von der kleinen Schar aus dem Rachen des Löwen lebend zurückkehren werde, in den sie jetzt mit toll-kühnem Mut einzudringen suchte. Sieg, Vergeltung dem grau-samen Feinde, bei dem so viele unglückliche Mitchristen schmach-teten, Wiederherstellung der verletzten Ehre des Sternenbanners, unter dem sie dienten und fochten — das waren allein die Gedanken, die jeden Einzelnen beseelten, seine Nerven stählten und ihn anspornten, Außergewöhnliches zu leisten.

Moormann und Dirk standen vorn im Bug und schauten schweigend nach dem Lande aus, während die Schebecke nach den Winken des Lotsen dem Hafen zusteuerte. Sie waren von gleichen Gefühlen bewegt, wie die übrigen, wenngleich bei Moormann die Ruhe des älteren Mannes sie mehr in Schranken hielt, und er sich vornahm, in der Nähe seines Schützlings zu bleiben und dessen jugendlichen Ehrgeiz vor zu großen Wag-nissen zu bewahren.

„Ich sehe die „Philadelphia"!" flüsterte Dirk, dessen scharfes Auge zuerst das Schiff entdeckte, nach dem man bis jetzt so eifrig ausgespäht, und ebenso leise pflanzte sich die Meldung von Mund zu Mund bis zu Decatur auf dem Hinter-deck fort.

Ja, dort lag sie, nicht ganz eine Seemeile innerhalb des Hafeneingangs, querab von der Stadt zu Anker, und immer deutlicher zeichneten sich die Umrisse des Rumpfes und der

Masten gegen den Nachthimmel ab. Es mußte ungefähr neun Uhr sein; in der Stadt blitzten hier und dort Lichte auf, aber das summende Tagesgeräusch war verstummt. Überall herrschte Ruhe, und nur dann und wann klang ein Ruf der Schildwachen über das Wasser her; die Schebecke mußte von ihnen gesehen sein. Zwar hatte ihr Ansegeln keinen Verdacht erregt, aber der Feind wiegte sich doch nicht in Sicherheit und war wach.

Decatur ließ hinten einige Eimer schleppen, um die Fahrt des Schiffes zu hemmen, ohne durch Segelbergen Verdacht zu erregen — er wollte nicht zu früh einlaufen. Unmittelbar hinter der Fregatte tauchten noch mehr Schiffe aus dem Dunkel auf — zwei Korsaren, einige Kanonenboote und eine Galeere. Mit ihnen wuchs die Gefahr bedeutend, und es war wünschenswert, noch einige Zeit verfließen zu lassen, bis die Besatzungen zur Ruhe gegangen waren; man hatte ohnehin schon Feinde genug gegen sich.

Gegen elf Uhr hatte die Schebecke den Hafeneingang erreicht. Die Brise war immer mehr abgeflaut und das Fahrzeug schlich nur noch vor einem kaum merklichen Hauche durch das Wasser. Die Mannschaft hatte sich zum größten Teile hinter der Verschanzung niedergelegt, nur zehn bis zwölf Mann, wie sie der Besatzung eines solchen Handelsschiffes zukamen, standen aufrecht. Der Unteroffizier am Steuerruder hatte Befehl, gerade auf den Bug der Fregatte loszusteuern; dort wollte Decatur entern, weil seine Leute hier am besten gegen Geschützfeuer gedeckt wurden.

Die Schebecke war noch einige hundert Schritte von

der „Philadelphia“ entfernt, als der Anruf des Ausgucks erfolgte.

„Schebecke Antonio von Malta,“ erwiderte der Lotse auf arabisch. „Wir sind auf einer Küstenreise und bei dem letzten Sturme fast zu Grunde gegangen. Wir haben unsern Anker verloren und bitten, heute Nacht längsseit der Fregatte fest machen zu dürfen.“

„Ihr habt die Erlaubnis!“ tönte es nach einer Pause herüber, während der alle Herzen in begreiflicher Spannung klopften.

„Danke!“ erwiderte der Lotse und knüpfte mit den Türken eine Unterhaltung über den schrecklichen Sturm an, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, während die Schebecke immer näher herankam. Nur noch wenige Minuten konnte es dauern, bis sie an dem gewünschten Punkte von der Fregatte unklar kommen und mit ihr zusammenstoßen mußte, und in erklärlicher Erregung harrten die Amerikaner des entscheidenden Augenblickes, da drohte ein böses Verhängnis den ganzen Plan scheitern zu lassen. Plötzlich sprang der Wind um und traf die Segel von vorn. Der Kopf des Fahrzeugs schlug herum, und dasselbe ging rückwärts. Die Wirkung dieser ganz unerwarteten Bewegung war für Decatur und die ganze Besatzung im ersten Augenblicke eine niederschmetternde. Die Schebecke kam dadurch auf etwa fünfzig Schritt Entfernung gerade unter die Breitseite der Fregatte. Der kleine Windpuff, der das Unheil angestiftet, war erstorben, und das Fahrzeug lag in Totenstille ohne Bewegung und wehrlos jedem einzelnen Geschütze des mächtigen Gegners preisgegeben.

Doch dem Kühnen ist das Glück hold. Eine Zahl der Türkenmannschaft stand auf der Verschanzung und schaute auf die Schebecke hinab, aber außerordentlicherweise und trotz des Mondlichtes schien niemand von ihnen auch nur den leisesten Verdacht zu schöpfen, und Decatur wußte mit großer Geistesgegenwart diesen glücklichen Umstand zu benutzen. Mit wunderbarer Ruhe gab er einigen Leuten Befehl, mit dem längseit schleppenden Boote eine Leine nach der Fockrüst der Fregatte zu bringen. Dies täuschte die Tripolitaner noch mehr. Gutmütig schickten sie selbst ein Boot mit einer Leine vom Hinterteile ihres Schiffes, aber geschickterweise ruderten die von der Schebecke ihnen entgegen, um einer Entdeckung vorzubeugen, nahmen ihnen unterwegs dankend das Tau ab und brachten es an Bord ihres Fahrzeugs. Lautlos wurde dasselbe das Deck entlang genommen und in die Hände der hinter der Verschanzung verborgenen Matrosen gegeben. Ohne aufzustehen, zogen sie damit in ziemlich schneller Fahrt die Schebecke längseit der „Philadelphia".

Noch war jene kaum mehr zwanzig Schritte von ihrem Ziele entfernt, da sahen die Türken die Anker, welche nach Angabe des Lotsen verloren sein sollten.

„Ihr seid Lügner!" schrien sie plötzlich Verdacht schöpfend, „zurück, oder wir kappen die Taue!" und einige von ihnen eilten zu letzteren, um ihre Drohung wahr zu machen.

Doch bevor sie noch die Messer ansetzen konnten, hatte Decatur seinen Leuten zugerufen: „Holt, Jungens, für euer Leben — sonst ist alles verloren!" Diese gaben ihre volle Kraft aus, das leichte Fahrzeug flog infolgedessen mit einem

solchen Ruck durch das Wasser, daß es krachend gegen die Fregatte stieß.

„Americanos, Americanos!“ tönte es jetzt wild auf letzterer durcheinander, aber zu spät. Blitzschnell war die Mannschaft der Schebecke auf die Füße gesprungen und enterte, von ihren Offizieren geleitet und mit dem Säbel in der Faust auf das Deck der „Philadelphia“.

Alles das vollzog sich in wenigen Sekunden und die Überrumpelung war eine so vollständige, daß die Feinde im ersten Augenblick kaum an Widerstand dachten.

Während die Angreifer, Decatur, Moormann und Dirk allen voran, längs der ganzen Backbordseite Kopf an Kopf über der Verschanzung auftauchten und von dort auf das Deck hinuntersprangen, floh der größte Teil der Türken nach vorn und an die Steuerbordseite. Einige wenige schienen auf dem Hinterdeck standhalten zu wollen, doch die Amerikaner drangen mit so wütender Energie und alles vor sich niederhauend auf sie ein, daß der Rest schreckerfüllt über Bord sprang. Als ob dies ein Signal gewesen wäre, folgten ihre Kameraden auf dem Vordeck dem gegebenen Beispiele mit einer Schnelligkeit, daß die Verfolger sie nicht einmal erreichen konnten, und in ein paar Minuten das ganze Oberdeck gesäubert war.

Im Batteriedeck gab es mehr und blutigere Arbeit. Hier versuchten die Türken kräftigeren Widerstand zu leisten, doch der Ungestüm der Eroberer war ein so gewaltiger, daß sie alles, was nicht niedergemacht wurde, vor sich hertrieben. Das Feldgeschrei „Philadelphia“, was sich die Amerikaner in dem Halbdunkel zuriefen, um sich zu erkennen, wirkte schließlich wie

ein Zauber. Wo es ertönte, stürzten die Türken teils die Treppen hinauf auf das Oberdeck, um über Bord zu springen und ihr Heil im Schwimmen zu versuchen, teils in das Zwischendeck hinunter, um sich dort zu verbergen, wenngleich sie dort nur einen furchtbareren Tod finden sollten.

Die ganze Sache spielte sich in so wunderbar kurzer Zeit ab, daß die Fregatte sich nach zehn Minuten im unbestrittenen Besitze der kühnen Angreifer befand, und man am Lande und auf den naheliegenden Kriegsschiffen kaum noch eine Ahnung davon hatte, um was es sich eigentlich handelte.

Mit derselben besonnenen Schnelligkeit begann der zweite Akt des Dramas. Die Brandbündel wurden aus der Schebecke heraufgegeben, und die Offiziere verteilten sich mit ihren Mannschaften an die ihnen zugewiesenen Punkte in den verschiedenen Räumlichkeiten des Schiffes. Inzwischen zischte vom Hinterdeck eine Rakete auf und zog einen feurigen Streifen über den Nachthimmel. Es war das verabredete Signal, um der Brigg draußen anzuzeigen, daß das Schiff in der Gewalt der Kameraden sei. Und bald sollte dem einzelnen Feuerstreifen ein Flammenmeer folgen, in der Stadt Angst und Schrecken verbreiten, den ängstlich harrenden Freunden draußen aber die Freudenkunde bringen, daß auch der Hauptzweck des ganzen Unternehmens gelungen sei. Die einzelnen Gruppen hatten Befehl, mit dem Feueranlegen selbständig vorzugehen, und sie entledigten sich dieses Auftrags mit solchem Eifer, daß die in das Zwischendeck beorderten Abteilungen kaum selbst dem verheerenden Elemente entgingen, weil es über ihren Köpfen schon brannte.

Moormann und Dirk war ihr Platz im hintern Zwischendeck angewiesen, aber trotz aller Eile fanden sie die Hinterluke schon mit so erstickendem Rauch gefüllt, daß sie nicht mehr passiert werden konnte, und jene durch das ganze Zwischendeck eilen mußten, um sich durch die Vorluke nach oben zu retten.

Im ganzen befanden sich die Amerikaner noch keine fünfundzwanzig Minuten auf dem Schiffe, als sie buchstäblich durch die Flammen aus ihm vertrieben wurden. Während des Sommers war die Fregatte in allen Teilen so ausgetrocknet, daß sie wie Zunder brannte.

Als Moormann und Dirk das Oberdeck erreichten, befanden sich schon alle übrigen in der Schebecke, und sie mußten Hals über Kopf ihnen folgen, um das Fahrzeug noch zu gewinnen, das unmittelbar nach ihrer Rückkunft loswarf, aber trotzdem in die größte Gefahr geriet. Das Vordertau war glücklich gelöst, aber das hintere hatte sich geklemmt, und bevor man es durchschneiden konnte, wurde die Schebecke so gegen die Fregatte gedrängt, daß die bereits aus den Kanonenpforten schlagenden Flammen die Segel zu fassen drohten, während gerade unter diesen die gesamte Munition auf dem Deck und nur mit einem Stück geteerten Segeltuchs bedeckt lag.

Der Augenblick war ein höchst verhängnisvoller; er konnte allen das Leben kosten, doch da fuhren ein halbes Dutzend Säbelklingen auf das Tau nieder. Es wurde durchhauen, das Fahrzeug schwenkte ab, und die grause Gefahr war beseitigt. Augenblicklich wurden die Riemen bemannt, und unter ihrem Druck flog die Schebecke seitwärts in sichere Entfernung. Es war die höchste Zeit; in demselben Augenblicke brachen die

Flammen überall hervor, sie leckten und züngelten wenige Sekunden an der Takelage, dann schossen sie wie feurige Drachen an den Tauen hinauf zu den Mastspitzen.

Bis dahin war von den Amerikanern alles in größter Ruhe und Ordnung den empfangenen Befehlen gemäß geschehen, und kein unnötiger Laut geäußert — jetzt aber, als das kühne Wagnis vollständig gelungen, und die Fregatte für die Türken unrettbar verloren war, da erfüllte jubelnde stolze Siegesfreude alle Herzen und ließ sich nicht mehr beherrschen. Unwillkürlich hielten die Leute inne mit Rudern, und ein dreimaliges donnerndes Hurrah brauste durch die Lüfte, um in hundertfachem Echo von den Mauern und Häusern der Stadt zurückgegeben zu werden.

Einen Augenblick herrschte überall tiefes Schweigen nach diesem Ausbruche patriotischen Selbstgefühls und berechtigten Siegesbewußtseins, dann aber ertönte vom Lande her eine Antwort, ein tausendstimmiges, Wut und Rache verkündendes: „Allah, Allah!“ Es war, als ob die Türken aus der Erstarrung, in welche sie die unerhörte Kühnheit der Amerikaner versetzt, plötzlich erwachten, und es entwickelte sich jetzt ein Schauspiel, das an Furchtbarkeit und Erhabenheit seinesgleichen suchte.

In allen Batterien, auf den Korsaren und der Galeere blitzte es auf, der Kanonendonner rollte ununterbrochen, und ein Hagel von Geschossen sauste auf die Schebecke hin, um rings um sie das Wasser aufzuwühlen, pfeifend und zischend durch ihre Takelage zu fahren, die Segel zu durchlöchern und die Stengen zu zersplittern.

Decatur befahl mit ruhiger Stimme: „Rojet an!“ Die Leute griffen zu den Riemen, und unter der mächtigen Kraft ihrer Arme setzte sich die Schebecke in schleunige Bewegung gegen den Ausgang des Hafens hin, aber sie arbeiteten trotzdem nur mechanisch. Wie auch die feindlichen Kugeln das Wasser peitschten, es beschlich sie keine Furcht. Sie dachten nicht daran, daß eine derselben genügt hätte, ihr schwaches Fahrzeug in den Grund zu bohren, oder eine ganze Schar seiner dichtgedrängten Mannschaft blutig zu zerreißen — ihre Aufmerksamkeit war nur auf die Fregatte gerichtet, die in diesem Augenblicke ein großartiges Bild bot.

Wie in einen Glutmantel gehüllt erschien das schöne Schiff; die brennenden Masten glichen gewaltigen Feuersäulen mit den Marsen als flammenden Kapitälern, und Hafen wie Stadt waren fast taghell erleuchtet. Die „Philadelphia“ war dem sichern Untergange geweiht, aber es schien, als ob sie vor ihrer gänzlichen Vernichtung noch selbst an dem Kampfe teilnehmen und sich an ihren Feinden rächen wollte. Sie begann plötzlich zu feuern; die zu jenen Zeiten auf Kriegsschiffen stets geladenen Geschütze erhitzten sich, und die Breitseiten entluden ihren todbringenden Inhalt nach der einen Seite in die Stadt, nach der andern gegen eine Batterie am westlichen Ufer.

Doch die Helligkeit gestattete auch den Türken, die Schebecke besser auf das Korn zu nehmen und genauer zu zielen. Immer dichter fielen die Geschosse um das Schiffchen; eine Stenge stürzte von oben und verletzte einige Leute; eine andere Kugel zerschmetterte Riemen und verwundete einen der Ruderer, eine dritte flog mitten zwischen Decatur und dem neben ihm

stehenden Dirk durch, ohne glücklicherweise jemand zu verletzen, indessen trug alles dies doch dazu bei, daß die Leute selbst ihre gefährliche Lage zu erkennen begannen und unwillkürlich ihre letzte Kraft ausgaben, um sich jener möglichst schnell zu entziehen.

Das Schlimmste stand ihnen jedoch noch bevor; die Richtung des Fahrwassers zwang sie, unter der letzten Batterie auf wenige hundert Schritt Entfernung vorbeizufahren in wirksamster Schußweite von Kartätschen, und bei der ungemeinen Helligkeit bot die Schebecke ein kaum zu verfehlendes Ziel. Decatur sowohl wie seine Untergebenen waren sich dieser drohenden Gefahr bewußt, und bei ihrer Annäherung lagerte sich schweigender Ernst auf die Gemüter, der nächste Augenblick konnte sie alle dem Tode weihen.

Da erschütterte plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag die Lüfte, als wollte sich die Erde spalten, und die Schebecke erdröhnte in ihren innersten Fugen. Eine gewaltige Feuergarbe, wie von ungezählten Raketen, schoß zum Himmel empor. Wie Meteore zogen tausende von flammenden Trümmern durch die Nacht, fielen als lohende Bündel aus der Höhe, verlöschten teils zischend im Wasser, teils stürzten sie auf die Häuser der Stadt oder auf die im Hafen liegenden Schiffe. — Die „Philadelphia“ war in die Luft geflogen!

Wie durch Zauber änderte sich die ganze Szene. Statt der Tageshelle dunkle Nacht, statt des ununterbrochenen Kanonendonners und wilden Allahrufens Totenstille, als ob die grausige Wendung die Feinde gelähmt und betäubt hätte. Die unheimliche Pause dauerte nur wenige Minuten, aber sie reichte gerade hin, um das von seinen kräftigen Ruderschlägen jetzt

pfeilschnell dahin fliegende Fahrzeug an der drohenden Batterie vorbei und in freies Fahrwasser zu führen, wo die etwa nachgesandten Schüsse ihm keinen weiteren Schaden zufügen konnten.

Im Gefühl der wiedergewonnenen Sicherheit und des nun vollkommen und mit kaum nennenswertem Verluste errungenen Sieges hallte jetzt abermals ein kräftiges Hurrah zum feindlichen Gestade hinüber, aber wenn es auch wiederum die Türken höhnend aus ihrer Betäubung wecken mochte — kein Schuß fiel mehr.

Die Schebecke war in der Dunkelheit ihren Blicken entschwunden, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf andere Punkte gelenkt. Der letzte Feuerregen der Fregatte hatte Tod und Verderben ausgesät. Überall in der Stadt und auf den Kriegsschiffen züngelten die Flammen empor, und es bedurfte der ganzen Energie der Soldaten und Einwohner, um ein furchtbares Unheil abzuwehren.

Trotzdem konnten sie es nicht verhindern, daß ganze Straßen und auch eins der Korsarenschiffe verbrannten, und der Stolz des Pascha wurde durch diesen Erfolg seiner Feinde nicht wenig gedämpft. Die Fregatte, auf welche er so große Hoffnungen gesetzt, war ihm wieder entrissen, ihre halbe in die unteren Räume geflohene Besatzung mit verbrannt, dazu hatte er noch ein zweites Schiff eingebüßt, und das alles durch eine Handvoll Leute, die so gut wie ungefährdet entkommen waren.

Im ersten Augenblicke beabsichtigte er, seine Wut an den amerikanischen Gefangenen auszulassen, besann sich jedoch eines bessern. Was er heute von der verwegenen Tapferkeit und

Thatkraft der von ihm gering geschätzten Amerikaner gesehen, hatte ihn stutzig gemacht, und die bevorstehende Beschießung begann ihm Sorge zu bereiten. Seine bisherige Zuversicht auf Sieg schwand beträchtlich; bei einer etwaigen Niederlage fürchtete er Wiedervergeltung und hielt es deshalb für klüger, das Los der Gefangenen eher noch zu erleichtern, als zu erschweren, so daß auch diese alle Ursache hatten, mit stolzer Genugthuung sich der heldenhaften That ihrer Kameraden zu erfreuen.

Unbehelligt gewann die Schebecke das freie Fahrwasser und wurde mit lauten Freudenbezeugungen von der Brigg empfangen, deren Besatzung natürlich in banger Sorge geschwebt und einen so glänzenden Erfolg unmöglich hatte voraussehen können, da der ganze Verlust sich auf drei oder vier Leichtverletzte beschränkte. Die Überzahl der Besatzung wurde auf die Brigg genommen, beide Schiffe setzten mit günstigem Winde ihren Kurs auf Neapel, um sich mit dem übrigen Geschwader zu vereinigen, und langten wohlbehalten nach zwei Tagen dort an.

IX.

Es heißt von den Begleitern des Odysseus, daß, als sie den Gefahren der Scylla und Charybdis glücklich entronnen waren und das auf dem beruhigten Meeresspiegel tanzende Morgenlicht erblickten, sie dasselbe mit Jubel begrüßten. Ähnlich mochte wohl eine große Zahl der Besatzung fühlen, als die beiden Schiffe nach dem großartigen und so wunderbar gelungenen Handstreiche in die prachtvolle Bai von Neapel einliefen und sie von dem dort versammelten Geschwader sowohl, wie auch von der befreundeten Bevölkerung mit nicht endenwollendem Jubel begrüßt wurden.

Der Bau und die Fertigstellung der für den Angriff auf Tripolis erforderlichen Kanonenboote beanspruchte noch längere Zeit, und der Kommodore gab deshalb seiner Anerkennung der großen vollführten Thaten zunächst dadurch Ausdruck, daß er den Rückkehrenden und namentlich den Offizieren ausgedehnten Urlaub erteilte.

Dirk und Moormann hatten denselben in der Nähe von Neapel verbracht, dort zusammen eine Wohnung gemietet, und es waren schon Wochen verstrichen, aber es hatte den Anschein, als ob in dem bisherigen Verhältnisse der beiden Freunde zu

einander eine Wandelung eingetreten, dasselbe nicht mehr so herzlich wie früher sei, und zwar ging dies von Dirk aus.

Er hatte offenbar nicht mehr das Bedürfnis, stets mit Moormann zusammen zu sein, ihm sein Denken und Fühlen rückhaltslos darzulegen, und ihn an seinem Empfinden teilnehmen zu lassen. Im Gegenteil verbrachte er fast nur die Nächte in der gemeinschaftlichen Wohnung, die er mit Morgengrauen verließ, um selten vor Abend zurückzukehren. Moormann entging natürlich diese Veränderung in dem Wesen seines Lieblings nicht, aber er blieb sich in seinem Verhalten gleich, machte keinerlei dahin zielende Äußerung und ließ Dirk gewähren. Er glaubte, daß die ungebundene Freiheit, das süße Nichtsthun und die Schönheit der Natur die Sinne des Jünglings gefangen nähmen und ihn trieben, den Genuß derselben voll auszukosten; ja er freute sich, da er zu beobachten glaubte, welche Empfänglichkeit Dirk namentlich für letztere besaß.

Dem war nun auch in der That so; wie eine Binde war es diesem von den Augen genommen, er sah wirklich zum ersten Male die Natur, erfaßte sie mit dem Herzen in ihrer ganzen Pracht und Schönheit, aber durch den ihn umgebenden Zauber allein war doch nicht die Veränderung in seinem Innern veranlaßt. Für die Dauer seines Urlaubs hatte er sich ein Boot gemietet, mit dem er häufig in die Bai hinauszurudern pflegte, um dort viele Stunden lang allein mit sich und seinen Gedanken zu sein.

Eines Tages schaukelte er sich wieder so auf dem Wasser. Kein Lüftchen regte sich, wie ein Spiegel lag die Meeresfläche,

über ihm wölbte sich der tiefblaue, von keinem Wölkchen getrübte Himmel; hier und dort zog in der Ferne ein Boot dahin, dessen taktmäßiger Ruderschlag herüberklang, sonst umgab ihn feierliche Stille.

Er hatte sich auf das weiche Polster des Bootes hingestreckt und träumte mit offenen Augen. Seine Züge verrieten, daß diese Träumereien ihn angenehm berührten, sie strahlten im Abglanz innerer Freude, und bisweilen entschlüpfte seinen Lippen ein Laut, wie der Ausdruck von tiefempfundenem Glück. Aber dies Glück hatte noch keinen bestimmten Namen; es bestand aus einem Chaos auf ihn einstürmender Regungen, unter deren Gegensätzen er oft noch schwankte, wie ein Rohr im Winde.

Er hatte Mercedes wiedergesehen, ja selbst gesprochen. Wie war das alles so schnell gekommen! Gleich am ersten Tage seiner Ankunft, als sein Herz ihn gedrängt, über sie Erkundigungen einzuziehen, erblickte er sie in Begleitung ihrer arabischen Dienerin auf der Straße und war ihr ungesehen zur Kirche gefolgt, ohne indessen den Mut zu finden, ihr entgegenzutreten.

Tagelang beobachtete er sie dann aus der Ferne, bis er es endlich über sich gewann, sich in die Familie des spanischen Konsuls einführen zu lassen, deren freigebige Gastfreundschaft sie noch immer genoß. Mit welch verheißender Freude war er von ihr begrüßt, welche glückselige Stunden hatte er in ihrer Nähe zugebracht, um dem süßen Klange ihrer Stimme zu lauschen, wenn sie ihm von ihrem Leben in der texanischen Heimat, ihren vornehmen Verwandten in Spanien, ihren

Eltern erzählte, die Schrecken ihrer Gefangenschaft in Tripolis und mit überströmenden Augen das traurige Los ihres Vaters schilderte, um gleich darauf zu scherzen oder zur Mandoline zu greifen und ein heiteres Lied zu singen.

Ihre Schönheit schien sich von Tag zu Tag strahlender zu entfalten, und anfangs übte ihre berückende Launenhaftigkeit einen zauberischen Reiz auf Dirk, so daß er in einem Meere von Glück schwamm; aber bald wurde doch ein leichter Mißton in dieses getragen.

Der schnelle und plötzliche Wechsel ihrer Stimmung begann ihn zu beängstigen. Wenn er dies Gefühl auch zurückzudrängen suchte, es brachte sich immer wieder zur Geltung und rief einen Zwiespalt in seiner Seele hervor. Solange er unter dem bestrickenden Banne ihrer Reize stand, ihre lieblichen Züge schauen und seinen Blick in ihr seelenvolles Auge versenken durfte, befand er sich auf dem Gipfel irdischer Seligkeit, und dennoch war es ihm immer schwerer geworden, den lebhaften Sprüngen ihres Temperaments zu folgen und auf ihre muntere Laune einzugehen.

Allmählich wurden Zweifel in ihm rege, ob er das in dem feurigen Kinde des Südens gefunden, wonach er sich sehnte; er kämpfte schwer mit sich, aber ohne zu einer Klarheit zu kommen. Unzählige Male sagte er sich, daß ihre beiden Charaktere nicht zu einander paßten, oft faßte er den Entschluß, der verführerischen Sirene zu entfliehen, um ihn im nächsten Augenblicke wieder umzustoßen, wenn ihre feenhafte Erscheinung vor sein leibliches oder geistiges Auge trat.

So war es auch heute. Lange hatte er sich wieder gequält, die Für und Wider mit seinem Verstande abzuwägen gesucht, bis das Herz dennoch wieder in dem Kampfe obsiegte, denn plötzlich richtete er sich auf, umfaßte die Luft und ein lauter, jubelnder Ruf entrang sich seinen Lippen. Seine Phantasie hatte ihm die Geliebte vor die Seele gezaubert, er glaubte sie zum ersten Male in seinen Armen zu halten und an seine Brust zu pressen.

Das Traumbild war verflogen, und errötend erkannte er die Wirklichkeit; aber die augenblickliche frohe Stimmung schwand mit ihr nicht dahin. Sein Auge schweifte über die Bai. Oh, wie wunderschön war sie doch; und dort drüben erst Bajä! Wie kam es nur, daß dieser Anblick ihn heute mit solcher Macht fesselte, ihm so reizvoll erschien, wie nie zuvor?

Eine sehnsuchtsvolle Unruhe trieb ihn hinüber zum jenseitigen Ufer, und unter seinen kräftigen Ruderschlägen flog das Boot dahin. Er landete, übergab das Fahrzeug einem Schiffer und begann zu wandern, zuerst planlos, dann richtete er seine Schritte nach dem Posilippo, dessen Gipfel die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten.

Die Großartigkeit der Umgebung wirkte noch mehr auf sein schon erregtes Gemüt; es war ihm zu Mute, als ob seiner etwas unbeschreiblich Hohes und Köstliches harre; aber dies Gefühl hatte nichts mit seiner Liebe gemein, es wurzelte in anderen Empfindungen.

Er stieg den Berg hinan bis zu der Grotte, deren Eingang das Grabmal Virgils schmückt. Virgil! Welche Er=

innerungen rief der Name in ihm wach! Als die beredten Lippen seines Großvaters ihn dereinst in die poetischen Schöpfungen des großen Dichters einführten, und ihm die Thaten eines Äneas, Achill und Hektor kündeten, da entflammten die Schilderungen in der Seele des Knaben ein Feuer, das fortan nicht mehr verlöschte.

Unbeschreiblicher Thatendrang, Bewunderung und Neid erfaßten ihn; etwas Besonderes, Großes zu leisten, war hinfort sein einziger Gedanke. Die beschränkte Wirklichkeit hatte ihn bis dahin eingezwängt, dem kühnen Fluge seines Geistes Grenzen gezogen. Wie oft dies ihn auch mißmutig, unwillig und unzufrieden gemacht, gelang es doch seiner Willenskraft, seiner Umgebung gegenüber solche Regungen zu verbergen; doch als er jetzt sein Auge auf das Grabmal des ewig jungen Dichters richtete, da blitzte es feurig in ihm auf, und in verstärktem Maße erwachten jene stolzen Empfindungen, die einst das Herz des Knaben bewegt und seinen Ehrgeiz gestachelt hatten.

Er dünkte sich plötzlich ein andrer. Gehörte er denn in der That nicht zu denen, die vermöge ihres Mutes, ihrer Tapferkeit, ihres Geschickes berufen sind, etwas Hervorragendes zu leisten? Ja, es war so! Nicht das Lob der Vorgesetzten, nein, das Gefühl des eigenen Wertes verbürgte es ihm seit dem ersten großen Wagnis, das der Krieg ihm geboten, an dem er so ruhmvoll teilgenommen, und das er so glücklich bestanden hatte.

Ein siegesgewisses Lächeln umspielte seine Lippen, stolz erhob sich sein Haupt, sein Blick schweifte wie der eines be-

geisterten Sehers in ferne Zukunft, und wie er so in diesem Augenblicke dastand, mit seinen Gedanken der Gegenwart entrückt, da glich er wahrlich einem jugendlichen Mars, der im Begriff ist, den mit dem Schwert bewehrten Arm zu heben. Mit seiner schlanken, ebenmäßigen und doch kraftstrotzenden Gestalt, seinem dunkelblauen strahlenden Auge, den von innerer Erregung geröteten Wangen und dem blondgelockten Haar war er hinreißend schön.

Minuten vergingen, ehe die Art Verzückung, die über ihn gekommen, ihn verließ, und er immer noch wie in einer andern Welt lebend, mechanisch den Rückweg thalwärts antrat. Er hatte die Landhäuser erreicht, die in weitem Halbbogen Bajä umgaben, und begann unwillkürlich schneller auszuschreiten, als er nahe einer Gartenmauer wandelnd, plötzlich leise seinen Namen rufen zu hören glaubte. Sein Fuß stockte, die Stimme ließ ihn erbeben und sein Herz begann heftig zu pochen. Im selben Augenblicke regnete ein Blütenschauer auf ihn herab und ein glockenhelles — oh, ihm so wohlbekanntes Lachen erklang in unmittelbarer Nähe über ihm.

Er schaute nach oben auf das die Mauern überragende Gesträuch, und zwei dunkle Augensterne strahlten ihm entgegen. „Mein Leben, komm!“ schienen sie zu reden, und mehr als je zwangen sie den Jüngling wieder in den Bann der Liebe. Er stand regungslos. „Mercedes!“ flüsterte er kaum hörbar, während unsagbares Glück ihn durchzitterte.

Da teilten sich die Zweige, ein glänzender Arm, ein von tiefschwarz wallendem Haar umrahmtes Antlitz, eine lichte Gestalt tauchte aus dem Grün des Blättergewirrs hervor, das

der Mond mit silbernem Schimmer übergoß. Mit einem geheimnisvoll heißen Blick, der alles Blut zum Herzen Dirks strömen ließ, beugte sich, einer Erscheinung ähnlich, das schöne Mädchen zu ihm über die Mauer herab, aber nur einen Augenblick, dann war sie wieder verschwunden.

Doch ebenso schnell hatte Dirk sich mit jugendlicher Elastizität auf die Mauer geschwungen — er befand sich im Garten, eilte ihr nach, die einer Sylphide gleich zu entrinnen suchte, und hielt sie bald in seinen Armen.

Welch wunderbare Wandlung ging jetzt plötzlich in ihm vor! Alle Befangenheit und knabenhafte Scheu, die bisher ihn von der Heißgeliebten ferngehalten, war von ihm gewichen, alle Zweifel und Bedenken, die ihn gequält, waren verflogen. Die ganze Zärtlichkeit, welche seit den Kinderjahren in seinem Herzen zurückgedrängt geschlummert hatte, brach mit fast elementarer Gewalt hervor und forderte stürmisch ihr Recht. Er zog Mercedes auf eine Rasenbank nieder, er kniete vor ihr, offenbarte ihr in glühenden Worten seine Liebe, und seine leidenschaftlichen Küsse brannten auf ihrem Antlitz. Sie ruhte an seiner Brust, bleich, regungslos, mit geschlossenen Augen, doch um die Lippen spielte ein süßes Lächeln.

„Liebst du mich, Mercedes?“ fragte er, durch ihr Schweigen beängstigt, sie plötzlich ungestüm.

Da entwand sie sich langsam seiner Umarmung; sie sprach nicht, aber der Blick ihres strahlenden Auges gab die Antwort auf die Frage, welche der Mund verschwieg, und die ihn vor Seligkeit erbeben ließ.

„Meine Königin!“ stammelte er hingerissen von so viel Schönheit und Anmut, und stolze Siegesgewißheit thronte auf seinem Antlitz. Er erhob sich und begann, einem unwiderstehlichen Impulse folgend, von sich und seiner Zukunft mit seltsamer Hast zu reden, die ihm sonst fremd war. Er gab den glänzenden Phantasiegebilden, die Virgils Grab in ihm wachgerufen, rückhaltslos Ausdruck. In glühenden Farben malte er ihr die Zukunft, die sie an seiner Seite erwarten würde, wie sie vor seinem geistigen Auge sich gestaltete, und was er sprach, klang fast wie eine Herausforderung an das Schicksal, aber in Mercedes Herzen fand es den lebendigsten Widerhall. Ihr Auge hing an seinen Lippen, mit stolzer Bewunderung lauschte sie den zündenden Worten des Geliebten, der schön wie ein junger Gott vor ihr stand, und ihre heißen Wangen, ihr glänzender Blick verrieten, wie sie gleichfalls durch jene entflammt wurde — da unterbrach sie ihn plötzlich, indem sie nach Art der Kinder des Südens lauschend den Finger in die Höhe hob.

Stimmen wurden laut, die sie zu rufen schienen. Im nächsten Augenblicke fühlte Dirk sich von weichen Armen umschlungen, er vernahm, daß Mercedes ihm etwas zuflüsterte, er fühlte, wie ein Kuß ihn mit nie empfundener Seligkeit durchschauerte — dann war sie hinter einem Gebüsch verschwunden. Dirk selbst aber schwang sich unmittelbar danach über die Mauer zurück und befand sich jenseits des Gartens.

Er war noch wie betäubt. Auf einer Bank in der Nähe der Mauer ließ er sich nieder, während die Erinnerung des soeben Erlebten ihn überflutete. Wie ihr Kuß noch auf seinen

Lippen brannte! Er hatte ihn so die Welt vergessen lassen, daß er kaum beachtet, was die Geliebte ihm zugeflüstert, und mit Mühe nur konnte er sich dessen entsinnen.

„Wir sind hier in dem Landhause des spanischen Konsuls,“ hatte sie gesagt, „morgen kehre ich nach Neapel zurück,“ hatte sie gesagt und „Hasta mañana — auf morgen“ hinzugefügt. Hasta mañana! — wie verheißungsvoll hatten die Worte geklungen, und von welchem bezaubernden Blicke waren sie begleitet gewesen! Dirk glaubte ihn von neuem auf sich ruhen zu fühlen, und es durchzitterte ihn wonnevoll.

Er sprang auf; der Zeit voraneilend begannen seine Gedanken nur bei dem „morgen“ zu weilen, während er den Weg zum Strande hinunter einschlug. Da weckte ihn plötzlich ein lautes „Halloh, mein Junge!“ aus seinem Liebestraum, und Moormann trat ihm entgegen.

Dirk meinte aus allen seinen Himmeln zu fallen, und der Ruf legte sich wie ein erkältender Nebel auf sein Inneres. Schon bald nach ihrer Ankunft in Neapel hatte sich etwas wie Unwillen und Groll gegen den treuen väterlichen Freund in seiner Seele geregt, wenn dieser ihn mit dem Wiedersehen des „niedlichen kleinen Dinges“, wie Moormann Mercedes zu nennen pflegte, geneckt. In der fast krankhaften Erregtheit seiner Gefühle hatte er die harmlosen Scherze wie eine Entweihung des Heiligtums aufgefaßt, das er verschlossen in seinem Herzen trug, eine absichtliche Kränkung darin erblickt, ohne daran zu denken, welcher Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen den treuesten, selbstlosesten Freund, den er auf Erden besaß, er sich dadurch schuldig machte. Im Gegenteil gab er

seiner gereizten Stimmung immer mehr nach, hatte Moormann gegenüber nicht einmal mehr den Namen des jungen Mädchens erwähnt, ja sogar es über sich gebracht, zum ersten Male in seinem Leben unwahr zu sein, und auf dessen Frage, ob er von Mercedes gehört, mit einem direkten Nein zu antworten.

Eine heiße Röte schoß in sein Gesicht, als er jetzt den Freund plötzlich vor sich stehen sah, und seine Schuld kam ihm zum Bewußtsein; ein Gefühl tiefer Scham ließ ihn die Augen niederschlagen. „Du Ohm?" entfuhr es ihm gedehnt.

Dieser antwortete nicht sogleich, und nur ein scharfer Blick flog unter seinen dichten Brauen hervor. Nach Art der meisten Seeleute war er kein großer Menschenbeobachter, aber jetzt kam ihm doch plötzlich die Erkenntnis, wie es um Dirk stand, und daß er dessen Vertrauen verloren. Wie ein Stich ging ihm diese Wahrnehmung durch das Herz, doch bald bezwang er sich, und nur ein schmerzliches, resigniertes Lächeln irrte einen Augenblick um seine Lippen. Gleich darauf hatte er seine volle Selbstbeherrschung wiedergewonnen und schlug wie scherzend Dirk auf die Schulter.

„Nimm's nur nicht übel, daß ich's bin," sagte er leichthin. „Pah, ich langweilte mich, der Kommodore hat es gut mit uns gemeint, aber was soll Unsereiner mit so viel Urlaub anfangen? Mit dir ist es freilich etwas anderes," fügte er hinzu, und eine gewisse Ironie klang durch seine Worte. „Du bist jung und schwärmst für Natur! Heute Nachmittag, als du fortgingst, drückte mich die Einsamkeit mehr als sonst. Auf meiner Wanderung sah ich dich und folgte dir eine Zeitlang, ohne daß du es merktest. Du schienst jedoch so voll

mit dir beschäftigt, daß es mir leid that, dich zu stören, und ich nahm auf der Veranda einer Osteria an dem Wege Platz, auf dem du meiner Ansicht nach zurückkehren mußtest. Als es jedoch immer später wurde, und du nicht kamst, ergriff mich eine gewisse Besorgnis, und ich machte mich auf die Füße, um dich aufzusuchen. Da hast du die ganze Geschichte."

Er hielt inne, als ob er eine Antwort erwartete, doch als keine erfolgte, und Dirk noch immer mit zu Boden gewandten Blicken neben ihm einherschritt, nahm er dessen Arm und legte ihn sanft in den seinen, eine Bewegung, die mehr sagte, als viele Worte; Dirk ließ es geschehen, verharrte aber in seinem Schweigen. Der Kampf, den Moormanns plötzliches Erscheinen und das dadurch hervorgerufene Schuldbewußtsein in ihm heraufbeschworen, war noch nicht ausgekämpft.

„Ich sagte vorhin, ich hätte Sorge um dich gehabt," fuhr jener nach einer Pause fort, „glaube jedoch nicht, daß ich dich deshalb noch wie ein Kind betrachte, das ich beständig hüten müßte. Nein, es treibt sich hier in der Gegend eine Bande umher, die sie in letzter Zeit sehr unsicher macht, und erst heute Morgen hörte ich wieder von Überfällen und Mordthaten an Einzelnen. Das Gesindel soll meistens aus Deserteuren von Nelson's Flotte bestehen, die hier in Neapel jahrelang die Herren gespielt und von der schlimmsten Sorte sind — das war der Hauptgrund meines Kommens."

Noch immer konnte sich Dirk nicht entschließen, sein starres Schweigen zu brechen, aber Moormanns Worte berührten in seinem Herzen doch eine Saite, deren Klang die unedlen Gefühle übertönte, und er warf einen Blick auf den väterlichen

Freund, aus dem etwas von der alten Liebe und Dankbarkeit wieder hervorschimmerte.

Plötzlich erhob letzterer den Arm und zeigte nach der andern Seite der Straße hinüber. „Sieh!" sagte er, „dort scheint wirklich ein solcher Lump zu liegen, komm schnell vorüber!"

Dirks Blicke wandten sich dem bezeichneten Menschen zu, aber dieser rührte sich nicht, sondern lag wie leblos im Staub und Schmutz der Straße. Es konnte ebensogut ein Verunglückter sein, und unwillkürlich richteten sich deshalb Beider Schritte auf ihn zu.

Sein Gesicht war seitwärts gekehrt, den Körper deckten zerfetzte Kleider, in denen sich noch die Marineuniform erkennen ließ; die rechte Hand umklammerte den Griff eines Messers, das nach Matrosenart im Gürtel in einer Scheide stak. Er war nicht tot, aber bewußtlos, und seine Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen.

Von einem gewissen Mitleid getrieben schritt Moormann näher, während der Fremde gerade eine Bewegung machte, so daß sein Gesicht nach oben zu liegen kam und hell vom Monde beschienen wurde. Ein abstoßender, fast tierischwilder Ausdruck prägte sich in ihm aus, und doch mußten diese Züge einst schön gewesen sein. Die Stirn, über welche das mit Blut und Schmutz besudelte Haar fiel, war hoch und gewölbt, die Nase edel geformt, der Mund, soweit ihn der struppige Bart frei gab, fein geschnitten. Ein widerlicher Dunst von Spirituosen verbreitete sich von ihm aus, und schon wollte Moormann, von Ekel erfaßt, sich abwenden, um den verkommenen

und offenbar schwer trunkenen Strolch seinem Schicksale zu überlassen, als er auf einmal erschreckt zusammenfuhr.

Er hatte noch einen Blick auf die Züge des Daliegenden geworfen, und dies eine erschütternde Wirkung auf ihn geübt. Einen Moment starrte er mit stockendem Atem und wie geistesabwesend den Fremden an, im nächsten war er neben ihm niedergekniet, um den linken Ärmel des Bewußtlosen in die Höhe zu streifen und auf den entblößten Arm zu schauen. Dann ließ er ihn sogleich wieder fallen, und ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Nach einer Pause hob er den Kopf, und sein Auge suchte mechanisch Dirk, der einige Schritte abseits stand und wie versteinert das unbegreifliche Benehmen Moormanns beobachtete.

„Ohm Wilhelm," stieß dieser, von einer unheilvollen Ahnung ergriffen, jetzt hervor, „was willst du von mir?"

„Dirk!" Nur dies eine Wort vermochte der Gefragte zu erwidern, als ob der Schreck ihm die Zunge gelähmt, — dann wies er scheu und mit kaum merklicher Bewegung auf den Fremden. Da war es, als ob jene unbestimmte Ahnung in dem Jünglinge plötzlich eine feste Gestaltung angenommen und der wahre Zusammenhang sich ihm offenbart hätte.

„Nein, das nicht, das nicht!" schrie er auf, indem er die Hände hob, als wollte er etwas Entsetzliches von sich abwehren. „Der hat keinen Teil an mir — du lügst, wenn du es sagst — es ist unmöglich — komm fort!"

„Dirk!"

„Ich werde rasend, wenn du noch einmal meinen Namen in dem Tone nennst."

„Herzensjunge! ich .... dein Vater ... er dort!“ stammelte Moormann wie verwirrt. Dann erhob er sich plötzlich, zog Dirk an seine Brust und flüsterte ihm fast tonlos zu: „Du mußt es wissen, es ist Hans Mallinga, der verschollene Bruder deines Vaters.“

Dirk schauderte; dann riß er sich heftig los, stand mit halb abgewandtem Gesichte und regte sich nicht. Eine lange Pause folgte; danach begann Moormann zu sprechen, wie er zuerst durch die Ähnlichkeit mit Dirks Vater erschreckt worden und dann an dem Male auf dem Arme den Unseligen voll erkannt habe. Jeder Zweifel sei ausgeschlossen, der Turm von Wangerooge mit der Düne, die Buchstaben H. M. mit der Jahreszahl darunter, die er selbst dereinst auf der Heimatsinsel tätowiert, sprächen leider nur zu sehr die furchtbare Wahrheit.

„Nimm es hin, mein armer Junge,“ schloß er mit leiser eindringlicher Stimme, „als eine Fügung Gottes, wenn sie auch schwer erscheint. Wir haben den unglücklichen Verlorenen hier gefunden, und es ist nicht nur Christenpflicht, ihn nicht zu verlassen, sondern wir müssen auch bedenken, daß wir geschworen haben, nach Kräften allen denen beizustehen, die dies uns so teure Zeichen tragen.“

Doch seine Worte schienen spurlos von Dirk abzugleiten; wie betäubt stand dieser da, schaute abwesend in die Weite und verriet durch keine Bewegung, daß er zugehört oder verstanden habe.

Zwei Arbeiter kamen des Wegs; durch das Versprechen einer Belohnung vermochte Moormann sie, den Besinnungslosen zum Strande in Dirks Boot zu tragen. Letzterer folgte

willenlos dem Zuge. Während Moormann die Riemen handhabte, saß er während der ganzen Rückfahrt mit zusammengepreßten Lippen und bleichen Wangen da, das Auge mit seltsam starrem Ausdruck auf den Sternenhimmel gerichtet, und als er beim Aussteigen zufällig den Arm des Trunkenen streifte, zuckte er sichtbar zusammen, als habe er ein giftiges Gewürm berührt.

Moormann beachtete die Bewegung nicht, ließ den Kranken nach seiner Wohnung schaffen und auf seinem eigenen Lager betten. Sorgsam wusch er eine tiefe Wunde am Kopfe und verband sie, während der unwürdige Gegenstand seiner Samariterthätigkeit besinnungslos blieb und nur unartikulierte Töne ausstieß. Dann rückte er einen Sessel in die Nähe des Bettes und verfiel, die Züge des vor ihm Liegenden betrachtend, in tiefes Sinnen.

Es war Mitternacht geworden, draußen und im Zimmer herrschte lautlose Stille. Über die bunten Steinfliesen des Fußbodens, über Moormanns zusammengesunkene und Dirks hochaufgerichtete Gestalt floß das Mondlicht mit geisterhafter Helligkeit.

Dirk stand noch immer in der Nähe der Schwelle, die er nur mit Widerstreben überschritten, aber die wilde Aufregung, in der er sich befand, begann sich jetzt auf seinem Gesichte zu spiegeln und plötzlich mit Heftigkeit nach außen hervorzubrechen.

„Ich ertrage dies nicht länger," rief er mit zitternder Stimme. „Ich bereue, dich haben gewähren zu lassen, aber ich dulde jenen da nicht länger in meiner Nähe. Nein, nein —

auf die Straße mit ihm, wohin er gehört! Wenn es denn wirklich wahr sein soll, daß ein solcher .... Lump meinen Namen trägt, so sage ich mich los von einer Verwandtschaft, die mich mit Schande bedeckt. Das bin ich meiner Ehre, meiner Zukunft schuldig."

„Du glaubst mir nicht," schrie er dann voll Zorn, als Moormann nicht antwortete und nur wie beschwichtigend ihn mit dem Auge streifte. „Du meinst, ich solle mich besinnen. Hier ist nichts zu besinnen. Meine Aussichten lasse ich mir von niemand zerstören und ebensowenig mein Anrecht auf Glück, darauf kannst du dich verlassen. Oh!" stöhnte er dann schmerzbewegt, „und ich war so unbeschreiblich glücklich! Ein ganzer Himmel that sich vor mir auf und da" — er ballte plötzlich die Hände, „da kommt ... so .. so ein ... Oh pfui!"

Moormann erhob langsam das Haupt und schaute seinen Zögling mit einem tiefen, fast fremden Blicke an.

„Ich sagte dir schon, es ist deines Vaters einziger Bruder und wiederhole es jetzt, er ist es, wenngleich nur ein Zerrbild dessen, wie ihn Gott einst schuf," sprach er langsam, und als ob es ihm Mühe machte. „Es war eine Zeit, wo wir als unschuldige Kinder am Strande unserer Insel zusammen spielten. Seine hellen Locken flogen im Winde, seine blauen Augen lachten — er war ein so kluger hübscher Knabe, den dein Vater und wir alle so lieb hatten .... Oh Gott," und er schlug die Hände vor sein Gesicht.

Dirk stieß ergrimmt mit dem Fuße auf den Boden. „Das fehlte noch," sagte er mit harter Stimme, „daß du sentimental wirst. Was gehen mich deine Erinnerungen an jenen an?

Jeder bekommt es, wie er es treibt. Aber ich werde ihn abzuschütteln wissen, wenn er es wagen sollte, meinen Weg zu kreuzen, darauf kannst du dich verlassen. Ich bin kein Kind mehr und werde selbst für mich einstehen."

„Was .... was meinst du?"

„Du hörst es ja!" lautete die trotzige Antwort mit schneidender Stimme.

Moormanns Gesicht färbte sich aschfahl. Mit weit geöffneten Augen starrte er Dirk an, und seine Hände krampften sich ineinander. Er wollte etwas erwidern; seine Lippen bewegten sich, aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Was war das, dieser Blick, dieser Ton des Knaben? Womit hatte er so etwas verdient, er, der treueste Freund, der sorgsamste Hüter seiner Kindheit, seines ganzen Lebens, der den Sohn Marthas mit all' der Liebe umfaßt, die sein reiches Herz barg?

Er saß wie vernichtet, sein Auge irrte in die Ferne, als suche es einen Halt; er sah plötzlich eine Welt vor sich zusammenbrechen, die er mit aufgebaut, die sein Alles gewesen, der er sein Bestes gegeben. Die ganze Vergangenheit mit ihren Sorgen und Mühen, ihren Hoffnungen und Erwartungen tauchte in seiner Erinnerung auf und flog vor seiner Seele vorüber. Sie hatte ja immer nur einen Gegenstand im Auge gehabt, Dirks Wohlergehen. Und jetzt? Oh gewiß, Berufstreue, Geschick und tapferer Sinn, daran fehlte es dem Jünglinge sicherlich nicht, aber was war aus seinem Gemüte, seinem Herzen geworden? und er hatte sich doch daran keine Schuld beizumessen.

Wie furchtbar öde und einsam fühlte er es auf einmal um und in sich. So einsam, wie kaum in den Stunden der schweren Kämpfe, in denen seine hoffnungslose Liebe zu Martha sich zu einer selbstlosen, vor keinem Opfer zurückscheuenden Freundschaft durchgerungen hatte.

Sein Kopf sank auf die Brust. Dirk sprach noch weiter, aber die Stimme, welche sein Ohr berührte, kam Moormann so fremd, so gleichgültig vor. Er vernahm ihren schrillen Laut, doch nichts von ihrem Inhalt.

Da weckte ihn aus diesem apathischen Zustande plötzlich ein so wilder Schrei, daß er entsetzt auf die Füße sprang, und was er erblickte, ließ ihn im Innersten erbeben. Dirk — sein Dirk in Todesgefahr, in der Gewalt des Berauschten, der, aus seinem Delirium erwacht, das Messer in der Faust, am Boden über ihm kniete.

Wie das gekommen, was vorgegangen, begriff Moormann nicht; er hatte weder gesehen noch gehört, aber jetzt beherrschte ihn nur ein Gedanke. Er stürzte vor, packte den Arm des Angreifers und suchte ihm das Messer zu entwinden. Ein kurzes furchtbares Ringen begann, dann folgte ein dumpfer schwerer Fall, von dem das Gemach erzitterte, und Dirk, der wie gebannt auf den Kampf gestarrt, sah, wie Moormann im selben Augenblicke schwankte.

Da gewann er plötzlich wieder Leben; blitzschnell sprang er in die Höhe und fing den Sinkenden in seinen Armen auf. „Ohm Wilhelm, lieber Ohm!“ schrie er auf, „um Gotteswillen, was ist dir?“ Eine herzbrechende Angst ergriff ihn.

Wie er dann wieder rief: „Ohm Wilhelm, sieh mich an,

ich bin es, dein Dirk!" — wie er ihn seiner Liebe versicherte und betete, als er den haltlosen, schweren Körper sanft zu Boden gleiten ließ, neben ihm kniete und die abgerissenen Worte aufzufangen sich bemühte, die der Sterbende hauchte .... Umsonst! Ein letzter liebevoller Blick, ein schwerer Seufzer, ein Röcheln — und dann herrschte tiefes, schauerliches Schweigen.

Dirk betete und klagte nicht mehr; er blickte wie versteinert auf die Veränderung, die in dem Antlitz des Verblichenen vor sich ging. Er konnte es nicht begreifen, daß der Tod mit so unfaßbarer Schnelligkeit ein Leben dahingerafft habe, dessen mögliches nahes Ende niemals in den Bereich seiner Gedanken getreten war, weil es die Kraft von zehn Leben in sich zu vereinigen schien.

Minuten verrannen, und er stand noch immer starr da. Die Schläge einer nahen Turmuhr schallten dröhnend durch die Stille der Nacht und weckten ihn aus seiner Betäubung. Ihn beschlich ein Angstgefühl, und er wandte scheu das Auge von dem Toten nach einer andern Richtung.

Was sah er dort? Ein aufgedunsenes, verzerrtes Gesicht, verglaste, stiere Augen in seiner unmittelbaren Nähe! Stummes Entsetzen wehte ihn aus diesen Zügen an, und Fieberfrost schüttelte ihn. War der Elende dort auch tot? Dirks Gedanken kehrten allmählich wieder, zuerst unklar, dann trat alles in grausiger Deutlichkeit vor seine Seele.

Er entsann sich, daß er jenen Menschen einmal gehaßt. Weshalb? Er hatte ihm doch nie etwas zuleide gethan. Und dann kam eine andere Erinnerung. Er sah sich selbst, wie er den schweigend in sich versunkenen Moormann am Arm

ergreifen wollte, um ihn zu einer Antwort zu zwingen, als im gleichen Augenblicke der Trunkene die Augen öffnete und einen wilden Laut ausstieß. Da hatte sich seiner auf einmal eine unbegreifliche, sinnlose Wut bemächtigt. Er stürzte sich auf den Verhaßten, in dem er nur den Zerstörer seines Lebensglückes sah, um ihn zu packen, ihn zu erdrosseln, zu vernichten — doch im selben Augenblicke fühlte er sich von riesenkräftigen Armen umklammert, auf den Boden geschleudert. Er sah zwei glühende Augen auf sich gerichtet, ein gezücktes Messer über sich. Es war um ihn geschehen ... nein, oh nein, nicht um ihn! Was waren doch die letzten Worte, die der sterbende, für ihn sterbende Ohm gehaucht? „Gott segne dich, mein Dirk — Mar ... Martha, ich habe meine Schuldigkeit gethan.“

Wie diese Flüstertöne jetzt so laut und scharf in seinen Ohren widerhallten, nicht von ihm weichen wollten! Und er hatte den Ohm, der das einst auf dem Sterbebette der Mutter gegebene Versprechen so treu gehalten, das Leben für ihn gelassen, so tief gekränkt, so schwer verletzt ohne Ursache, nur aus kindischem Trotz!

Dirk hatte sich in einen Winkel gekauert. Als die schreckliche Erinnerung der letzten Minuten mit so vernichtender Klarheit vor seinem Geiste aufgeblitzt war, wollte er weiter zurückdenken, aber er vermochte es nicht. Nur wie Luftgebilde und verworren tauchten Bajä, Posilippo und Mercedes Gestalt vor ihm auf, um ebenso schnell wieder zu versinken und dazwischen klang eine dumpfe, verhallende Stimme: „Es war eine Zeit, wo wir als unschuldige ...“ zuerst wie aus weiter Ferne, dann näher und näher — sein Herz wand sich in unendlicher Qual.

Er konnte sie nicht länger ertragen; er stand auf und hielt sich die pochenden Schläfen. Mein Gott, es war ja nicht möglich, der Ohm konnte ja nicht tot sein, weshalb schaffte er keine Hilfe?

Wie von Furien gejagt, stürzte er aus dem Hause und durch die Straßen, die sich in der Morgendämmerung zu beleben begannen, der Wohnung des Arztes zu. Kaum nach einer Viertelstunde kehrte er mit demselben zurück, sein brennender Blick verfolgte jede von dessen Bewegungen. Doch als er wahrnahm, wie dieser die Achseln zuckte, überkam ihn Schwindel; er mußte sich an der Wand halten, um nicht hinzustürzen und sank mit Mühe auf einen Stuhl.

„Der Tod ist bei beiden schnell und schmerzlos eingetreten, bei dem einen durch einen Stich mitten in das Herz, bei dem andern durch einen Schlagfluß," sagte der Arzt.

Dirk hörte die Worte, aber er erwiderte nichts, auch nicht auf andere Fragen, die letzterer an ihn richtete. Er saß völlig gebrochen da, und sein starrer Blick irrte nur von einem der Körper zum andern. Da lagen sie — tot und die Strahlen der Morgensonne umspielten die Leichen.

Wie in einem Traume nur bemerkte Dirk, daß nach einiger Zeit fremde Leute das Zimmer betraten und eine unheimliche Geschäftigkeit begann. Die Toten wurden auf einer Bahre fortgeschafft und der Hauswirt ließ den Fußboden vom Blut reinigen. „Oh, das ist ja der berüchtigte deutsche Hans, der Raubmörder, den wir so lange gesucht," hörte er einen der Polizisten sagen, „seht, er hält das Messer noch krampfhaft in der Faust."

Also es war doch grausige Wahrheit gewesen, die Moormann gesprochen. Jener Mörder war wirklich Hans Malinga, der Bruder seines Vaters. Er glaubte ersticken zu sollen.

Mechanisch folgte Dirk der Aufforderung des Polizeibeamten, mit zur Behörde zu kommen. Er wurde verhört, erzählte, was er wußte und kehrte in seine Wohnung zurück. Erst jetzt löste sich die Erstarrung seines Gemüts. Thränen, die ersten seit seiner Kindheit, stürzten mit einer Heftigkeit hervor, als ob der ganze innere Mensch mit ihnen zusammenbreche. Nicht der Schmerz über den Verlust allein ließ sie strömen, mit ihnen mischte sich das bittere Gefühl einer schweren, nicht wieder gut zu machenden Schuld. Er hätte sein Leben hingegeben, um ungeschehen zu machen, was er gegen den Ohm gesündigt, wie er ihm seine Liebe gelohnt, der mit seinem letzten Atemzuge noch Gottes Segen auf ihn herabgerufen.

Und dennoch! Sein Zustand erschien ihm so unerträglich demütigend, daß die Thränen der Reue und Zerknirschung bald versiegten, und ein heißes Bedürfnis in ihm erwachte, sich vor sich selbst zu entschuldigen und mit sophistischen Gründen zu rechtfertigen.

Wie lange er so in dumpfem Brüten verharrte, wußte er nicht; dann beschlich ihn eine allgemeine Ermattung. Vergebens suchte er dagegen anzukämpfen, die Natur forderte ihr Recht, der Kopf sank auf die Brust und er entschlummerte.

Als er erwachte, war es Abend geworden, und das letzte Dämmerlicht erhellte das Zimmer. Einen Augenblick glaubte er sich in den alten Verhältnissen und war in Begriff nach Moormann zu rufen. Dann aber stürmte wieder die Erin-

nerung an all das furchtbare Erlebte auf ihn ein und brachte ihn abermals zum Bewußtsein seiner trostlosen Verlassenheit.

Ein unsagbares Verlangen nach Trost und menschlichem Zuspruch ergriff ihn; er gedachte noch nicht seiner Liebe zu Mercedes, doch als er sich auf der Straße befand und unwillkürlich seiner Gewohnheit gemäß den Weg zu ihrer Wohnung einschlug, da begann sein Herz plötzlich lebhaft zu schlagen, und etwas von dem alten Selbstbewußtsein zurückzukehren — es war, als ob ein heller, tröstender Strahl in das tiefe Dunkel drang, das seine Seele erfüllte.

Seine Schritte beschleunigten sich; er hatte das Haus erreicht, sprang die Stufen hinauf, und schon faßte seine Hand nach dem Klopfer — da stockte er. Wie ein düstrer, drohender Schatten trat etwas zwischen ihn und sein Glück. Es wuchs aus der Erde vor ihm empor, zuerst gestaltlos, dann nahm es Form an; er sah klar und deutlich, wie verglaste Augen ihn anstarrten.

Oh Gott, was wollte er, der nahe Verwandte eines Räubers und Mörders hier? Wie durfte er es wagen, vor die Geliebte zu treten, sie, die ihm so hehr, so rein erschien, zu erniedrigen und mit Schande zu bedecken, wie er selbst war?

Wie gelähmt ließ er die Hand sinken, dann flog er die Stufen hinab, um schon nach wenigen Schritten auf der Straße wieder stehen zu bleiben. Er glaubte seinen Namen rufen zu hören; es war dieselbe süße Stimme, die ihm beim Abschiede zugeflüstert: „Hasta mañana“. Und dieses „morgen“, war es nicht das „heute“, an dem sie ihn erwartete?

Mit laut klopfendem Herzen lauschte er in die Nacht

hinaus, aber der Ruf wiederholte sich nicht, sein Auge suchte die erleuchteten Fenster, aber niemand zeigte sich. Sollte er umkehren und dennoch zu ihr gehen? Nein, nein, fort! er durfte und konnte es nicht, er war ja entehrt!

Das Herz wollte ihm brechen, er stürmte fort — wohin, er wußte es nicht. Die Abendluft kühlte seine Stirn und beruhigte etwas sein erhitztes Blut. Nach längerer Zeit sah er sich vor einem hell erleuchteten Raume. Er erkannte ihn; mit Moormann und anderen Kameraden hatte er öfter Stunden in der Osteria bei einem Glase Wein zugebracht und es zog ihn hinein.

Während der ganzen Zeit hatte er sein Hirn mit der Frage zermartert: „Was thun?“ Er glaubte auf alles fernere Glück verzichten zu müssen, doch nein! Noch glänzte ein schwacher Hoffnungsschimmer, an den er sich klammern durfte. Er wollte Mercedes schreiben, ihr alles mitteilen, was er erlebt, ohne Rückhalt, und weshalb er geflohen. Von ihrer Antwort sollte es abhängen, ob er sich ihr wieder nähern konnte — oh, er wußte es jetzt schon, sie würde ihm sagen: „Komm, Geliebter, ich bin und bleibe dein für immer.“

Bald war er so ernst in die Abfassung des Briefes vertieft, daß er es gar nicht bemerkte, wie ein junger Marineoffizier in das Zimmer getreten war, der, nachdem er suchend Umschau gehalten, an Dirks Tische stehen blieb, um sich dann an demselben niederzulassen und den eifrigen Schreiber eine Zeitlang lächelnd zu betrachten. Erst als der Neuangekommene Dirks Namen rief, fuhr dieser empor.

„Leutnant Decatur, Sie — wo kommen Sie her?“

„Geradeswegs aus Ihrer Wohnung. Da dieselbe verschlossen, und im ganzen Hause kein Mensch war, hoffte ich Sie hier aufzufinden. Der Kommodore wußte, daß ich Sie besuchen wollte und gab mir den Befehl für Sie mit, morgen früh sich auf der „Constitution“ einzuschiffen, während Moormann das Kommando der Schebecke behalten soll. Die Kanonenboote sind eher fertig geworden, als wir gedacht, und nun soll es so schnell wie möglich nach Tripolis gehen. Ist Ihr Freund nicht auch hier, Sie sind doch sonst die Unzertrennlichen? Doch,“ unterbrach er sich plötzlich, „wie sehen Sie aus, Mallinga, was ist Ihnen?“

Dirk wandte das Gesicht ab. „Ich habe . . . daß . . . . mein Ohm ist tot,“ erwiderte er dann leise mit bebender Stimme.

„Mein Gott, wie ist es möglich?“ stieß jener erschreckt hervor.

„Er ist gestorben, für mich, indem er mein Leben rettete — er wurde ermordet,“ fuhr Dirk fast tonlos fort. „Ohne Zweifel hat der Kommodore jetzt bereits durch die Behörde Mitteilung von den Einzelheiten erhalten und Sie werden bald das Nähere erfahren. Erlassen Sie mir die Erzählung dessen, was geschehen, es würde mir jetzt zu schwer werden,“ fügte er hinzu, indem er eine Thräne zerdrückte. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir etwas hinaus,“ sagte er dann sich erhebend, und beide verließen die Osteria.

Der feinfühlige Leutnant ehrte den Kummer des befreundeten Kadetten und suchte ihn von seinen trüben Gedanken abzubringen, indem er über die bevorstehende kriegerische Thätig-

keit des Geschwaders sprach. Er schien auch seinen Zweck zu erreichen, denn Dirk wurde ruhiger. In der Nähe seiner Wohnung trennten sich die Freunde. Dirk betrat das öde Gemach, aber es flößte ihm kein Grauen mehr ein. Er öffnete das Fenster und atmete in langen Zügen die laue Luft.

Stunden schwanden dahin, während er in tiefe Gedanken versunken saß. Er gedachte der früh verstorbenen Eltern, des so plötzlich ihm entrissenen zweiten Vaters. Er dachte auch über sein Leben und zum ersten Male über das Leben selbst nach. Er ward ein anderer in dieser einsam verbrachten Nacht, ohne es selbst zu gewahren. An Stelle des wilden, leidenschaftlichen Schmerzes war stille Wehmut getreten, die Verzweiflung allmählich wieder erwachender Lebensfreudigkeit gewichen. Doch als mit Tagesanbruch der Horizont sich rosig färbte, da stöhnte er dennoch schmerzlich auf: „Ich kann nicht hin zu ihr, jetzt noch nicht!“ Der Brief an Mercedes blieb unvollendet und wurde nicht abgesandt; er fand nicht den Mut dazu. Es sollte von Tripolis aus geschehen, oder wenn er von dort zurückkehrte.

Als er einige Stunden später den Leutnant Decatur abholte, um sich mit ihm an Bord der Fregatte zu begeben, waren fast alle Spuren der Erregung aus seinen Zügen gewichen, aber auf seinem Antlitz lagerte ein besonderer Ausdruck, der ihm früher fremd gewesen. Aus dem heitern frohmütigen Jünglinge war in der kurzen Zeit ein ernster gereifter Mann geworden.

X.

Für den Landbewohner ist es ein ebenso anziehender wie prachtvoller Anblick, ein Kriegsgeschwader unter Segel in See gehen zu sehen, und ein solches Manöver ist überhaupt eines der schönsten militärischen Schauspiele, das zugleich einen Maßstab für die fachliche Ausbildung und die Disziplin der Besatzungen bietet.

Die Kunde von dem bevorstehenden Abgange der amerikanischen Flotte, welche auf die erste Stunde nach Mittag festgesetzt war, hatte deshalb auch einen großen Teil der Städter an das Ufer gelockt, und die Menge stand Kopf an Kopf gedrängt am Hafen. Es war jedoch nicht bloße Neugierde, welche sie dort versammelte, sondern noch andere Interessen trieben sie dazu.

Mehr als die übrigen Küstenländer des Mittelmeeres hatte zur damaligen Zeit das Königreich Neapel durch die Barbaresken zu leiden. Namentlich wählten letztere das nahe Sizilien als Ziel ihrer Raubzüge und überfielen nicht nur die Handelsschiffe, sondern landeten auch zur Nachtzeit bald an dieser oder jener Stelle, brandschatzten friedliche Ortschaften,

schleppten die Einwohner in die Sklaverei und wagten sich in ihrer frechen Verwegenheit sogar bis in die unmittelbare Nähe von Neapel selbst.

Tausende von Italienern, vornehm und gering, waren auf diese Weise in ihre Gewalt gekommen und mußten entweder mit fast unerschwinglichem Gelde ausgelöst werden oder in Gefangenschaft schmachten, um wie Lasttiere die Felder der Muselmänner zu bestellen, die niedrigsten Knechtsdienste zu verrichten und auf den Korsarenschiffen an die Ruderbänke geschmiedet zu werden, während man die Frauen den Harems einverleibte.

Seit fast dreihundert Jahren schon dauerte dies Unwesen. Im Jahre 1515 hatte ein kühner Abenteurer, Haroudji, mit dem Beinamen Barbarossa, sich zum Herrscher Algiers und der ganzen Nordküste von Afrika emporgeschwungen, und seitdem duldete es in unbegreiflicher Schwäche die gesamte europäische Christenheit, daß die Korsaren der kleinen Raubstaaten die Schiffahrt auf das empfindlichste schädigten und das ganze Mittelmeer beherrschten. Ja selbst die mächtigsten Seestaaten, wie Frankreich und England, waren so würdelos, ihnen einen jährlichen Tribut zu zahlen, um ihre Schiffe unbehelligt passieren zu lassen, während jene trotzdem oft genug und ungestraft die abgeschlossenen Verträge brachen.

Auch Nordamerika zahlte als ehemalige englische Kolonie einen solchen Tribut, aber sobald die junge Republik etwas zu Kräften gekommen war, beschloß sie auch sogleich, bei der nächsten Gelegenheit diese Schmach abzuschütteln, und die willkürliche Belästigung ihrer Handelsflotte durch Tripolis bot

bald eine Handhabe, um die Piraten so zu züchtigen, daß sie die Amerikaner fürchten lernten.

Wie schon erwähnt, hatte Kommodore Preble bei seinen Rekognoszierungen gesehen, daß die von ihm zunächst geplante Beschießung der Stadt und des Hafens wegen der Tiefenverhältnisse nur mit Hilfe flachgehender Kriegsfahrzeuge unternommen werden könne, die ihm fehlten, obwohl sein Geschwader inzwischen noch durch zwei weitere kürzlich eingetroffene Schiffe verstärkt war. Jene sich über den Ozean nachschicken zu lassen, war bei deren Kleinheit zu gefährlich, hätte auch sehr lange Zeit beansprucht. Er wandte sich deshalb an die Behörden von Neapel um Beihilfe, die ihm von dem befreundeten Staate auch bereitwilligst gewährt wurde.

Man stellte ihm zwei Bombenfahrzeuge und sechs Kanonenboote aus der allerdings schrecklich verwahrlosten und kriegsuntüchtigen Flotte, sowie auch eine Anzahl Matrosen zur Verfügung, weil die in ewigen Geldverlegenheiten befindliche Regierung sich dadurch gleichfalls billig Genugthuung von den Seeräubern verschaffen konnte. Der Kommodore ließ auf Kosten seines Landes die Fahrzeuge herstellen und seefähig machen und besoldete die Mannschaften, während er sich dagegen verpflichtete, nach dem Gelingen seines Planes auch die Befreiung der in die Sklaverei geschleppten Neapolitaner zu fordern.

Es war daher nur natürlich, daß die Bewohner der Stadt das Auslaufen des Geschwaders mit ihren wärmsten Sympathien begleiteten und ihm von Herzen vollen Erfolg wünschten. Sie durften sich nicht allein davon fernerhin Schutz für ihren Seehandel versprechen, sondern auch die Wiederkehr

so manches teuren Angehörigen erhoffen, den sie bereits für tot beweinten.

Die Glocken der Kirchen hatten schon lange die Mittagsstunde gekündet, aber noch herrschte tiefe Ruhe auf dem vor Anker liegenden Geschwader. Auf dem Deck der Schiffe sah man nur den wachehabenden Offizier, der an dem Sprachrohr, das er in der Hand hielt, als solcher zu erkennen war, einen oder zwei Kadetten und die auf- und abschreitenden Seesoldatenposten am Fallreep*) und auf der Back. Den Zuschauern am Lande wurde die Zeit lang; sie verrieten lebhafte Ungeduld, und gar viele waren schon fortgegangen, weil sie nach ihrem eigenen lebhaften Temperamente urteilten und daraus schlossen, daß kurz vor dem Aufbruche eines Geschwaders unmöglich eine solche Stille herrschen könne.

Da schlug auf der „Constitution“ die Glocke an, und auf allen übrigen Schiffen klang es ebenso nach.

Es war ein Uhr, die für die Abfahrt angesetzte Stunde, und damit änderte sich auf einmal die ganze Szenerie; die Ruhe, welche den Neapolitanern so unbegreiflich vorkam, wich dem lebendigsten Treiben.

Auf dem Flaggschiffe ging ein Signal in die Höhe, und die bunten Flaggen entfalteten sich, an der Mastspitze im Winde flatternd. Eifrig richteten sich die Fernrohre der verschiedenen Signalkadetten auf dasselbe, und wenige Sekunden später wehte überall die blaue Antwortsflagge „Verstanden“, um dann zugleich mit dem Signal niedergeholt zu werden.

---

*) Der Eingang in das Schiff von der Treppe aus.

Whi! whi! whi! schrillten die Bootsmannspfeifen an den Luken und riefen die Mannschaften, die ihr Mittagsmahl eingenommen hatten, an Deck zur Ausführung des empfangenen Befehls, der „Anker lichten" lautete.

Wie durch Zauber füllten sich die Verdecke mit Menschen, und glichen einem aufgestörten Ameisenhaufen. Hunderte wogten einige Augenblicke durcheinander, scheinbar im größten Wirrwarr auf dem engen Raume, aber in Wirklichkeit dennoch in bester Ordnung, um blitzschnell auf ihre Posten zu eilen und dann unbeweglich und in lautloser Stille der weiteren Befehle zu harren.

Auf einen Wink des ersten Leutnants, der bei den Manövern mit „Alle Mann" den Befehl führt, setzten sich die Leute, welche die Speichen des Gangspills, der auf dem Hinterdeck befindlichen Ankerwinde, bemannt hatten, in Bewegung, um nach einer lustigen Melodie des auf dem Spill sitzenden Schiffspfeifers im Takte marschierend, dasselbe zu drehen, und damit das schwere Ankertau in das Schiff zu ziehen, was die Seeleute mit „einhieven" bezeichnen.

„Fest hieven, Segel los!" befahl der erste Leutnant durch das Sprachrohr, als das Tau soweit eingewunden war, daß das Schiff fast über dem Anker stand.

Der Pfeifer schwieg, die Leute am Spill ließen die Speichen los, die Segellöser sprangen an die Verschanzung bei den Masten, für welche sie abgeteilt waren, während die übrigen die Taue ergriffen, mit deren Hilfe die Segel gespannt und aufgeheißt werden.

„Entert auf!" lautete der nächste Befehl.

Hui, wie sie jetzt flink die Strickleitern hinaufliefen, die Blaujacken, Kopf an Kopf, und einer am andern vorbeidrängend, um der erste zu sein; denn nirgend herrscht wohl ein regerer Ehrgeiz, als in einer gutgeübten und disziplinierten Schiffsbesatzung. Jeder will dem andern zuvorkommen, und nun gar erst im Geschwader!

Da ist der Sporn um so mächtiger, die einzelnen Schiffsmannschaften werden die heftigsten Rivalen, und ihr ganzes Streben geht nur darauf hinaus, sich bei Ausführung der Manöver gegenseitig und vor allem dem Flaggschiff den Rang abzulaufen, auf dem sich natürlich nur ausgesuchte Leute befinden.

Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll, die wagehalsige Kühnheit der Leute oder ihre kaum glaubliche Gewandtheit, wenn sie sich dort oben in schwindelnder Höhe wie auf festem Boden bewegen, ohne Stütze wie Seiltänzer auf den schmalen Raaen hinauslaufen, oder wie Katzen von einem Tau zum andern springen, und es ist nur zu verwundern, daß bei diesen Wettkämpfen nicht mehr Unglück passiert.

„Fallen Segel, schoot vor!" tönte es durch das Sprachrohr.

Die Segel entrollten sich, ihre unteren Ecken wurden ausgeholt, und sie gleichzeitig geheißt. Kaum eine Minute war verflossen, und wo sich bisher dem Auge nur die schmalen, symmetrischen Linien der Raaen und Stengen gezeigt, dort bauschten sich jetzt gewaltige Flächen schneeweißen Segeltuchs, als ob ein Riesenvogel seine Schwingen entfaltete, während die Segellöser an Deck niederenterten.

Wiederum ertönte die lustige Weise des Pfeifers auf dem

Spill, und die Leute marschierten im Takt um dasselbe, bis der Anker sich aus dem Grunde hob, über der Wasserfläche erschien und das Schiff von seiner Fessel löste. Die vorderen gegen den Wind gestellten Raaen warfen den Kopf der Fregatte herum, bis die entgegengesetzt gebraßten hinteren Segel füllten, und man die vorderen ihnen parallel holte.

Die übrigen Schiffe hatten mit bewunderungswerter Genauigkeit das Manöver gleichzeitig ausgeführt; es war, als ob nur derselbe Wille ihre Bewegungen beherrschte. Die Segel begannen den Druck des Windes zu fühlen, eine leichte Schaumwelle vor dem Bug verriet, daß die Schiffe durch das Wasser schnitten, und in zwei Kolonnen formiert verließ das stolze Geschwader den friedlichen Hafen von Neapel, um in den Krieg zu ziehen gegen den Erbfeind der Christenheit und ihn für seine Jahrhunderte lang geübten Missethaten zu strafen.

Einundzwanzig Kanonenschüsse des Flaggschiffes donnerten als Abschiedsgruß über die Wogen, und tausendstimmige Hurrahs der Zuschauer am Lande erwiderten ihn. Weiße Tücher flatterten, und im Auge mancher schönen Neapolitanerin schimmerten Thränen. Sie galten den blonden Söhnen des Nordens, die ihrem Herzen teuer geworden. Würden sie wiederkehren aus Feindesland, um sie zu trocknen?

Mehr und mehr schwellte die frische Brise die Segel, leichtfüßig flogen die Schiffe dahin über die schaumgekrönten Wellen, bald schimmerten sie nur noch wie weiße Wölkchen am Horizont, um sich nach kurzer Zeit ganz unter ihn zu senken.

Die mit dem Inseegehen verknüpften Manöver und Arbeiten an Bord waren beendet, und die Leute erhielten Freizeit, aber

heute vermißte man, wenigstens auf dem Flaggschiffe, die ungebundene Fröhlichkeit, welche sonst dadurch hervorgerufen wird, und welche die Vorgesetzten selten zu stören pflegen, selbst wenn sie einmal die von der strengen Schiffsetikette vorgeschriebenen Schranken hier und dort überschreiten sollte. Es lag wie ein Druck auf den Gemütern, man hörte kein heiteres Lachen, kein lautes Sprechen, und die Gesichter schauten ernst.

Namentlich in der Batterie bewegte sich jeder leise, die Begegnenden flüsterten nur miteinander, als fürchteten sie, die feierliche Ruhe zu stören. Und eine solche herrschte dort auch, die Ruhe des Todes.

Im hintern Teile des Batteriedecks war durch einen Vorhang ein Raum abgeteilt, und hinter ihm die Leiche Moormanns aufgebahrt. Als am frühen Morgen dem Kommodore durch die Gerichte die Kunde von dem plötzlichen Unglücksfall zugegangen, und ihm mitgeteilt war, daß man den Ermordeten im Laufe des Tages zu begraben gedenke, hatte er denselben gefordert und an Bord bringen lassen.

Er wollte den Mann, der durch seinen tadellosen Charakter es verstanden hatte, sich allgemeine Achtung und Vertrauen zu erwerben, nicht wie einen heimatslosen Ketzer in irgendeinem Winkel des fremden, streng katholischen und unduldsamen Landes verscharren, sondern ihm mit allen gebührenden Ehren auf jenem weiten Gottesacker sein Grab bereiten lassen, der bereits ungezählte Tausende in seinen Schoß aufgenommen und sanft zur ewigen Ruhe gebettet hat, ohne daß durch beklagenswerten Glaubenshaß die Ruhe beeinträchtigt wäre — im Meere.

Nach seemännischem Herkommen war Moormann in eine Hängematte genäht, deren Fußende mit einigen Kanonenkugeln beschwert wurde, und bis zum Augenblicke der Bestattung bedeckte die amerikanische Kriegsflagge seine sterblichen Überreste.

Dirk, den der Kommodore vom Dienst befreit hatte, hielt Totenwache bei dem Freunde — es war der letzte Liebesbeweis, den er dem Verblichenen geben konnte. Sein Auge war trocken und doch, welche Wohlthat würde es ihm gewesen sein, durch einen Thränenstrom den tiefen Schmerz erleichtern zu können, der seine Seele so schwer bedrückte. Was war alles in den letzten achtundvierzig Stunden auf ihn eingestürmt? Die seligste Freude und das herbste Leid, welches einen Menschen treffen kann!

Regungslos saß er neben dem teuren Toten, und seine Blicke starrten durch die Kanonenpforte auf die vorbeirauschenden Wellen, als er durch Nennung seines Namens emporgeschreckt wurde. Indem er sich umblickte, stand der Bootsmann ihm gegenüber. „Es ist Zeit, Herr, die Mannschaft ist zum Begräbnis an Deck angetreten,“ sagte er, „soeben hat das Geschwader beigedreht.“

Dirk erhob sich, legte die Hand auf die Leiche und flüsterte: „Leb wohl, Ohm, was ich gelobt, werde ich halten und mich fortan deiner wert zeigen.“

Dann traten sechs Unteroffiziere heran und trugen die Hängematte auf das Oberdeck zum Fallreep, um sie dort auf ein hölzernes Rostwerk niederzulegen. Sämtliche Schiffe des Geschwaders lagen mit gegengebraßten Segeln langsam treibend bei, die Flaggen wehten zum Zeichen der Trauer halbstocks,

die Besatzungen waren aufgestellt, und die Offiziere in voller Uniform erschienen. Dirk trat zu ihnen; er war gefaßt und wußte sich zu beherrschen wie ein Mann.

Da sich kein Prediger an Bord befand, las der erste Leutnant das Totengebet; dann hoben die Unteroffiziere das Rostwerk auf die Verschanzung. Alle entblößten das Haupt, die Seesoldaten feuerten eine dreimalige Salve, die Hängematte wurde an Tauen langsam hinunter und, als sie die Oberfläche des Wassers berührte, losgelassen. Von den Kugeln niedergezogen, sank sie schnell und Dirk, der an der Verschanzung stehend ihr nachsah, fing den letzten Schimmer von ihr auf. Die Wogen schlossen sich über ihr, und aus der Tiefe stieg eine Perlenreihe kleiner Luftblasen empor — der Tote sandte mit ihnen seinen Abschiedsgruß an die Lebenden.

„Pfeif ab, braßt voll!“ befahl der erste Leutnant.

Die Leute traten ab, um sich auf ihre Posten zu begeben; die Raaen wurden nach dem Winde gestellt, die Segel füllten und das Geschwader steuerte wieder, wie vorher, seinen Kurs nach Süden.

„Ich melde mich zum Dienst,“ sagte Dirk zum wachehabenden Offizier, indem er grüßend die Hand an die Mütze legte. Er hatte überwunden, die Vergangenheit lag hinter ihm, und er schaute voraus in die Zukunft.

Es war eine ansehnliche Macht, welche die Amerikaner dem Feinde entgegenführten, sechs größere Schiffe, zwei Bombenfahrzeuge und sechs Kanonenboote, sowie die genommene Schebecke, aber in Vergleich zu den Streitkräften der Tripolitaner doch immerhin nur gering zu nennen. Die Festungs-

werke der letzteren waren mit Hunderten von Geschützen besetzt, außerdem besaß der Raubstaat in Vergleich zu seinen Gegnern die doppelte Zahl an Schiffen, Galeeren und großen Kanonenbooten, und es blieb deshalb immer ein großes Wagnis, zu einem offenen Angriffe zu schreiten; indessen derlei Bedenken ließ der auf der Flotte herrschende Geist gar nicht aufkommen.

Das Gelingen des kühnen Unternehmens gegen die „Philadelphia" hatte den Mut und die Thatkraft jedes einzelnen bis zum letzten Schiffsjungen so gespornt, daß niemand an einem glänzenden Erfolge zweifelte, und selten wohl ist ein Befehlshaber mit Truppen in den Kampf gezogen, auf deren Leistungsfähigkeit er fester vertrauen durfte, als Kommodore Preble auf seine Untergebenen.

Indessen hatte das Geschwader bis zu seiner Ankunft vor Tripolis noch mit großen Fährlichkeiten zu ringen; widrige Winde und Stürme, welche jeden Augenblick die kleineren Fahrzeuge zu vernichten drohten, hielten es auf, und es erreichte erst nach vierzehn Tagen den Ort seiner Bestimmung.

Der Wind war ablandig, von mäßiger Stärke und das Wasser ruhig; der Kommodore beschloß deshalb, bei den günstigen Verhältnissen sofort den Angriff zu beginnen. Der Feind hatte sich inzwischen auch nicht müßig gezeigt und alles aufgeboten, um die Amerikaner heiß zu empfangen. Das Geschwader zählte im ganzen achtundvierzig schwere Geschütze, welche er gegen die Landbatterien verwenden konnte, und an Mannschaften 1060 Köpfe.

Die gegnerischen Batterien waren mit 115 schweren

Kanonen besetzt, und außerdem 19 große Kanonenboote hinter und zwischen den Klippen vor dem Hafen aufgestellt, während am Eingange des letzteren zwei Galeeren und drei andere Kriegsschiffe lagen und, wie sich später erwies, der Pascha eine Truppenzahl von nicht weniger als 25 000 Mann aufgeboten hatte.

Die Übermacht befand sich deshalb in überwiegendem Maße auf Seite der Feinde, selbst wenn man ganz außer Acht ließ, daß Holzschiffe Landbatterien gegenüber sehr im Nachteil sind, und vor Erfindung der Bombenkanonen und gezogenen Geschütze eine Kanone am Lande an Wirksamkeit zehn gleiche an Bord aufwog, wie sich dies bei vielen Beschießungen und auch bei uns in Deutschland gezeigt hat, als am 5. Juni 1849 in der Bucht von Eckernförde das dänische Linienschiff „Christian VIII.“ und die Fregatte „Gefion“ mit zusammen 142 Kanonen gegen die beiden schleswig-holsteinischen Landbatterien von je 6 und 4 Geschützen unterlagen.

Dazu trat noch für die Amerikaner die sehr ungünstige Aufstellung der feindlichen Kanonenboote. Durch die Klippen und das seichte Fahrwasser geschützt, konnten sie von den größeren Schiffen nicht beschossen werden, nahmen diese selbst aber in Verein mit den Batterien unter Kreuzfeuer und bestrichen sie der Länge nach, was bekanntlich für Holzschiffe die gefährlichste Kampfweise ist. Es blieb also nichts übrig, als die eigenen Kanonenboote gegen sie zu schicken und sie zu nehmen oder zurückzutreiben, eine ebenso schwierige Aufgabe, wie sie den Schiffen selbst zufiel, da die Tripolitaner auch in dieser Richtung den Angreifern dreifach überlegen waren.

Obwohl diese ungleichen Verhältnisse jedermann auf dem Geschwader klar vor Augen standen, so flößten sie den Amerikanern keinerlei Besorgnisse ein, und die Entschließungen des Kommodore erlitten dadurch nicht die geringste Verzögerung. Er verließ sich so fest auf die ausgezeichnete Disziplin, die bewährte glänzende Tapferkeit und den hohen Mut seiner Untergebenen, daß er nicht an einem Siege zweifelte, und Offiziere wie Mannschaften erfüllte dasselbe Vertrauen.

Es war nahe zwölf Uhr, als das Geschwader eben außerhalb Schußweite der Batterien eintraf und beidrehte, aber vorläufig nicht, um anzugreifen, sondern um zuvor die Mannschaften in Ruhe zu Mittag essen zu lassen. Es stand aller Voraussicht nach lange und heiße Arbeit bevor; der praktische Kommodore wußte, daß der Nordländer, namentlich aber der von englischer Abkunft, sich weit besser schlägt, wenn sein Magen befriedigt ist, und die Tripolitaner mußten sich schon gedulden, bis ihre Gegner gesättigt waren.

Ein Signal vom Flaggschiff kündete, daß dies geschehen sei, indem es sämtliche Kommandanten an Bord der „Constitution“ berief, um die Befehle für den bevorstehenden Kampf entgegenzunehmen. Sie waren kurz gefaßt, und nach wenigen Minuten schon fuhren die Kommandanten zurück. Die drei größeren Schiffe sollten die Batterien angreifen, die Bombarden ihre Geschosse in die Stadt werfen, die Kanonenboote unter Deckung der drei kleineren Schiffe gegen die feindlichen Fahrzeuge vorgehen.

Wiederum flatterte ein Signal vom Großmast des Kommodore: „Klar zum Gefecht!“ Jedermann in der Flotte kannte

es, die Kadetten brauchten nicht im Buche nachzuschlagen, und die Herzen klopften laut in der Brust — endlich sollte der ersehnte Kampf beginnen.

Die Trommeln rasselten den Generalmarsch, und die Trompeten schmetterten dazwischen. Von alters her wird auf den Kriegsschiffen aller Nationen an einem Tage der Woche klar zum Gefecht gemacht zur Übung, aber dann rufen die Trommeln allein. Wenn die Trompete mitspricht, heißt es scharf laden; sie kündet blutigen Ernst.

In jener Zeit, wo es weder Dampf noch Telegraphen gab, die Schiffe viele Monate lang von der Heimat entfernt waren, ohne Nachrichten von ihr zu empfangen, während ihr Vaterland inzwischen in einen Krieg verwickelt sein konnte, war schnelle Gefechtsbereitschaft eines der wichtigsten Erfordernisse.

Kein Befehlshaber konnte wissen, ob eine ihm begegnende Flotte oder einzelne Schiffe Feind oder Freund seien. Er mußte sich stets bereit halten, eine ihm zugeschleuderte Breitseite sofort mit Nachdruck zu erwidern, um nicht selbst in den Grund gebohrt oder genommen zu werden, und deshalb wurde auf schnelle Gefechtsbereitschaft so hoher Wert gelegt.

Eine solche bedingt eine Menge von Arbeiten und Vorbereitungen der verschiedensten Art, aber eine sorgsam ausgearbeitete Gefechtsrolle, welche jedem einzelnen Manne, nach Charakter, Auffassungsgabe, Körperkraft und fachlicher Tüchtigkeit seinen bestimmten Platz und seine Thätigkeit im Kampfe anweist, sowie unausgesetzte Übung brachten es dahin, daß fünf Minuten nach dem Anschlagen des Generalmarsches das

Schiff feuern konnte, und alles bis auf die kleinsten Einzelheiten so vorbereitet und geordnet war, daß das Gefecht sich mit voller Kraft entwickeln und durchführen ließ.

Obwohl seit jener Zeit sich die Verhältnisse wesentlich geändert haben und Überraschungen wie damals vollständig ausgeschlossen sind, spielt das „Klar Schiff zum Gefecht“ heute noch bei allen seefahrenden Nationen dieselbe wesentliche Rolle, wie vor hundert Jahren, und es wird ebenso großes Gewicht auf schnelle Bereitschaft gelegt.

Einem Laien, der zum ersten Male auf den alten Holzschiffen einem solchen Manöver beiwohnte, kam dasselbe freilich wunderbar vor, und er glaubte anfänglich, sich inmitten einer Schar von Tollhäuslern zu befinden, wenn er plötzlich auf den beschränkten Räumen drei bis vierhundert Menschen wild durcheinander stürzen, alle möglichen Gegenstände hier fortnehmen, dort hintragen, dieses niederreißen, jenes aufbauen sah, scheinbar ohne jede Ordnung und jeden Zweck, und doch alles mit einem Eifer, einer Hast und solchem Aufwand von Kraft und Schnelligkeit, als hinge das Seelenheil jedes einzelnen davon ab, den herrschenden Wirrwarr noch zu vermehren.

Ein Teil der Mannschaften warf sich auf die Kanonen mit einer wahren Wut, als wollten sie sie zerreißen, und doch handelte es sich nur darum, sie von ihren Befestigungen zu lösen und schußfertig zu machen. Andere schleppten Geschosse, Pulver und Mordinstrumente aller Art, Säbel, Pistolen, Piken und Enterbeile herbei. In der Kajüte wurden die Zwischenwände fortgerissen, um Platz für die Bedienung der in ihnen aufgestellten Geschütze zu schaffen.

Die hölzernen Treppen ersetzte man überall durch Strickleitern, hing Splitternetze an den Bordwänden auf, welche die von den Kugeln abgerissenen gefährlichen Holzsplitter auffangen sollten, und über die Verschanzung nach oben zu spannte man Enternetze, um die Feinde vom eigenen Deck abzuhalten. Bütten mit Trinkwasser zur Labung der Kämpfer wurden aufgestellt, die Verdecke mit Sand bestreut, damit die Füße auf den von Blut schlüpfrigen Planken nicht ausglitten, und alles, was nicht für das Gefecht nötig war, wanderte vom Oberdeck und aus der Batterie Hals über Kopf in die unteren Räume, Tische, Bänke, Kochgeschirr u. s. w., damit es, von feindlichen Kugeln getroffen, nicht deren Wirkung noch erhöhte.

Die Zimmerleute machten die Pumpen zum sofortigen Gebrauch fertig und legten kegelförmige Holzpfropfen, Bleiplatten, geteerte Leinwand, Nägel und dergleichen bereit, um augenblicklich Kugellöcher unter Wasser zu verstopfen; die Segelmacher holten Reservesegel zum Ersatz zerschossener vor und stapelten genäßte Hängematten und Decken auf, um ausbrechendes Feuer zu dämpfen, und gegen diesen furchtbaren Feind, schlimmer noch als Kartätschenhagel und blutiges Handgemenge, wurden von den besonders abgeteilten Löschmannschaften auch noch sonst alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Der Feuerwerker öffnete die Pulverkammern, seine Gehilfen verhängten die Niedergangsluken mit dickem Filztuch, damit keine Funken hinunterschlügen, und die Pulver- und Kugelmänner bildeten lebendige Ketten, um die Geschütze ununterbrochen mit Munition zu versehen.

Der Bootsmann und seine Maate machten Reserveraaen,

Stengen und Tauwerk klar, die Topsgasten enterten nach oben in die Marsen, um dort hinter einer Brustwehr hinaufgeschaffter Hängematten als Scharfschützen die feindlichen Verdecke zu beschießen oder die beschädigte Takelage zu reparieren.

Die Ärzte mit ihren Gehilfen endlich bereiteten in den tief unter Wasser liegenden und dadurch gegen einschlagende Geschosse geschützten Räumen den Schlachtverband vor, jenen schauerlichen Ort, dessen unheimliche Stille bald das Röcheln der Sterbenden und Wimmern der Verwundeten unterbrechen sollte, welche mit zerschmetterten Gliedern hinuntergeschafft wurden.

Obwohl der Mannschaft das Sprechen verboten war, und sie nur durch Winke und im leisen Flüsterton sich miteinander verständigten, so machten alle diese Arbeiten anfänglich doch einen so betäubenden Lärm, daß er fast die Sinne verwirrte, und ebenso mußte jeder die Augen offen halten, um in dem Gedränge nicht überrannt zu werden; aber dieser beängstigende Zustand währte nur kurze Zeit. Dann begann sich das Chaos allmählich zu entwirren; das Durcheinanderwogen der Menschen hörte auf, der Lärm verstummte und nach weiteren wenigen Minuten herrschte überall tiefes Schweigen; jeder befand sich auf der ihm zugewiesenen Stelle, alles war bereit, und die Batterieoffiziere meldeten dem Kapitän das Schiff „klar zum Gefecht“.

Der Kommodore hielt vom Halbdeck der „Constitution“ mit dem Fernrohre Umschau und in seinen Zügen sprach sich Zufriedenheit aus. Das ganze Geschwader war fertig, niemand hinter dem Flaggschiff zurückgeblieben, überall schauten drohend

die Mündungen der geladenen Geschütze aus den Stückpforten, die Schiffe lagen unter handlichen Segeln, um leicht manövrieren zu können, und die Mannschaften befanden sich, weiterer Befehle harrend, auf ihren Posten. Die neapolitanischen Matrosen waren auf die größeren Schiffe verteilt, man traute ihrer Kampfbegier nicht zu sehr, und hatte die Kanonenboote nur mit eigenen Leuten bemannt. Sie standen unter dem Befehle des Leutnant Decatur, und dieser hatte sich für sein Boot als zweiten Offizier Dirk erbeten.

„Angreifen!“ kündete das Signal vom Flaggschiff und ein tausendfaches Hurrah ertönte als Antwort auf den Befehl.

Die Bombenfahrzeuge begannen die Schlacht, und im weiten Bogen sausten ihre schweren Geschosse durch die Lüfte in die Stadt, um dort zerspringend Schrecken und Vernichtung zu bereiten. Die drei großen Schiffe, die „Constitution“ voran, steuerten auf die Batterien zu, Decatur mit den Kanonenbooten und unter Deckung der drei Briggs nach rechts gegen die Klippen, zwischen denen die feindliche Flottille in zwei Abteilungen aufgestellt war.

Sobald sich das Geschwader in Bewegung setzte, rollte es wie schwerer Donner über das Wasser, die hundert und mehr Geschütze der Landbatterien traten auf einmal in Thätigkeit, und gleichzeitig feuerten auch die feindlichen Kanonenboote und Galeeren. Es war ein Höllenlärm, überall pflügten und peitschten die Kugeln das Wasser, doch keine traf.

Die Türken hatten genug Kanonen, aber wußten nicht mit ihnen umzugehen, sie hatten falsch gerichtet. Die Amerikaner lächelten verächtlich, und kein Schuß wurde erwidert; Schiffe

wie Boote steuerten schweigend weiter ihren Kurs auf die dichte Pulverdampfwolke hin, welche vor ihnen schwer auf dem Wasser lagerte und ihr Anrücken den Tripolitanern verbarg.

„Nicht feuern, bevor wir das Weiße im Auge des Feindes sehen!“ hatte der Kommodore gesagt, und die Geschütze waren deshalb gleich mit Kartätschen und Gewehrkugeln geladen.

Da lichtete der Wind einen Augenblick den Pulverrauch, und die Türken sahen zu ihrem Schrecken die drei Fregatten in nächster Nähe vor sich auftauchen. Das Flaggschiff eröffnete unmittelbar danach das Feuer mit einer Breitseite, seine beiden Kameraden folgten, und auf die kurze Entfernung spieen ihre Geschütze Tod und Verderben; die Kartätschen mähten förmlich die dichtgedrängten Mannschaften in den Batterien nieder.

Ein wildes „Allah, Allah!“ des Schreckens und der Wut ertönte aus den Reihen der Türken, wenn auch ihr Mut deshalb nicht gebrochen wurde. Immer wieder füllten sich die Lücken der Gefallenen mit frischen Leuten, in ihrem blinden Fanatismus achteten sie nicht des dichten eisernen Hagels, der sie umsauste, aber bei ihrer mangelhaften artilleristischen Ausbildung dachten sie nicht daran, daß ihre Kanonen nur auf weite Entfernungen gerichtet waren. An eine solche kühne Annäherung der Giaurs hatte niemand von ihnen geglaubt, obwohl der Handstreich gegen die „Philadelphia“ sie hätte eines bessern belehren sollen. Ihre Kugeln gingen deshalb viel zu hoch, und wenn sie auch in der Takelage der Schiffe Schaden anrichteten, so war dieser nicht sehr bedeutend, die Rumpfe wurden fast gar nicht getroffen, und Menschenleben gingen deshalb nicht verloren.

Ununterbrochen wütete der Kampf, aber allmählich verstummten die Feuerschlünde in den Landbatterien. Eine Kanone nach der andern wurde demontiert, ganze Haufen von Leichen und Verwundeten lagen zwischen und neben ihnen aufgeschichtet und zeugten von der verzweifelten, wenn auch vergeblichen Gegenwehr der Muselmänner, aber der jetzt sich hebende Pulverdampf über dem Lande gab den Amerikanern Gelegenheit, nur noch genaueres Ziel zu nehmen. Nach Verlauf von kaum zwei Stunden war von ihnen auch das letzte Geschütz zum Schweigen gebracht, und die scheidende Abendsonne beleuchtete mit dunkelrotem Scheine das Schlachtfeld, auf dem der Tod eine so furchtbare Ernte gehalten.

Auf der andern Seite des Hafens hatten sich inzwischen nicht minder blutige Szenen abgespielt, obwohl der Kampf dort für die Amerikaner eine wesentlich andere Gestaltung angenommen hatte, als drüben auf den großen Schiffen, wo allein die Kanonen sprachen.

Hier überwog das Handgemenge, der Kampf war Mann gegen Mann, und es entfaltete sich darin eine persönliche Tapferkeit und ritterliche Kühnheit des Einzelnen, die viel mehr an die von romantischem Hauch umflossenen mittelalterlichen Fehden, als an die nüchterne und an taktische Regeln gebundene Kampfweise der Neuzeit erinnerten. Das „Weiße im Auge des Feindes“ zu sehen war auch für Decaturs Angriff maßgebend, aber er folgte damit nicht nur dem Befehle des Kommodore, sondern auch dem Drange seines eigenen Wesens, in dem sich erhabener Mut mit kaltblütiger Entschlossenheit und größter

Thatkraft einte, und in Dirk hatte er sich einen würdigen Begleiter erkoren.

Als das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben war, steuerte Decatur an der Spitze seiner in zwei Divisionen von je drei Fahrzeugen geteilten Flottille auf den Feind zu, und zwar nahm er sich diejenige Abteilung von neun Kanonenbooten zum Ziel, welche am weitesten draußen lag und von den Landbatterien am wenigsten geschützt werden konnte. Die Briggs begleiteten ihn, soweit das flacher werdende Fahrwasser dies gestattete, teils zur Deckung, teils um etwa kampfunfähig werdende Fahrzeuge aufzunehmen.

Sobald er vorrückte, ließen die Türken von der Beschießung der Fregatten ab und richteten ihr Feuer auf die Boote und die Briggs, aber ihre Seeleute hatten auf den Korsarenzügen mehr Übung gewonnen, als die Kameraden am Lande, und verstanden besser zu schießen. Bald waren zwei Boote und eine Brigg so getroffen, daß sie zur Reparatur zurückbleiben mußten, und wenige Minuten später zerschmetterte auf Decaturs Fahrzeug eine Kugel die Raa seines Segels, so daß dasselbe krachend von oben herabstürzte.

Das war ein schlechter Anfang, doch er wirkte auf den kühnen Führer nicht entmutigend. Auf seinen Wink hatte die Mannschaft die Ruder ergriffen, und er setzte unbeirrt seinen Weg fort, obwohl ihm jetzt nur noch drei Kameraden folgten. Es wurde kein Schuß gefeuert, aber die feindlichen Kugeln flogen jetzt unschädlich über sie fort. Wie gegenüber hatten auch hier die Türken nur auf eine Kanonade aus der Ferne gerechnet und nicht geglaubt, daß die Amerikaner so verwegen

auf die bedeutende Übermacht losgehen würden. Der Rauch ihrer eigenen Geschütze hinderte sie, die schnelle Annäherung der Feinde zu bemerken, und erst, als diese sich in Pistolenschußweite befanden, sahen sie dieselben aus dem dichten Pulverdampfe auftauchen, um freilich gleichzeitig die furchtbare Gewalt eines Angriffs aus nächster Nähe zu empfinden.

„Feuer, Entern!" ertönte laut schallend Decaturs Befehl über das Wasser hin.

Der schwere 24-Pfünder des führenden Bootes entlud seinen todbringenden Inhalt von Kartätschen und Gewehrkugeln auf den nächsten Türken, und wenige Sekunden später hatte jenes sich längseit des letzteren gelegt. Mit Decatur und Dirk voran sprangen die Amerikaner auf das feindliche Deck, das nicht durch Enternetze abgesperrt war, und stürmten auf die Gegner ein.

Die Wirkung des Schusses war eine so mörderische gewesen und den Türken so unerwartet gekommen, daß sie wie betäubt und ohne Gegenwehr auf die eine Seite des Kanonenbootes flohen, während die Amerikaner an der andern vordrangen. Eine lange und breite Luke im Deck, unter der die Ruderbänke liefen, an welche die Christensklaven geschmiedet waren, trennte wie ein Festungsgraben noch beide Parteien voneinander, und dies war insofern für die Amerikaner günstig, als sie alle sich ungehindert zum Angriffe sammeln konnten, ehe die erschreckten Türken an Verteidigung dachten.

Ohne diese zur Besinnung kommen zu lassen, teilten sich die Amerikaner und stürzten sich auf die Feinde, zur Hälfte unter Decaturs Führung von hinten, zur andern Hälfte unter

Dirk von vorn, und in wenigen Minuten war das Boot in ihrem Besitz. Was nicht niedergemacht oder verwundet wurde, sprang über Bord oder ergab sich, um bis auf weiteres als Gefangene zu den Ruderern in den Schiffsraum geworfen zu werden.

Der Sieg war ein vollkommener und für die Amerikaner so gut wie mit gar keinem Verluste verbunden, was sich wohl hauptsächlich daraus erklärte, daß die furchtbare Wirkung des Kanonenschusses in so unmittelbarer Nähe die Tripolitaner demoralisiert und ihrer Offiziere beraubt hatte. Den Kapitän fand man nachher von nicht weniger als vierzehn der Kartätsch- und Gewehrkugeln, welche die Ladung der halbvollgepfropften Kanone gebildet, durchbohrt, und außer ihm waren durch den Schuß noch sechzehn Mann getötet. Leider hatten verschiedene Kugeln auch die Bordwand durchschlagen und mehrere der unglücklichen Christensklaven schwer verwundet.

Unmittelbar nach der Eroberung des Bootes ließ Decatur dasselbe in das Schlepptau nehmen, um dann auf den nächsten Türken loszugehen, während seine übrigen Fahrzeuge in nicht weniger ungestümer Weise andere Feinde angriffen.

Wiederum spie Decaturs Geschütz auf Pistolenschußweite Feuer und Flamme, und wiederum legte er sich Bord an Bord, um zu entern, aber diesmal ging es keineswegs so glatt, wie vorher. Der Schuß hatte nicht so verheerend gewirkt, und die Türken leisteten tapfersten Widerstand. Außerdem prallten beide Boote bei dem Stoße wieder auseinander, bevor alle Amerikaner hinüber waren, und bis es den Zurückbleibenden gelang, ihr Fahrzeug wieder längsseit des feindlichen zu bringen, was

immerhin eine geraume Zeit beanspruchte, befanden sich Decatur und Dirk mit nur etwa fünfzehn Mann allein auf dem Tripolitaner, einer weit mehr als doppelten Zahl Feinde gegenüber.

Und nun begann ein Ringen auf Leben und Tod, wie es selten in der Kriegsgeschichte vorgekommen. Die Amerikaner kämpften wie die Dämonen, und es schien fast, als ob ihnen plötzlich übernatürliche Kräfte verliehen wären. Sie achteten nicht schwerer Verwundungen, nahmen es bisweilen mit zwei, drei Gegnern gleichzeitig auf und blieben nicht selten auch dann Sieger.

Und dennoch hätten sie gegen die große Überzahl unterliegen müssen, wenn nicht im letzten Augenblicke Hilfe erschienen wäre. Decatur sowohl wie Dirk glänzten ihren Untergebenen an Tapferkeit voran, aber beide entgingen dem Tode auch nur auf wunderbare Weise.

Ersterer wurde sogleich bei der Enterung von dem Befehlshaber des Kanonenbootes angegriffen und war bald mit ihm im heißesten Zweikampfe, in den sich merkwürdigerweise die übrigen Tripolitaner nicht mischten. Ein ritterliches Gefühl oder auch wohl der Gedanke, daß ihr Kapitän, ein junger, schöner Mann mit athletischen Formen allein mit seinem Feinde fertig werden würde, mochte sie dazu bewegen.

Der Türke wußte vortrefflich mit seinem Yatagan umzugehen, und es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit und Gewandtheit Decaturs, um sich seines Gegners zu erwehren. Hieb auf Hieb sauste hernieder, und gar mancher von ihnen traf, wenn auch abgeschwächt sein Ziel. Dirk hatte eben einen seiner Feinde niedergestreckt, als sein Blick auf den schwerbedrängten Freund fiel, der bereits aus mehreren Wunden blutete und offenbar zu

ermatten schien. Augenblicklich suchte er sich einen Weg zu dem Bedrängten zu bahnen, um ihm Beistand zu leisten, aber derselbe wurde ihm durch einen andern Türken, anscheinend auch einen Offizier verlegt, der heftig mit geschwungenem Säbel auf ihn eindrang.

Dirk wehrte den ihm zugedachten Hieb mit der kurzen Enterpike ab, aber gleichzeitig ergriff auch der Gegner die letztere und entriß sie ihm mit einem gewaltigen Ruck, um sie nun gegen ihn selbst zu kehren. Dirk hatte kaum Zeit, seinen Säbel zu ziehen, als der Türke schon zum Stoße ausholte. Beim Versuch, die Pike bei Seite zu schlagen, traf der Säbel ihr Eisen, brach am Griffe, und im nächsten Augenblicke machte jener einen zweiten Stoß.

Dem tapfern Dirk blieb zur Abwehr nur sein Arm, aber wenn er auch die Waffe etwas damit ablenkte, drang sie doch durch das Fleisch seiner Brust. Heroisch riß er die Pike aus der Wunde, unterlief seinen Feind, der darauf nicht vorbereitet, die Pike fallen ließ, und begann mit ihm zu ringen. Aber der Türke war ihm an Kräften überlegen, wenn auch Dirks Gewandtheit dazu beitrug, daß er beim Hinstürzen auf das Deck nicht unter, sondern neben seinen Gegner fiel. Dieser hielt mit der Linken Dirks Hals umfaßt, während seine Rechte nach dem Dolche im Gürtel griff. Vergebens suchte Dirk ihn daran zu hindern und die Hand festzuhalten. Er fühlte wie seine Kräfte erlahmten, und der Tripolitaner ihm immer mehr die Kehle zupreßte.

Es wurde ihm schwarz vor den Augen; schon war er im Begriff loszulassen und dann den Todesstreich zu empfangen,

da glaubte er neben sich aus der Luke eine Gestalt auftauchen und zum Schlage ausholen zu sehen. Mit eigentümlich klirrendem Tone sauste etwas aus der Luft hernieder, dann fühlte er plötzlich, wie sein Hals frei wurde, und als er aufblickte, lag der grimme Feind mit weit klaffendem zerschmetterten Schädel tot neben ihm, während sein Retter auf das Hinterdeck zu den übrigen Kämpfern stürzte. Gleichzeitig wurde das Fahrzeug durch einen heftigen Stoß erschüttert, er hörte ein lautes Hurrah in unmittelbarer Nähe, doch als er sich aufrichten wollte, schwanden ihm die Sinne. Die übermächtige Anstrengung und der Blutverlust hatten ihn bewußtlos gemacht.

Als er wieder zu sich kam, hatte das Schlachtgetümmel aufgehört; die Boote befanden sich auf dem Rückwege zu dem Geschwader, das seewärts außer Schußweite der Batterien vor Anker gegangen war. Er fühlte sich noch so schwach, daß er sich nicht zu erheben vermochte, aber seine erste Frage galt Leutnant Decatur.

„Er lebt," lautete die Antwort, „aber er ist schwer verwundet, wir haben ihn dort hinten auf dem Deck niedergelegt."

„Helft mir, ich muß ihn sehen!" bat Dirk dringend und einige Matrosen geleiteten ihn zum Lager des Leutnants. Dieser war schrecklich zugerichtet. Kopf, Gesicht und Brust zeigten nicht weniger als acht Säbelhiebe, und er lag bleich und regungslos wie ein Toter da.

Angsterfüllt beugte sich Dirk über ihn, und der Gedanke, nun auch diesen Freund zu verlieren, schnürte ihm das Herz zusammen. Doch seine Sorge sollte nur von kurzer

Dauer sein. Als er Decaturs Hand ergriff, schlug dieser die Augen auf.

„Das war ein hartes Stück Arbeit, Mallinga," sagte er dann scherzend, „und ich bin diesmal mit genauer Not klar geschlippt. Der Riesenkerl schlug mir fast jedesmal die Parade durch, und daher stammen die vielen Schrammen. Ich habe zwar etwas Blut lassen müssen, aber die Hiebe sind nicht tief gegangen, und ich denke, der Doktor wird in ein paar Tagen alles wieder zusammengeflickt haben. Ich wäre zuletzt aber doch schlecht gefahren, wenn nicht unser Boot wieder längseit gelegt, und unsere Leute geentert hätten. Der Bootsmann schoß meinen Gegner nieder, und damit war auch der ganze Kampf beendet. Als die Tripolitaner ihren Führer fallen sahen, und gleichzeitig unser frisches Volk eintraf, ergaben sie sich; doch wie ist es Ihnen ergangen? Es scheint, daß man Ihnen auch stark zur Ader gelassen."

Dirk erzählte in ein paar Worten seine Erlebnisse und seine Errettung im letzten Augenblicke durch einen Unbekannten, der eine ganz fremdartige Waffe geschwungen.

„Ah," sagte Decatur, „das ist einer von jenen Christensklaven dort auf dem andern Boote, ein Spanier, wie man mir mitgeteilt. Eine von unsern Kugeln, die durch die Bordwand geschlagen, hat die Kette zerschmettert, mit der er an eine Ruderbank geschmiedet war, und der Brave ist ohne Besinnen uns zu Hilfe geeilt, um mit seinem Kettenende alles niederzuschlagen, was ihm in den Wurf kam."

Das Gespräch der Freunde wurde unterbrochen, da das Kanonenboot in diesem Augenblicke an der „Constitution"

anlegte. Man schaffte die Verwundeten an Bord und übergab sie den Ärzten. Mit Decatur stand es so, wie er selbst gemeint, keine seiner vielen Wunden war bedenklicher Natur. Dagegen befand sich Dirk in einer schlimmeren Lage. Obwohl keine edleren Teile verletzt waren, hatte die Pike eine so große Fleischwunde gerissen, daß er tagelang im heftigsten Fieber lag, am Rande des Grabes schwebte und erst zu genesen begann, als das Geschwader nach geschlossenem Frieden auf dem Wege nach Neapel begriffen war.

War die Hinreise durch schlechtes Wetter verzögert, so hielten jetzt Windstillen die Schiffe wochenlang auf, aber die schöne reine Seeluft übte den besten Einfluß auf die Verwundeten, und auch Dirk erholte sich, nachdem er einmal die Krisis überwunden, ziemlich schnell, wozu nicht wenig das Bewußtsein beitrug, den glänzenden Sieg, den Decaturs Kanonenboote gegen den übermächtigen Feind errungen, in so hervorragendem Maße mit erkämpft zu haben.

Mit jenem Tage war zwar der Stolz des Pascha von Tripolis noch immer nicht gebrochen, und er wies den vom Kommodore gesandten Parlamentär zurück. Als dann jedoch die Amerikaner am folgenden Tage ihren Angriff wiederholten, die in der Nacht notdürftig wiederhergestellten Batterien abermals vernichteten, sie in einen unförmlichen Steinhaufen verwandelten, außer den tags zuvor von Decaturs Division genommenen drei Kanonenbooten noch weitere vier eroberten, verschiedene in den Grund bohrten und die übrigen schwerbeschädigt in den Hafen zurückjagten, während die nun nicht mehr durch Geschosse vom Lande belästigten Bombarden ganz

nahe an die Stadt rückten und ihre Bomben hineinwarfen, wurde sein Trotz gebeugt.

Er bequemte sich zum Friedensschluß, gab alle amerikanischen und neapolitanischen Gefangenen ohne Lösegeld heraus, und willigte auch ein, Christensklaven anderer Nationalitäten gegen die vom Geschwader gemachten Gefangenen auszuwechseln, sowie endlich auf den von Amerika bisher gezahlten Tribut zu verzichten.

Dieser glänzende Erfolg hätte wohl zu anderer Zeit in Europa ungemeines Aufsehen gemacht und andere Seemächte zur Nachahmung gespornt, aber der damals von Napoleon gegen fast alle Mächte des Kontinents geführte Riesenkampf nahm die Aufmerksamkeit und die Kräfte der übrigen Völker so in Anspruch, daß dieser Zwischenfall, so bedeutungsvoll er war, dennoch fast ganz unbeachtet blieb.

Nur in den Raubstaaten selbst machte er einen gewaltigen Eindruck, und sie hüteten sich ferner sehr, irgend ein amerikanisches Schiff zu behelligen, während sie dagegen noch Jahrzehnte lang den ganzen übrigen Seehandel brandschatzten. Zwar bombardierte die englische Flotte unter Lord Exmouth Algier im Jahre 1815, ohne jedoch dadurch eine Änderung herbeizuführen, und erst 1830 wurde durch die französische Eroberung von Algier dem Unwesen ein für allemal ein Ende gemacht.

Als Dirk soweit genesen war, daß er Besuch annehmen und sich unterhalten durfte, hatte auch Decaturs Heilung von seinen zahlreichen Wunden solche Fortschritte gemacht, daß er seinem jungen Freunde Gesellschaft leisten und das ihnen vom

Kommodore eingeräumte Krankenzimmer teilen konnte. Diese Zeit brachte beide einander sehr nahe und knüpfte die bereits bestehenden Freundschaftsbande immer fester.

Der liebenswürdige Charakter und das heitere freimütige Wesen Decaturs übten außerdem einen wohlthätigen Einfluß auf Dirks verdüstertes Gemüt. Er hatte jemand, dem er sein Herz ausschütten und mit dem er so über Moormann sprechen konnte, wie es ihm Bedürfnis war, der für seine Gefühle Verständnis besaß, und an dessen Trostesworten und Ratschlägen er sich aufrichtete. Freilich das eine gewann er nicht über sich, ihm auch seine Verwandtschaft mit Moormanns Mörder mitzuteilen; das mußte für immer in seiner Brust begraben bleiben, aber der Gedanke an jene Schreckensnacht verlor doch allmählich von seiner Furchtbarkeit und quälte ihn nicht mehr so wie früher.

In den Gesprächen der beiden Freunde spielten natürlich die Ereignisse der Tage von Tripolis die Hauptrolle. Dirk hatte ja alle Ursache, auf seine Leistungen stolz zu sein und in gewisser Beziehung war er es auch; aber es hatte sich in seinem Charakter doch eine bedeutende Wandelung vollzogen.

Der Stolz war frei von jeder Überhebung, zu der er früher zu sehr neigte; er hatte erkannt, daß Decatur ihn in so vielen Beziehungen weit überragte, so viel mehr geleistet hatte, als er, und dennoch weiter keine Ansprüche machte, als die, seine Schuldigkeit gethan zu haben, und dieses Beispiel wirkte mächtig auf ihn ein. Die Schicksalsschläge, welche ihn betroffen, hatten auch das ihrige gethan, um seine Selbsterkenntnis zu fördern, und so lernte er, bescheiden zu sein. Zwar verschwand

damit nicht sein Ehrgeiz, aber derselbe wurde in ruhigere Bahnen gelenkt und beschränkte sich fortan darauf, in treuer Pflichterfüllung Befriedigung zu finden.

Als die Freunde eines Tages wieder in traulicher Unterhaltung saßen, sagte Dirk: „Hast du etwas über den Mann gehört, dem ich eigentlich mein Leben verdanke. Heute Morgen kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich doch eins der schlechtesten Geschöpfe bin, mich seiner erst jetzt wieder zu erinnern und ihm nicht schon längst meine Erkenntlichkeit bewiesen zu haben. Du meintest, er sei ein Spanier, befindet er sich hier an Bord?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Decatur; „die befreiten Christensklaven wurden auf die verschiedenen Schiffe verteilt, die unsern sind vorn in der Batterie bei der Mannschaft untergebracht, aber ich habe noch keinen von ihnen gesehen. Ich werde mich jedoch gleich nebenan bei dem Sekretär des Kommodore erkundigen. Er hat die Liste von allen befreiten Gefangenen und weiß, wo sie sich befinden.“

Damit ging er hinaus, um nach wenigen Minuten wieder zu erscheinen.

„Alle Christen,“ sagte er, „welche sich auf den von uns genommenen Kanonenbooten befanden, sind hier an Bord untergebracht und der Spanier ebenfalls. Wie mir der Sekretär mitteilt, scheint der arme Teufel von schwerem Leid bedrückt zu sein, denn er sitzt den ganzen Tag für sich allein und ist tief traurig. Außerdem spricht er nur spanisch und kann sich mit niemand verständigen, da ich glaube, daß wir so ziemlich die einzigen an Bord sind, die seine Sprache reden. Ich

habe jemand geschickt, um ihn holen zu lassen — er heißt Galvez."

Bei Nennung des Namens flog Dirk unwillkürlich empor, aber seine Gesichtszüge verrieten, daß dieses Erschrecken freudiger Natur war.

„Mein Gott," rief er aus, „sollte das Schicksal so wunderbar spielen, daß es der Vater von Mercedes wäre?"

„Welche Mercedes meinst du?" fragte Decatur, der mit Erstaunen die Erregtheit Dirks bemerkte.

Diesem schoß die Röte in das Gesicht, daß er so unbedacht sein sorgsam gehütetes Geheimnis preisgegeben, und er schwieg einige Augenblicke verwirrt. Doch sehr bald kam er zu einem Entschlusse, sein Gewissen verbot ihm, zum zweiten Male eine Unwahrheit zu sagen.

„Es ist das junge Mädchen, welches wir auf der Schebecke befreit," erwiderte er offen dem Freunde, „und das ich seitdem öfter gesehen und gesprochen habe."

„Ah, so steht's Schiff," sagte Decatur mit schelmischem Lächeln, „dann gratuliere ich herzlich. Du hast die Tochter, der Vater dich vom Tode errettet — das ist ja der wahre Roman und eine fröhliche Hochzeit das Ende. Nun, hoffentlich wirst du mich doch dazu einladen, Dirk," scherzte er.

Dieser wurde vorläufig einer Antwort durch ein Klopfen an der Thür enthoben, und ein Mann in Matrosentracht, dessen Äußerem man jedoch sofort ansah, daß er diesem Stande nicht angehöre, trat ein.

„Ihr Name ist Galvez?" redete ihn Decatur in spanischer Sprache an.

„Ja, Herr," erwiderte der Fremde, dessen gramdurchfurchte Züge sich etwas erhellten, als er die Laute seiner Muttersprache vernahm.

„Sie haben eine Tochter mit Namen Mercedes?" fuhr der Leutnant fort.

Der Spanier richtete sich wie elektrisiert empor, und in seinen Augen blitzte ein Hoffnungsstrahl.

„Was wissen Sie von Mercedes, von meinem süßen Kinde?" rief er, indem er flehend die Hände gegen Decatur erhob. „Ist sie am Leben? Oh sprechen Sie, Herr; sie war mein Glück, mein Alles und sie ist mir genommen. Sie befindet sich in der Gewalt der Tripolitaner und ist von einem weit schrecklicheren Lose bedroht, als es der Tod ist," fügte er von tiefem Schmerz erfüllt hinzu, indem eine Thräne über seine Wangen niederrollte.

„Beruhigen Sie sich," tröstete Decatur. „Ihre Tochter lebt nicht nur, sondern sie befindet sich auch wohlbehalten im Hause des spanischen Konsuls in Neapel. Wir haben die Schebecke, welche sie als Geschenk des Pascha für den Harem des Sultans nach Konstantinopel bringen sollte, genommen und sie befreit. Ohne jenen Herrn dort wäre sie aber dennoch die Beute eines schrecklichen Todes geworden. Die entmenschten Türken hatten das Fahrzeug in Brand gesteckt und mein Freund Mallinga hat sie mit eigener Lebensgefahr unverletzt den Flammen entrissen."

Der Spanier stand wie angewurzelt bei diesen Eröffnungen; sein Blick irrte von einem der Freunde zum andern,

der Wechsel zwischen tiefstem Leid und höchstem Glück kam zu jäh, und er schien ihn nicht fassen zu können.

„Sprechen Sie die Wahrheit?" löste es sich endlich von seinen Lippen, „oh, täuschen Sie nicht einen unglücklichen Vater, der fast wahnsinnig geworden ist bei dem Gedanken, daß seine Tochter einem so grausamen Schicksale zum Opfer gefallen sein könne."

„Es verhält sich so, wie ich Ihnen sagte," bestätigte ernst Decatur, „und dort von Herrn Mallinga können Sie alles erfahren; er hat Ihre Tochter, bevor wir vor sechs Wochen Neapel verließen, öfter selbst gesprochen. Ich werde Sie jedoch jetzt einige Zeit allein lassen," setzte er hinzu, „der Doktor muß meinen Verband wechseln;" und Dirk freundlich zunickend, verließ der feinfühlige Leutnant die Kajüte.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr, für das, was Sie an meinem Kinde und damit auch an mir gethan," rief jetzt Galvez, indem er stürmisch Dirks Hand ergriff. „Sie haben mir ein neues Leben geschenkt, denn bisher lag das meine gebrochen da. Oh, möchte mir je Gelegenheit geboten werden, es Ihnen zu vergelten; jedes Opfer würde ich mit der größten Freude dafür bringen . . . ."

„Sie haben es bereits vergolten," unterbrach Dirk seinen lebhaften Redefluß, „ich ließ, bevor ich Ihren Namen erfuhr, Sie zu mir bitten, um Ihnen meinerseits für das zu danken, was Sie an mir gethan."

„Was ich für Sie gethan?" fragte Galvez staunend und ungläubig, „wie wäre das möglich, ich habe Sie ja nie gesehen!"

„Vielleicht mich nur nicht beachtet in jenem ernsten Augenblicke," entgegnete Dirk, „und dennoch haben Sie mich vor einem sichern Tode bewahrt. Der Türke, welchen Sie mit Ihrer Kette zuerst niederschlugen, hätte mich wenige Augenblicke später erdolcht, da mir die Kräfte fehlten, mich länger seiner zu erwehren."

„Das war nur ein glücklicher Zufall," sagte Galvez, „aber Ihren Dank kann ich trotzdem nicht annehmen. Ich folgte dabei nur einem Gefühl der eigenen Rache und des tiefsten Hasses gegen jene Unmenschen, die mich meines Kindes beraubt und mich selbst an die Ruderbank geschmiedet hatten, und es war ein kleiner Trost in meinem Leid, daß ich eine ganze Reihe der Räuber zur Hölle befördern konnte — doch nun sprechen Sie von ihr, von meiner Mercedes, der Sonne meines einsamen Lebens," bat er.

Dirk teilte ihm alles Nähere mit, und wenn er sich auch bemühte, selbst bescheiden in den Hintergrund zu treten, nahm im Laufe der Erzählung der Ton seiner Stimme doch unwillkürlich eine solche Wärme an, daß es für Galvez nicht schwer wurde zu erraten, wie es um Dirks Herz stand.

„Lieben Sie meine Tochter?" fragte er letzteren plötzlich und unvermittelt.

Dirk überraschte diese unerwartete Frage in so hohem Grade und machte ihn zugleich so verlegen, daß er nicht sogleich zu antworten vermochte. Dann aber trat Mercedes Bild vor seine Seele, wie er sie zuletzt gesehen, er fühlte wieder ihren Abschiedsgruß auf seinen Lippen brennen und hörte ihr leises Flüstern: „Hasta mañana!"

Dieses „morgen“ war jetzt gekommen, schöner, glücklicher und verheißungsvoller, als er sich je geträumt, und dies Bewußtsein gab ihm den Mut, dem Vater offen seine Liebe zu bekennen, und auch, daß er Gegenliebe gefunden.

Galvez Züge erglänzten vor Freude bei diesen Worten. „Nimm sie hin, mein Sohn,“ rief er, indem er Dirk in seine Arme schloß, „du hast sie mit deinem eigenen Leben dir errungen, du wirst auch ihre Zukunft zu schützen wissen, wenn ich nicht mehr bin. Ich besitze Reichtümer genug, um letztere für euch ohne Sorgen zu gestalten.“

In diesem Augenblicke betrat Decatur wieder das Krankenzimmer. Als er den strahlenden Blick Dirks bemerkte, hatte er alles erraten, und dieser machte jetzt den Freund zum Teilnehmer des ihm widerfahrenen Glückes. Bis tief in die Nacht saßen die Drei, um ihre Gedanken auszutauschen, und als endlich sich der Schlummer auf Dirks Augen niedersenkte, da umgaukelten ihn süße Träume, während eine frische günstige Brise aufsprang und das Geschwader im raschen Lauf der Bai von Neapel zutrieb.

Am andern Morgen war dieselbe erreicht, und der Jubel, mit dem die tapferen und siegreichen Amerikaner von der Bevölkerung empfangen wurden, überstieg alle Beschreibung. Wenige Stunden später sollten dieselben aber für ihre Thaten noch eine ehrendere Anerkennung erhalten.

Ein von New York kommender Kriegsschuner lief in den Hafen ein und brachte Depeschen für den Kommodore. Sie enthielten die Antwort des Marineministeriums auf den Bericht des letzteren über das kühne Unternehmen gegen die „Phila-

delphia". Der Kongreß hatte dem Geschwader den Dank des Landes ausgesprochen und außerdem den Rang eines jeden Teilnehmers an der Expedition um einen Grad erhöht.

Dadurch war Decatur zum Kapitän und Dirk zum Leutnant befördert. Dieser hatte einen Schritt vorwärts gethan, wie seine kühnste Phantasie ihn sich nicht hatte träumen lassen, da er unter gewöhnlichen Verhältnissen noch mindestens drei Jahre hätte Kadett bleiben müssen. Natürlich empfand er darüber große Freude, aber der überhebende Stolz, der noch vor wenigen Monaten einen hervorragenden Zug seines Charakters bildete, erhielt durch die unerwartete Auszeichnung keine neue Nahrung, und die Freude war außerdem auch nicht ungetrübt. Der Gedanke, daß der treue Moormann nicht die eigene Rangerhöhung, sowie die seines Lieblings mit hatte erleben dürfen, mischte in jene einen bittern Wermutstropfen.

XI.

Seit ungezählten Jahrtausenden sendet die Sonne innerhalb des Wendekreises ihre glühenden Strahlen fast senkrecht auf den südatlantischen Ozean herab, ohne daß je eine schützende Wolkendecke dazwischen tritt, und ebensolange weht dort aus derselben Richtung und mit gleichmäßiger Stärke der Südost-Passatwind, um die erwärmten Wassermassen langsam vor sich her zu treiben und sie im Meerbusen von Mexiko aufzustauen.

Dort suchen sie einen Ausweg, finden ihn aber nur zwischen Florida und den westindischen Inseln in einer engen Straße, durch welche sie sich mit bedeutend vergrößerter Geschwindigkeit drängen und den heißen Golfstrom bilden. Infolge seiner hohen Temperatur und spezifischen Schwere fließt derselbe wie in einem scharf begrenzten Flußbette durch die ihn umgebenden kälteren Wasserschichten, und wenn ein Schiff sich auf dieser Grenzlinie befindet, kann man die merkwürdige Beobachtung machen, daß ein vorn vom Schiff in das Wasser gelassener Thermometer sechs bis acht Grad anders zeigt, wie das, welches man am hintern Ende eingetaucht hat. Der Golfstrom nimmt seine Richtung nach Nordost und erstreckt sich, an Schnelligkeit und Wärme abnehmend und sich allmählich

verbreiternd bis zur Küste von Norwegen, um sich schließlich im Polarmeere zu verlieren.

Der von ihm mitgeführten Wärme verdanken der Westen Europas und auch Deutschland das milde Winterklima, während die nicht von seinem Einflusse berührten, unter denselben Breitengraden liegenden Länder, im Osten Rußland, im Westen Labrador, im Eise starren.

Indem der Golfstrom auf diese Weise zum Wohlthäter von Millionen Menschen wird, bildet er andererseits durch die in ihm aufgespeicherte große Wärme im Gegensatz zu dem umgebenden Wasser die Brutstätte jener furchtbaren Naturerscheinungen, die unter dem Namen von Orkanen bekannt sind, mit verheerender Gewalt Westindien heimsuchen, und dem heißen Strome folgend, zuweilen ihre Ausläufer bis zu den Küsten Europas senden.

Wehe dem unglücklichen Schiffe, das die Bahn eines solchen Wirbelsturmes in der Nähe seines Mittelpunktes kreuzt! Im offenen Meere kann es sich glücklich schätzen, wenn es mit dem Verluste der Masten fortkommt, von Land besetzt ist es dagegen rettungslos verloren.

Der mexikanische Golf ist deshalb zu Zeiten ein gefährliches Fahrwasser und er war zu Anfang des Jahrhunderts noch bedeutend gefährlicher, weil man damals weder die Barometer, die jetzigen treuen Warner des Seemanns, an Bord eingeführt hatte, noch die Gesetze kannte, die unser Dove entdeckt hat, und nach denen diese unheimlichen Wirbel sich bewegen, während man jetzt durch aufmerksame Beobachtung der einen, und ge-

naue Beachtung der anderen in den meisten Fällen imstande ist, ihnen rechtzeitig zu entfliehen.

Im Jahre 1780 ging durch einen solchen Orkan in der Nähe von Kuba eine englische Flotte von dreizehn Schiffen, darunter zwei Linienschiffe verloren, und viertausend Mann der Besatzungen fanden ihren Tod in den Wellen. Mit welcher unbeschreiblichen Gewalt diese Stürme wüten können, mag man ferner aus der Thatsache entnehmen, daß 1820 die Insel Barbadoes durch einen solchen heimgesucht wurde, der nicht nur sämtliche Gebäude und Waldungen zerstörte, während Tausende von Menschen dabei ihren Tod fanden, sondern auch 24 Pfünder-Kanonen aus den Festungswerken aufnahm und sie Hunderte von Schritten weit durch die Lüfte entführte.

Aber auch noch andere Fährlichkeiten bietet diese Gegend für die Schiffahrt, die Windstillen. Gewöhnlich ist das Wasser bis unmittelbar an die Küste so tief, daß kein Anker Grund fassen kann, und wenn dann die heftige Strömung das steuerlose Segelschiff in ihre Gewalt bekommt, so wird es leicht auf eins der vielen Korallenriffe geschleudert, um ebenfalls verloren zu gehen, obgleich dann die Rettung der Besatzung durch die Boote noch möglich ist, freilich auch nur, wenn die unglücklichen Schiffbrüchigen gegen Mangel an Trinkwasser gesichert sind und sie nicht dem Sonnenbrande zum Opfer fallen, der ohne den kühlenden Hauch des Windes die Zunge verdorrt und sie einem furchtbaren, qualvollen Tode weiht.

An der Küste von Texas, westlich von der Mississippi-Mündung in der Nähe von Matamoros, der jetzigen Grenze zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und

Mexiko, zu welchem letztern Texas damals noch gehörte, lag etwa zwei Seemeilen vom Festlande entfernt eine Kriegsbrigg vor Anker. Auch sie war von Windstille überfallen und mehrere Tage willenlos von der Strömung umhergewirbelt worden, bis es ihr gelang, mit Hilfe schwerer Ruder, welche damals kleinere Segelschiffe für solche Fälle mit sich führten, und die von der hundertzwanzig Köpfe starken Besatzung der Brigg dauernd kräftig bedient werden konnten, einen passenden Ankerplatz in der Nähe zweier Inseln zu erreichen.

In dieser Gegend lagert eine Anzahl solcher Inseln wie eine Kette vor der Küste, und den Zwischenraum bis zu letzterer füllen Lagunen von geringerer oder größerer Wassertiefe aus, die zu damaligen Zeiten ebensoviele versteckte und geschützte Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel von Schmugglern und Piraten bildeten, von denen der Golf von Mexiko wimmelte, obwohl Kriegsschiffe verschiedener Nationen, namentlich der Vereinigten Staaten, energisch auf sie Jagd machten, und auch die Brigg dieselben Zwecke verfolgte.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, aber trotz der vorgerückten Tageszeit herrschte noch eine glühende Hitze. Die Wasserfläche glich einem Spiegel, den auch nicht der leiseste Hauch trübte. Hier und dort strichen mit schwerfälligem Flug Pelikane vorüber, um gelegentlich auf einen Fisch zu stoßen, der sich aus der Tiefe zu weit nach oben wagte. Dann brach die glasartige Decke auf einige Augenblicke, doch bald verflachten sich die ringelnden Kreise wieder, und das Meer war glatt wie vorher.

Das Wasser warf so klar und scharf die Formen des

Schiffes zurück, daß man schon in geringer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden vermochte, wo jenes aufhörte und sein Spiegelbild begann. Über dem Oberdeck waren Sonnensegel ausgespannt, aber die Hitze noch so stark, daß man die eisernen Stützen des ersteren kaum mit der Hand berühren konnte. Wo Stellen des Decks durch die Sonnensegel nicht geschützt wurden, sowie an der der Sonne zugekehrten Bordwand des Schiffes quoll das Pech aus den Nähten, und von dem stehenden Tauwerk tropfte der flüssig gewordene Teer nieder.

Nach draußen zu sah man die Dünung in langen blitzenden Schwingungen rollen, als wälzten sich Wogen von Quecksilber daher. Am Himmel zeigte sich kein Wölkchen, aber über der Küste hing es wie ein bläulicher Schleier, durch den die Gegenstände vom Lande nur undeutlich in zitternder Bewegung hervorschimmerten, während die Stämme einzelner am Strande stehender Kokospalmen in den erhitzten Luftschichten mit steten spiralen Windungen sich um sich selbst zu drehen schienen. Die Umrisse der vom Meere aufsteigenden Hügel zeigten sich weich und verschwommen, und die Gipfel der ferneren Gebirgsketten verloren sich ohne erkennbare Grenzen im Blau des Äthers.

Auf dem Verdeck der Brigg sah man nur wenige Menschen, den wachehabenden Offizier, den Unteroffizier vom Dienst, den Seesoldatenposten am Fallreep und den Ausguck vorn auf der Back; die übrige Mannschaft hielt sich unter Deck auf; dort war es immer noch etwas kühler, als oben, trotz der Sonnensegel.

Der Offizier lehnte müde und in schlaffer Haltung am Gangspill. Dann und wann hob er das Fernrohr, um es über

den Horizont streifen zu lassen, aber fast war es nur eine mechanische Bewegung, und bald senkte er es wieder, um mit offenen Augen weiter zu träumen. Plötzlich richtete er sich jedoch stramm auf, und faßte grüßend an die Mütze, als der Kommandant, aus seiner Kajüte heraufkommend, das Deck betrat.

„Nichts Neues, Leutnant Wilson?“ fragte dieser freundlich den Gruß erwidernd.

„Nichts, Herr!“ erwiderte der Angeredete. „Vorhin war es mir, als ob ich dort ostwärts einen dunkeln Gegenstand erblickte, der einem Boote ähnlich sah, aber bei der diesigen Luft habe ich ihn nicht wiederfinden können.“

Der Kommandant richtete eine Zeitlang das Fernrohr auf die bezeichnete Stelle. „Ich sehe auch nichts,“ bemerkte er dann, „wahrscheinlich ist es nur ein Pelikan gewesen, den die flimmernde Atmosphäre so vergrößert erscheinen ließ. Ich glaube auch kaum, daß texanische Boote sich so weit hinauswagen, sie können mit ihren paar Mann Besatzung nicht einmal die Strömung totrudern.“

„Armer Leo,“ wandte er sich dann an einen mächtigen Neufundländer Hund, der ihm aus der Kajüte an Deck gefolgt war, und sich an ihn schmiegte, während jener ihm den Kopf streichelte, „auch dir scheint es zu heiß zu sein, und du atmest wie im Fieber. Nun hoffentlich bringt der Abend uns etwas kühle Landbrise und wir können diesen Glühofen hier verlassen.“

Der Hund wedelte mit dem Schwanz, als habe er seinen Herrn verstanden und begleitete ihn dann zum Hinterdeck, um

sich zu seinen Füßen zu lagern, als jener die Kommandobank bestieg und sinnend auf das Wasser schaute.

Die Brigg hieß der „Seelöwe“ und den Befehl über sie führte Dirk Mallinga.

Seit der Beschießung von Tripolis waren nahe an sechs Jahre verflossen, jedoch hatte die lange Zeit auf Dirks äußere Erscheinung verhältnismäßig wenig Einfluß geübt. Er war männlicher geworden, und die glühende Tropensonne hatte seine Gesichtszüge gebräunt, im übrigen war er aber nicht viel verändert. Die blauen Augen schauten noch immer so freundlich wie bei dem Jünglinge und Knaben, doch einzelne Falten auf der gewölbten Stirn, sowie ein schmerzlicher Zug um den feingeschnittenen Mund, den auch der blonde Vollbart nicht zu verdecken vermochte, schienen anzudeuten, daß irgend ein tieferes Leid diese Spuren zurückgelassen, und das war in Wirklichkeit auch der Fall.

Wie glückverheißend hatte ihm die Zukunft gewinkt, als er damals von seinem ruhmvollen afrikanischen Kriegszuge nach Neapel zurückkehrte! Durch die ungeahnt früh erfolgende Ernennung zum Leutnant, welche durch den Dank des Kongresses noch einen so viel glänzenderen Hintergrund erhielt, waren seine kühnsten Hoffnungen weit übertroffen worden, und selbst, wenn er noch den brennenden Ehrgeiz von früher besessen, hätte derselbe durch solche unerwartete Auszeichnungen voll befriedigt werden müssen.

Dann war es aber noch etwas anderes, was sein Herz höher schlagen ließ und ihn mit unsagbarem Glück erfüllte. Das Ziel seiner geheimsten Wünsche, das ihm im ersten

Augenblicke nach jener schrecklichen Entdeckung an Moormanns Todestage in unerreichbare Ferne entrückt schien, lag jetzt so nahe vor ihm, daß er nur die Hände auszustrecken brauchte, um es zu erfassen und für immer festzuhalten. Mercedes sollte in kurzem die Seine werden, er besaß nicht nur ihre Liebe, sondern auch den Segen ihres Vaters.

Mit welchen seligen Gefühlen begleitete er den Letzteren zu der Wohnung des spanischen Konsuls; alles Weh war vergessen, jeder Zweifel verschwunden. Ihn beseelte nur der einzige Gedanke, in wenigen Minuten die Heißgeliebte zu umfangen und ihr jubelnd zu sagen: „Du bist mein und nichts soll mich ferner von dir trennen.“

Wie grausam sollte er aber enttäuscht werden! Mercedes war fort, schon seit vier Wochen mit einem Schiffe nach Barcelona gesegelt, um sich nach Madrid zu ihren Verwandten zu begeben. Eine dem Konsul befreundete Familie war dort hingereist, und deren Schutze hatte er sie anvertraut.

Galvez war untröstlich, sein geliebtes Kind nicht mehr anzutreffen, wenngleich es sich für ihn immer nur um einen kurzen Aufschub handelte. In wenigen Tagen konnte er abreisen und mit ihr bald vereinigt sein; Dirk dagegen war vollständig niedergeschmettert. Der ganze Himmel, den er sich aufgebaut, stürzte plötzlich über ihm zusammen, und alles wurde öde und dunkel um ihn.

Vergeblich suchte er sich zu beherrschen, seine geistige Kraft ließ ihn in Stich. Er fühlte das unabweisliche Bedürfnis, allein zu sein, und die freundlichen Worte seiner Umgebung thaten ihm weh. Nach kurzer Zeit brach er auf, um

sich an Bord seines Schiffes zurückzubegeben. Er werde am andern Abend wiederkommen, äußerte er, und schützte Angegriffenheit vor, es sei ja sein erster Ausgang nach der Genesung. Der Konsul wollte einen Wagen holen lassen, aber er lehnte es ab, das Gehen in der frischen Abendluft werde ihm wohlthun. Als er dem Gastfreunde die Hand zum Abschiede reichte, war diese feucht und kalt.

Er stürmte fort, und es war, als ob eine unwiderstehliche Gewalt ihn immer schneller vorwärts triebe. Die Gedanken wirbelten in seinem Kopfe, nur einer drängte sich immer wieder mit erschreckender Deutlichkeit vor: „Du hast sie für immer verloren!“

Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nach Moormanns Tode nicht, wie er zuerst gewollt, an sie geschrieben, daß er ohne Abschied von ihr gegangen. Sie hatte danach ja unbedingt glauben müssen, daß er mit ihrer Liebe nur ein Spiel getrieben, und deshalb sich von ihm abgewandt, keine Zeile, ja nicht einmal einen Gruß für ihn zurückgelassen.

Oh! wie ihm bei diesem Gedanken der Kopf brannte, die Pulse fieberhaft schlugen, und es schwer auf seiner Brust lag!

Als er die Fregatte erreichte, konnte er kaum die Fallreepstreppe hinansteigen, so zitterten seine Kniee. Mit schleppendem Gange und fast taumelnd trat er auf den ersten Leutnant zu, der auf dem Hinterdeck stand, um sich bei ihm an Bord zurück zu melden, aber er stammelte nur einige unverständliche Worte, und verwundert schaute ihm der Vorgesetzte nach, als er in seine Kammer hinunterschwankte. Er hielt ihn für betrunken, und das war doch noch nie vorgekommen.

Zum Tode matt sank Dirk auf sein Bett, und es schwanden ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, befand sich die „Constitution" im atlantischen Ozean auf der Heimreise nach New-York, und es lagen viele Meilen zwischen ihm und Neapel. Vierzehn Tage lang hatte er ohne Besinnung, und ebenso lange am Rande des Grabes schwebend, an einem heftigen Nervenfieber daniedergelegen, das die tiefe seelische Erregung in dem von der schweren Verwundung kaum genesenen und noch sehr geschwächten Körper hervorgerufen. Jetzt war die Krisis glücklich überwunden, doch es bedurfte noch Wochen, ehe die Kräfte wiederkehrten. Erst allmählich erfuhr er, wie alles gekommen, und daß die Fregatte am zweiten Tage nach seiner Erkrankung zurückberufen und gesegelt sei.

So war denn auch das letzte Glied der Kette gebrochen, die ihn noch äußerlich mit Mercedes verband. Auch des Vaters Zuneigung und Fürsprache war ihm verloren, wenngleich ohne eigene Schuld; daß Krankheit ihn verhinderte, am nächsten Abend wiederzukommen, konnte Galvez ja nicht wissen. Ohne jede Nachricht mußte er eine Absicht darin vermuten; jetzt war er wieder mit seiner Tochter vereinigt, hatte ohne Zweifel von ihr erfahren, wie Dirk sich auch ihr gegenüber benommen, und damit war alles vorbei. Jener Gedanke, der ihn auf dem Rückwege vom Hause des Konsuls so hartnäckig verfolgt und gequält — er hatte sich leider nur zu sehr verwirklicht.

Alles dies verzögerte seine Genesung; den schweren Kampf in seinem Innern mußte er allein durchkämpfen, denn auch der einzige Freund, dem er rückhaltslos sein Herz ausschütten

und der ihn hätte trösten können, Decatur, war fern. Seine Beförderung zum Korvettenkapitän hatte die Abkommandierung von der „Constitution“ zur Folge gehabt. Der Kommodore übertrug ihm den Befehl über eine Brigg, welche noch längere Zeit auf Station im Mittelmeere bleiben sollte.

So mußte denn Dirk alles mit sich allein ausmachen und aus jener Periode stammten die frühen Falten auf der Stirn und der schmerzliche Zug um den Mund, denn auch die Briefe, die er an Mercedes und deren Vater geschrieben, und in denen er Aufklärung über die Verhältnisse gab, die scheinbar gegen ihn sprachen, waren unbeantwortet geblieben. Monate lang hatte er in Aufregung und Spannung gewartet, dann resignierte er und erst allmählich fand er sein inneres Gleichgewicht wieder, aber er blieb ernst und verschlossen. Die Freuden des Landlebens übten keinerlei Anziehungskraft mehr auf ihn; er glaubte nur im Dienste und auf See Zerstreuung und Vergessen finden zu können. Nach seiner Ankunft in New York bemühte er sich deshalb um eine Bordkommandierung, und sie wurde ihm auch gewährt. Die Reise ging um die Erde und dauerte fast drei Jahre.

An Bord gab es keinen tüchtigeren und diensteifrigeren Menschen als Leutnant Mallinga. Wo es galt, irgend eine schwierige Aufgabe zu lösen, oder eine Gefahr zu überwinden — überall war Dirk der erste. Er schien nur für den Dienst zu leben, und es war deshalb erklärlich, daß sein Kapitän bei der Rückkunft des Schiffes ihm das glänzendste Zeugnis ausstellte und ihn der Marinebehörde auf das wärmste empfahl.

Die Folge war seine baldige Ernennung zum ersten Leut-

nant einer Fregatte, und als er nach zweijähriger Reise zurückkehrte, gab man ihm als Kapitänleutnant den Befehl über den „Seelöwe“, um damit gegen Schmuggler und Piraten im Golf von Mexiko zu kreuzen. Für einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren war das eine Auszeichnung ganz besonderer Art, aber Dirk rechtfertigte auch das in ihn gesetzte Vertrauen in jeder Beziehung. In den fünf Monaten seiner Kreuztour hatte er durch unausgesetzte Wachsamkeit und durch thatkräftige Verfolgung den Freibeutern, denen er zwei Schiffe in den Grund gebohrt, einen solchen heilsamen Schrecken eingejagt, daß dieselben sich fast nicht mehr auf das offene Wasser hinauswagten, und die Handelsschiffahrt im Golf sich einer lange nicht genossenen Sicherheit erfreute.

Dirk selbst fand in der ihm übertragenen ehrenvollen Aufgabe hohe Befriedigung und verstand es meisterhaft, seinen Offizieren und Mannschaften denselben Geist treuer Pflichterfüllung und kühner Unternehmungslust einzuflößen, der ihn selbst beseelte. Alle liebten und verehrten ihn, und die musterhafte Ordnung und Disziplin an Bord der Brigg war nicht Folge einer überstrengen Zucht und der Furcht vor Strafe, sondern des allgemeinen Bestrebens, die Zufriedenheit des Kommandanten zu erwerben, und dieser lohnte der Besatzung ihre Anhänglichkeit durch die lebhafteste Fürsorge und wohlwollende Freundlichkeit.

Was er erstrebt, durch ununterbrochene Thätigkeit jene schwere Zeit in Neapel und die herben Enttäuschungen, welche er dort erfahren, in Vergessenheit zu bringen, schien ihm im Laufe der Jahre gelungen zu sein. Die trüben Bilder der

Vergangenheit verblaßten allmählich vor seinem geistigen Auge, um mehr und mehr ganz zu verschwinden, und es waren schon lange Monate vergangen, seitdem er ihrer gar nicht mehr gedacht.

Wie kam es nur, daß sie heute wieder so lebendig vor ihm auftauchten und Mercedes Erscheinung in ihrem ganzen berückenden Zauber vor seine Seele trat?

Als am Morgen mit Mühe und Not der Ankerplatz erreicht, und der geographische Ort des Schiffes auf der Seekarte verzeichnet war, da fiel Dirks Blick auf die nur wenige Meilen entfernte Stadt Matamoros. Jahrelang hatte er des Namens nicht gedacht, heute aber blitzte es plötzlich in seiner Erinnerung auf, daß Mercedes ihn genannt, wenn sie von ihrer Jugend und ihrem Heim in Texas erzählte. In der Nähe von Matamoros lagen die ausgedehnten Besitzungen ihres Vaters, in der Kathedrale hatte sie die heilige Taufe empfangen, war dorthin sonntäglich zum Hören der Messe gefahren, und in der Stadt hatte sie viele frohe Stunden ihrer Kindheit verlebt.

Vergebens suchte er seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; immer kehrten sie wieder und ließen ihn nicht los. Er sah Mercedes vor sich in ihrer zauberhaften Anmut, er hörte ihr silberhelles Lachen, lauschte, alles um sich vergessend, wie einstmals den bestrickenden Lauten ihrer Worte, und ein Gefühl unsagbarer Glückseligkeit zog für Augenblicke in sein verödetes Herz, um dann wieder bangen Zweifeln und selbstquälerischen Gedanken zu weichen.

Da weckte ihn der Hund aus seinen Träumen und führte ihn in die Wirklichkeit zurück. Leo sprang plötzlich auf, steckte den Kopf durch eine Kanonenpforte, schnupperte mit

lautem Geräusch nach der Landseite in die Luft und wedelte lebhaft mit dem Schwanze.

Dirk blickte auf. „Was hast du, Leo?“ wandte er sich zu dem Tiere. „Aha! ich weiß schon, du riechst die Landbrise, mein guter Hund, und freust dich auch, daß wir hier fortkommen. Ja, ja,“ fügte er leise zu sich selbst sprechend hinzu, „schnell, nur schnell, hier gehen düstere Gespenster um, die mir meinen Frieden zu rauben drohen.“

Die Landbrise war noch nicht da, aber sie sandte bereits ihre Vorläufer aus, und diese hatte Leos feine Nase verspürt. Noch regte sich kein Hauch, die Meeresfläche lag spiegelglatt, wie vorher, und der Wimpel im Großtop hing ohne die leiseste Bewegung tot an der Stenge nieder, aber trotzdem durchdrang vom Lande her ein süßer Duft die Atmosphäre, der Herz und Sinne entzückte.

Die sinkende Sonne, deren Glut ihn bisher niedergedrückt, gab ihn frei. Millionen von Blüten und Blumen strömten ihn aus und sandten ihn, zuerst leise und unmerklich, dann immer mehr sich verdichtend und schneller nach allen Seiten und weit über das Meer.

Aber auch die ganze Szenerie umher hatte sich in der letzten Stunde verändert, der bläuliche Schleier, der bisher das Land halb verhüllte, war verflogen. Scharf hoben sich die Umrisse der hohen Gebirgsketten im Innern gegen den Abendhimmel ab, an dem goldig besäumte Wölkchen wie glänzende Perlen im Azur des Äthers schwammen, und wie ein prachtvolles Panorama breitete sich die Gegend viele Meilen weit vor dem Blicke aus.

Bei der außerordentlich klaren und durchsichtigen Luft, welche jetzt die nahende Abendkühle schuf, war jeder Gegenstand deutlich zu unterscheiden, und alles so nahe gerückt, daß man es mit Händen greifen zu können vermeinte, die Kokospalmen am Strande mit ihren gefiederten Kronen, die Bananenbäume mit dem leuchtenden Grün ihrer mächtigen Blätter, aus deren Schatten die weißen Mauern einzelner Villen auf den Hügeln freundlich hervorlugten, während das am dunkeln Ufer leise rauschende Meer jenes mit einem schimmernden Silberstreifen umsäumte.

Dirk nahm das Fernrohr zur Hand, um es über den Horizont streifen zu lassen. In der Mündung des Rio del Norte tummelte sich eine Zahl Fischerboote, auf deren aus dem Wasser tauchenden Riemen die Strahlen der scheidenden Sonne blitzten. Scharen von Pelikanen umschwärmten sie, um ihren Teil am Fange zu haben, an den Flußufern hin erstreckten sich weitausgedehnte Zuckerrohrpflanzungen, und hier und dort erhob sich ein hoher Schornstein der Zuckermühlen, aus dem dunkle Rauchwolken kerzengerade emporwirbelten, und Dirk erfreute sich an der wundervollen tropischen Landschaft, über der eine friedliche Abendruhe gebreitet lag.

Da zuckte er jedoch plötzlich zusammen und ließ das Fernrohr sinken. Fern im Hintergrunde des Thales, das der Rio del Norte durchströmte, hatte sich ein hoher Turm im Objektiv des Fernglases gezeigt. Es war die Kathedrale von Matamoros, die er gesehen, und mit ihr zogen wieder die feindlichen Gespenster vor seiner Seele vorüber, die er einige Augenblicke von sich abgeschüttelt.

„Der Landwind kommt," meldete der wachehabende Offizier, und die wenigen Worte wirkten wie erlösend auf Dirk.

Lebhaft wandte er sich um und schaute auf das Wasser. Ein leiser balsamischer Hauch fächelte seine Wangen, Katzenpfötchen rippten die Oberfläche, und nahe unter Land zeigte sich ein dunkler Streifen, der schnell dem Schiffe näher rückte.

„Lassen Sie alle Mann aufpfeifen, Leutnant Wilson," befahl Dirk, „klar zum Ankerlichten."

Ein Wink des Offiziers verständigte den Bootsmannsmaat vom Dienst. Der Ton seiner Signalpfeife schrillte in die Luke hinunter und die gewaltige Stimme: „Alle Mann auf, klar zum Ankerlichten" schallte durch die Räume des Schiffes.

Die Leute strömten durch die Luken zum Oberdeck und auf ihre Posten, die Topsgäste nach oben in die Marsen, die übrigen zur Ankerwinde, um das Kabeltau um sie zu legen und dann die Speichen zu bemannen. Alles atmete mit Lust den belebenden kühlen Hauch des ersehnten Landwindes, der jetzt mit frischer Brise die Brigg erreicht hatte und wie durch Zauber den von der Tageshitze erschlafften Lebensgeistern die alte Spannkraft zurückgab. In munteren Schritt marschierten die Matrosen um das Gangspill, schnell wanderte das Kabeltau herein, und hob sich der Anker vom Grunde, während die Segellöser behende nach oben enterten.

„Fallen Segel, schoot vor!" ertönte Dirks Kommando.

Die schneeige Leinwand rauschte von den Raaen herunter, diese wurden geheißt, der Wind füllte die Segel und unter ihrem Druck flog das Schiffchen dahin über die Meeresfläche,

wie ein leichtbeschwingter Vogel, während die Brise kleine Wellen formte und sie schäumend überköpfte.

„Kurs Südost!“ gab Dirk dem Manne am Steuerruder auf.

Die Sonne war hinter den Gipfeln der im Westen lagernden Gebirgskette niedergetaucht. Wie in einem Glorienschein erglühten sie in den letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns, und gleichzeitig färbte sich der Abendhimmel mit jenen prachtvollen Tinten von glänzendem Gelb bis zum dunkeln gesättigten Purpur, wie man sie nur an der Grenze der Tropen so entzückend sehen kann, während tiefblaue Streifen die herrliche Färbung fächerförmig durchbrachen und sich fast bis zum Zenith ausbreiteten.

Leider konnte der bewundernde Blick nur kurze Zeit das schöne Schauspiel genießen. In den heißen Zonen währt die Dämmerung nicht lange, fast unvermittelt wechseln Tag und Nacht. Schnell senkten sich die Schatten der letzteren nieder, zuerst auf die Thäler; dann klommen sie hinauf zu den Gipfeln der Berge, die Formen verschwammen und bald deckte ein gleichförmiger dunkler Mantel die Küste.

Je weiter sich das Schiff vom Lande entfernte, desto leichter atmete Dirk. Die Gespenster, welche Matamoros heraufbeschworen, schienen mit ihm unter den Horizont zu sinken. Das schöne freie Meer machte auch ihn frei von den trüben Gedanken; es war seit langem seine Heimat, in der allein er sich wohlfühlte, das Schiff seine Geliebte, die sein Herz ausfüllte und für die er lebte.

Als der Anker gelichtet war und die Brigg seewärts

steuerte, da streifte sein Blick mit innerer Befriedigung über dieselbe. Was für ein schönes, schmuckes Fahrzeug war sie doch! Wie zierlich und harmonisch in allen ihren Teilen, und wie prachtvoll manövrierte sie! Wenn nur der leiseste Hauch ihre Segel schwellte, schnitt sie leichtfüßig durch das Wasser und gehorchte dem Steuerruder wie ein Boot, während es bei Sturm kaum ein seetüchtigeres Fahrzeug geben konnte. Mit wunderbarer Schnellkraft hob sie sich über die heranstürmenden schweren Wogen und schwebte wie eine Nußschale auf ihren schäumenden Kämmen, die vergeblich um sie zischten und brausten, ohne ihr etwas anhaben zu können.

Und dazu die musterhafte Ordnung und Sauberkeit, der gute Geist in der Besatzung, welche Dirk fast mit dem Blicke zu lenken verstand, auf deren Tüchtigkeit auch in den kritischsten Augenblicken er sich unbedingt verlassen konnte, die ihren Kommandanten liebte und verehrte — wahrlich, dieser durfte wohl mit stolzer Befriedigung auf den „Seelöwe“ blicken, und es war erklärlich, daß er auf seinem Schiffe sich wohl fühlte.

Die Landbrise hielt nicht mit der Stärke an, mit der sie zuerst eingefallen war. Je weiter man sich von der Küste entfernte, desto mehr flaute sie ab, bald hielt sie nur noch die oberen leichten Segel rund gefüllt, während die unteren schlaff herabhingen, aber trotzdem machte die Brigg noch schnelle Fahrt, obwohl ihr scharfer Bug fast geräuschlos die Wellen teilte, und ihr langsames Heben und Sinken auf denselben kaum bemerkbar war.

Nach Dunkelwerden hatten die Mannschaften ihr Abendbrot eingenommen, dann saßen sie auf dem Verdeck, rauchten

ihre Pfeifen, erzählten sich Geschichten und sangen fröhliche Lieder, bis um acht Uhr der Befehl „Pfeifen und Lunten aus!“ erging, und die eine Wache sich in ihre Hängematten begab. Damit verstummte alles Geräusch, und die Ruhe der Nacht wurde nur durch den Schritt des wachehabenden Offiziers und den halbstündigen eintönigen Ruf der Schildwachen: „Alles wohl!“ unterbrochen.

Dirk hatte das Bedürfnis gefühlt, sich zu zerstreuen, und einige Offiziere zu Tisch gebeten, um in angenehmer und anregender Unterhaltung den Abend zu verbringen. Als diese sich verabschiedet, ging er nach seiner Gewohnheit noch einmal an Deck, bevor er sich zur Ruhe begab, um nach Wind und Wetter auszuschauen und etwaige Anordnungen für die Nacht zu treffen.

Er bestieg die Kommandobank, aber während er sich sonst mit einem kurzen Umblick begnügte, wurde er heute durch ein prachtvolles Schauspiel gefesselt. Das Meer bot einen Anblick so schön, so wunderbar, wie er ihn in seiner ganzen seemännischen Laufbahn je genossen zu haben sich nicht erinnern konnte.

Wohl hatte er oft genug Gelegenheit gehabt, das Leuchten des Ozeans zu bewundern, aber heute war es kein Leuchten mehr, sondern ein Glühen und Funkeln und Flammen, soweit das Auge reichte. Wenn die Wellen überköpften, erglänzte jeder Schaumtropfen wie ein strahlender Brillant, in der Tiefe schossen die Fische dahin wie feurige Pfeile, Meteoren gleich wälzten sich Quallen unter der Oberfläche, und das Kielwasser erschien wie eine endlose glühende Schlange, die mit tausend und abertausend Windungen das Schiff verfolgte.

Gar oft hatte Dirk die Beobachtung gemacht, daß das Meeresleuchten unmittelbar vor einem Gewitter stets stärker ist und durch die in der Luft angehäufte Elektrizität beeinflußt wird, aber er vermochte auch nicht das leiseste Anzeichen einer solchen Naturerscheinung zu entdecken. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, nur strahlte auch das Firmament in einem ungewohnten eigentümlichen Glanze, wie er ihn nie zuvor gesehen. Die einzelnen Sterne erschienen heute doppelt so groß wie sonst, und das von ihnen ausgehende Licht war nicht weißschimmernd, sondern rötlich, wie das von leuchtenden Rubinen.

Dirk vermochte sich von der zauberischen Erscheinung lange nicht zu trennen, und erst das Anschlagen der Schiffsglocke erinnerte ihn, daß es bereits Mitternacht sei. Er stand im Begriff, sich in seine Kajüte hinunter zu begeben, als Leo abermals, wie er schon am Nachmittage gethan, den Kopf durch eine Kanonenpforte nach außenbords steckte, unverwandt nach hinten roch und dann ein grollendes Knurren hören ließ.

Unwillkürlich folgte Dirk mit den Augen der Richtung und entdeckte auch bald den Gegenstand, der des Hundes Aufmerksamkeit erregt hatte. Dort neben dem Kielwasser und kaum zehn Schritte vom Schiffe entfernt, zeigte sich, wie in einen Feuermantel gehüllt, ein mächtiger Hai. Es war einer von der gefürchtetsten Art, ein sogenannter Hammerhai, so benannt nach der Form seines Kopfes, der cylindrisch gebildet und quer, wie der Hammer auf seinem Stiele sitzt, und Leo schien den bösen Feind in ihm geahnt zu haben.

Geräuschlos hielt er gleichen Schritt mit der Brigg; man sah auch, daß er die Flossen bewegte, und doch blieb er auf

derselben Stelle, und seine über die Oberfläche ragende dreieckige Ruderflosse hinterließ ein schimmerndes Kielwasser. Dirk war nicht abergläubisch, wie die meisten Seeleute, namentlich zu damaliger Zeit, aber dennoch beschlich ihn ein unbehagliches Gefühl bei dem Erblicken des unheimlichen Ungeheuers, das Beute zu wittern schien. Er wandte sich ab und suchte sein Schlafzimmer auf, doch es währte lange, bevor er einschlummerte; dann aber quälten ihn beängstigende Träume.

Andern Morgens entstieg die Sonne unverhüllt dem Meere, aber sie erschien blutigrot, und der ganze östliche Horizont färbte sich allmählich abtönend ebenso. Es schlug vier Glas (sechs Uhr) und die Posten wurden abgelöst.

„Ruder und Posten verfangen*), Ausguck auf die Vorbramraa!“ rief der wachehabende Offizier, und der Bootsmannsmaat vom Dienst wiederholte den Befehl, den er mit dem Signal seiner Pfeife begleitete.

Die betreffenden Mannschaften traten zur Ablösung an und der Ausguck enterte nach oben. Während der Nacht befindet sich derselbe auf der Back, dem Halbdeck im Vorschiff, weil man von dort in der Dunkelheit besser sehen kann, als von oben.

Dem Unteroffizier am Steuerrade schien die aufgehende Sonne bei dem östlichen Kurse des Schiffes gerade in das Gesicht. Als er seinem Nachfolger das Ruder übergeben, äußerte er zu diesem: „Sieh mal das Blut dort voraus, das bedeutet nichts Gutes.“

*) ablösen.

Sein Kamerad lachte. „Schaust du schon wieder Gespenster, alter Seebär?“ erwiderte er.

„Ihr Grünschnäbel wollt alles besser wissen,“ brummte jener achselzuckend, „du wirst es schon früh genug erfahren, daß ich recht habe.“

Er trat etwas nach Bord zu und blickte durch die Kanonenpforte auf das Wasser. „Der ist auch noch da,“ sagte er dann, „und jetzt ist noch ein zweiter dazu gekommen, sie riechen Unheil.“

„Wer?“ fragte der Mann am Ruder.

„Nun, wer sonst, als Haie. Die Bestie mit dem Hammer hielt sich schon gestern auf der Abendwache auf demselben Flecke und mit uns Strich. Das ist nicht umsonst, und nun auch der zweite gekommen, wird's nicht mehr lange dauern. Glaubst du, daß sonst ein unvernünftiges Tier, wie der Leo, ihn anknurren würde, wie er gestern Abend gethan, wenn nichts Schlimmes dahinter steckte?“

Der wachehabende Offizier kam von mittschiffs auf das Hinterdeck zurück, und der alte Unteroffizier unterbrach das leise geführte Gespräch, um sich nach vorn zu begeben. An Bord von Kriegsschiffen ist es verboten, mit den auf Posten befindlichen Leuten zu reden. Der Mann am Ruder lachte jedoch nicht mehr, als er einen scheuen Blick durch die Pforte geworfen und die Rückenflosse der beiden Ungeheuer gesehen hatte, die parallel nebeneinander schwammen.

„Haie!“ rief jetzt der Offizier, der die Kommandobank bestiegen hatte und ebenfalls die Tiere wahrnahm, „schnell den Haken her!“

Der Ruf machte die ganze Wachmannschaft lebendig. Die unheimlichen Räuber der Tiefe werden von allen Seeleuten so gehaßt, daß es ihnen wie eine gemeinsame Pflicht erscheint, sie zu vernichten, wo sich irgend eine Gelegenheit dazu bietet, und wenn es sich um ihren Fang handelt, dulden die Offiziere sogar eine zeitweilige Lockerung der Disziplin und Verletzung der strengen Schiffsetikette. Alle Leute strömten deshalb zum Hinterdeck, wo den Matrosen sonst der außerdienstliche Aufenthalt nicht gestattet ist, ohne daß jemand ihnen wehrte.

Bald plätscherten einige Pfunde Pökelfleisch als Köder an dem mächtigen Haken. Die blau und weiß gestreiften Lootsmännchen, welche die steten Begleiter des Hai sind, sich neben dessen Kopfe halten und allein von ihm verschont werden, kamen herangeschwommen, schnupperten am Köder und kehrten zu ihren Herren zurück, aber diese rührten sich nicht vom Fleck. Die Hammerhaie sind sonst die gefräßigsten von allen, sie stürzen sich sofort auf das, was in ihren Bereich kommt, aber vergebens wartete man diesmal Viertelstunden lang auf sie.

„Ich wußte es wohl, sie hoffen auf etwas Besseres," murmelte der alte Unteroffizier.

„Gebt's auf Leute," sagte der Wachehabende, „sie wollen nicht beißen, vielleicht später. Wache klar zum Deckwaschen."

Enttäuscht und etwas zögernd, weil ihnen die Jagd entgangen, gingen die Leute nach vorn, und bald nachher wirtschafteten die Besen auf dem überschwemmten Deck, um dasselbe, wie regelmäßig jeden Morgen, mit einer Energie zu scheuern, als ob Gott weiß wie viel Schmutz auf demselben angehäuft wäre, während selbst das schärfste Auge nicht einmal

Staub entdecken konnte. Es gehört das jedoch zu der sprichwörtlichen Reinlichkeit an Bord der Kriegsschiffe und zur täglichen Ordnung, wird nicht einmal bei Sturm ausgesetzt, wenn sich die Matrosen auch kaum auf den Füßen zu halten vermögen und — nimmt zwei Stunden in Anspruch. Womit sollte man auch Hunderte von Menschen, für Jahre auf einen so engen Raum zusammengedrängt, beschäftigen, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommen, wenn man nicht zu dergleichen Sachen seine Zuflucht nähme.

„Segler voraus, drei Strich in Lee," rief der Ausguck von der Vorbramraa herunter.

„Wie liegt er, und was ist es für ein Schiff?" fragte der Offizier.

„Anscheinend quer vor uns über," lautete die Antwort, „ich kann seine beiden Masten sehen. Es ist ein Schuner, das Bramsegel kommt eben über Wasser."

„Bootsmann, nehmen Sie so lange die Wache auf dem Deck," sagte diesem der Leutnant, „ich will mit dem Fernrohr hinauf und selbst mir den Fremden genauer ansehen."

Der Angeredete übernahm das Sprachrohr, das Abzeichen des Wachehabenden, und bestieg die Kommandobank, während der Offizier in den Vortop hinaufkletterte, um das gemeldete Fahrzeug genauer zu beobachten. Nach einigen Minuten kam er wieder herunter und begab sich sofort in die Kajüte des Kommandanten, der sich noch immer in unruhigen Träumen auf seinem Lager umherwarf.

„Ein verdächtiges Segel in Sicht, Herr!" meldete er, an die Thür der Schlafkammer klopfend.

„Wo?“ rief Dirk erwachend, indem er schnell auf die Füße sprang.

„Drei Strich in Lee und etwa fünfzehn Seemeilen entfernt,“ erwiderte der Offizier, „ich konnte aus dem Top gerade sein Bramsegel sehen, es ist ein Schuner.“

„Weshalb verdächtig?“ fragte Dirk weiter.

„Während ich oben war und ihn beobachtete, änderte er plötzlich seinen Kurs. Er lag bis dahin quer vor uns über nach der mexikanischen Küste zu, steuert jedoch jetzt mit uns.“

„Gut,“ sagte Dirk, „ich werde sogleich oben sein.“

Der Offizier kehrte an Deck zurück, und nach kurzer Zeit erschien auch Dirk, um selbst den fremden Segler von der Vorbramraa aus in Augenschein zu nehmen.

„Sämtliche Leesegel bei an Steuerbord,“ befahl er, als er wieder an Deck gekommen war, „das scheint kein Handelsschiff zu sein, dafür ist seine Takelage zu hoch; soviel ich weiß, befindet sich augenblicklich kein fremdes Kriegsfahrzeug hier an der Küste; jedenfalls müssen wir jenen dort uns etwas näher anschauen.“

Die Worte elektrisierten die ganze Mannschaft; das Deckwaschen wurde unterbrochen, und die Leute eilten auf ihre Posten, um die befohlenen Hilfssegel zu setzen und dem Schiffe dadurch mehr Fahrt zu geben. Es handelte sich um eine Jagd, wahrscheinlich auf einen Piraten, und das brachte eine gewaltige Aufregung hervor. In einigen Minuten standen die Segel, und ihr vermehrter Druck verlieh der Brigg größere Schnelligkeit.

Die Brise war jedoch noch ebenso flau, wie in der Nacht,

und bei der Entfernung des Fremden blieb es trotzdem fraglich, ob es gelingen werde, ihn noch bei Tage so weit einzuholen, daß er nicht in der nächsten Nacht unter dem Schutze der Dunkelheit dennoch entschlüpfte, wenn er kein gutes Gewissen hatte.

Zunächst galt es überhaupt festzustellen, ob der „Seelöwe" dem Schuner an Geschwindigkeit überlegen war. Dirk ließ daher sämtliche Segel durch die Schiffsspritzen beständig naß halten, damit kein Hauch des Windes ungenützt verloren ginge. Dann wurden die Haltetaue der Masten und Stengen gelöst, um letzteren mehr Elastizität zu geben, der Eisenballast so gestaut, daß das Schiff in die durch Erfahrung gefundene vorteilhafteste Lage für schnelle Fahrt kam, und man wandte alle jene übrigen Hilfsmittel an, durch welche der Seemann auf den alten Segelschiffen deren Leistungsfähigkeit erhöhen zu können glaubte, während inzwischen einer der Offiziere auf der Vorbramraa den Fremden mit dem Fernrohr im Auge behielt.

„Wir laufen auf," meldete er nach einer halben Stunde, „das Marssegel kommt über Wasser!" Die Mannschaft jubelte, aber Dirk genügte der erreichte Gewinn nicht.

„Riemen bei!" befahl er, „sonst entgeht er uns doch," und zwölf von den schweren Rudern, welche damals für solche Fälle die kleinen Kriegsschiffe mit sich führten, wurden ausgelegt. Der Eifer der Matrosen war so groß, daß selbst die Freiwache die ihr zukommende Ruhezeit verschmähte und sich freiwillig mit an die Riemen stellte, deren jeder jetzt mit acht Mann besetzt war. Die damit ausgeübte gewaltige Hebelkraft vermehrte die Fahrt der Brigg ganz ungemein.

„Wir holen den Schuner Hand über Hand," rief der

Offizier von oben. Nach einer weiteren halben Stunde sah man auch von Deck aus seine Mastspitzen über den Horizont tauchen, und dies wirkte wie ein Sporn, der die Besatzung nur zu um so größerem Eifer im Rudern anregte.

Plötzlich horchten jedoch alle auf; vom Top aus wurde ein Boot in Sicht gemeldet, und zwar einige Striche windwärts voraus. Diese Erscheinung mitten im offenen Meere war zu auffallend, um nicht allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen und Stoff zu den verschiedensten Mutmaßungen zu geben.

„Sind Sie auch sicher, daß es ein Boot ist?“ rief Dirk hinauf. Er zögerte, die erfolgreiche Jagd zu unterbrechen, indem er aus seinem Kurse bog, um das Fahrzeug zu erreichen, obwohl dessen nähere Rekognoszierung ihm andererseits wieder sehr wichtig erschien.

„Es ist kein Zweifel,“ erwiderte der Offizier, „ich sehe es ganz deutlich, aber weder Segel noch Riemen, es treibt steuerlos auf dem Wasser.“

„Luv!“ *) befahl Dirk, „zwei Strich!“

Der Mann am Ruder drehte das Rad und die Brigg richtete ihren Kurs auf das Boot, um in einer Viertelstunde längseit desselben zu sein.

Aber, welch furchtbarer Anblick bot sich jetzt! Vier menschliche Körper befanden sich darin, doch in welchem Zustande! Als die Brigg heranschoß, erhob sich ein großer Gallinazo, wie die Aasgeier Mittelamerikas genannt werden, mit rauschendem Flügelschlag in die Lüfte, aber nur, um sich nach

*) Näher an den Wind gehen.

wenigen Augenblicken wieder niederzulassen und zwar auf den Kopf des einen Bootsinsassen, der mit dem Gesicht nach oben über die Bordwand hinausragte. Schaudernd ließ Dirk das Fernrohr sinken, als er wahrnahm, daß dem Kopfe die Augen fehlten, und der häßliche Raubvogel gierig das Gesicht zerfleischte. Auch die übrigen Personen lagen unbeweglich; allem Anscheine nach waren es Leichen von unglücklichen Schiffbrüchigen, die in den letzten windstillen Tagen verschmachtet und von einem schaurigen langsamen Tode ereilt waren.

Für einen Augenblick vergaß der Kommandant und die ganze Besatzung die Jagd auf den Schuner; möglicherweise war dennoch in einem oder dem andern der Armen Leben, und Christenpflicht gebot, ihnen zu Hilfe zu kommen. Ohne Zögern gab Dirk die bezüglichen Befehle. Die Riemen wurden eingeholt, die Segel gekürzt und das Schiff beigedreht, um eines der Seitenboote von seinen Krähnen zu Wasser zu lassen.

Der Bootssteurer war jener alte Unteroffizier Thomas, der bei Tagesanbruch die Bemerkungen über die Haie gemacht. Er warf einen Blick nach der Stelle, auf der sie seit so vielen Stunden sich so hartnäckig gehalten. Sie waren verschwunden, aber in der Ferne sah man ihre Rückenflossen sich in der Richtung auf das verlassene Boot hin bewegen.

„Da gehen sie," sagte der Alte zu den Kameraden, mit der Hand hinweisend, „diesmal hat es uns nicht gegolten, aber das Blut in der Sonne bleibt." Die Bootsgäste griffen schweigend zu ihren Riemen; die düstere Prophezeiung fiel in ihren abergläubischen Gemütern auf fruchtbaren Boden.

Als der Kutter das treibende Fahrzeug erreichte, konnte

erst ein Schlag mit dem Bootshaken den gierigen Gallinazo von seinem Opfer verscheuchen, aber ringsum furchten ein halbes Dutzend dreieckige Flossen das Wasser und unter ihnen die des gräulichen Hammerhai — sie warteten auf die Beute, die ihnen nun bald zufallen mußte.

Der Unteroffizier ließ das gefundene Boot in das Schlepptau nehmen und bugsierte es längseit der Brigg. Von den vier Mann in ersterem waren drei tot, einer anscheinend erst vor kurzem gestorben, der vierte zeigte noch schwache Lebensäußerungen. Er wurde sorgsam an Bord geschafft und dem Doktor übergeben. Die drei anderen nähte man in Hängematten und versenkte sie mit einigen 24 Pfünder-Kugeln beschwert in das Meer, während Dirk ein kurzes Totengebet sprach. Die Haie waren dem Boote gefolgt und umkreisten die Brigg. Als die Leichen niedersanken, schossen die Ungetüme blitzschnell ihnen nach in die Tiefe, und bevor jene noch ganz dem Auge entschwanden, sah man die weißen Leiber der Fische heraufschimmern. Sie hatten die Beute erreicht und kämpften um sie.

Das Boot war leer, kein Mast, kein Segel, kein Riemen, kein Steuerruder befand sich darin, nirgends die Spur von einem Gefäß für Aufbewahrung von Speisen oder Wasser. Es konnten keine Schiffbrüchigen gewesen sein, die sich darin befanden — dieser Gedanke stieg plötzlich in Dirk auf. In den letzten Wochen hatte kein Sturm geweht, und selbst wenn das Schiff durch Feuer zerstört oder durch ein plötzliches Leckspringen gesunken sein sollte, so schnell konnte die Katastrophe unmöglich hereingebrochen sein, daß es an Zeit gemangelt hätte, wenigstens einige von den mangelnden Gegenständen herbeizu-

schaffen, während das Boot selbst doch erst zu Wasser gebracht sein mußte, was unter einer Viertelstunde kaum zu machen war.

Ein furchtbarer Verdacht kam Dirk. Die Unglücklichen waren auf verbrecherische Weise absichtlich in das Boot geschafft und ohne Hilfsmittel dem mitleidlosen Meere preisgegeben. Sie hatten offenbar einem friedlichen Handelsschiffe angehört, das von Piraten überfallen, ausgeraubt und danach wahrscheinlich versenkt war, während man die Mannschaft mit mehr als teuflischer Grausamkeit einem furchtbaren Tode entgegensandte.

Unwillkürlich brachte Dirk den Schuner mit dieser scheußlichen That in Verbindung; ja es wurde ihm zur Gewißheit, als er jetzt sein Fernrohr wieder auf jenen richtete. Der Aufenthalt beim Auffischen des Bootes hatte dem Fremden wieder bedeutenden Vorsprung gegeben; man sah kaum mehr seine Mastspitzen vom Deck, aber wiederum steuerte er der mexikanischen Küste zu. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er geglaubt, daß die zurückbleibende Brigg ihre Verfolgung aufgegeben habe, und er sicher sei.

„Alle Segel wieder bei, so schnell wie möglich!“ befahl Dirk, „und dann Steuerbordwache an die Riemen! Der Schuner ist ein Pirat und darf uns nicht entgehen.“

Mit Windeseile wurde das Manöver ausgeführt; nach wenigen Minuten war der „Seelöwe“ wieder in voller Fahrt, die Leute gaben ihre ganze Kraft an den Riemen aus, und von ihnen und den Segeln getrieben flog das Schiff schnell durch das Wasser.

XII.

Der Kurs der Brigg wurde geändert, um dem Schuner den Weg nach der Küste zu verlegen. Dieser konnte nun nicht mehr im Zweifel sein, daß ihm die Verfolgung galt, und es war anzunehmen, daß er alle Anstrengungen machen würde, um sich ihr zu entziehen.

„Hurrah, Jungens," munterte Dirk die Mannschaften auf, „legt euch frisch hinter die Riemen, wir gewinnen zusehends. Da wächst schon sein Unterschiff aus dem Wasser, und wenn ihr so fortarbeitet, haben wir ihn vor Abend."

Alle halbe Stunden lösten sich die Wachen an den Riemen ab, und Dirk ließ Wein und Grog unter sie verteilen, um ihre Kräfte aufzufrischen.

Gegen Mittag sah man den vollen Rumpf des Fremden von Deck aus über dem Horizonte und war noch etwa acht Seemeilen (vier gehen auf eine geographische) entfernt. Danach hatte die Brigg bereits die Hälfte des Weges ihm abgewonnen, und es war alle Aussicht vorhanden, ihn bis zum Abend in Schußweite zu bekommen.

Jetzt erschien der Doktor an Deck, um dem Kommandanten zu melden, daß der aus dem Boote gerettete Mann

nach langen vergeblichen Bemühungen sich so weit erholt habe, um sprechen zu können. Dirk eilte hinunter, um ihn über seine Schicksale zu befragen; es drängte ihn zu wissen, ob sein Verdacht bezüglich des Schuners begründet sei, und er fand denselben leider nur zu sehr bestätigt.

Der Mann hatte mit den drei anderen im Boote gefundenen Kameraden der Besatzung eines Schuners angehört und war der Zimmermann desselben, während die drei übrigen sich als Matrosen an Bord befanden. Das Schiff war in Kuba zu Hause und mit einer reichen Ladung, darunter auch eine bedeutende Summe in barem Gelde, auf der Reise nach Verakruz begriffen.

Die Besatzung hatte aus zwölf Köpfen bestanden, zu denen sich noch zwei Passagiere gesellten, die am Abend vor dem Segeln an Bord gekommen waren und eine Reihe schwerer Kisten mitgebracht hatten, welche auf ihren Wunsch nicht unten im Raume verstaut wurden, sondern auf dem Oberdeck stehen blieben.

Dem Kapitän gegenüber, erzählte der Zimmermann weiter, hätten sich die beiden Männer als Kaufleute ausgegeben, aber aus verschiedenen Anzeichen habe man bald geschlossen, daß sie auf Schiffen sehr gut Bescheid wüßten, und um so mehr Verdacht geschöpft, als man sie öfter mit drei Matrosen von der Besatzung in näherem Verkehr gesehen, mit denen sie offenbar früher bekannt gewesen, obwohl jene die darauf bezüglichen Fragen entschieden verneint hätten.

Vor fünf Tagen sei bei Tagesanbruch nach hinten hinaus eine kleine Felukke in Sicht gekommen, die unter Segel und

Riemen mit ihnen denselben Kurs gesteuert und bei der flauen Brise schnell auf den Schuner gewonnen habe. Dann sei es noch stiller geworden, und die mit Menschen gefüllte Felukke bald ganz nahe gewesen. Der Kapitän habe Verdacht geschöpft, die Leute sich bewaffnen und die beiden an Bord befindlichen Kanonen mit Kartätschen laden lassen. Im Begriff eine derselben auf die kaum noch fünfzig Schritt entfernte Felukke abzufeuern, sei er jedoch plötzlich von einem der Passagiere niedergeschossen worden, während der zweite dem Steuermann den Kopf gespalten habe. Die drei Matrosen hätten sich dann jenen angeschlossen, sich mit den beiden Fremden auf die übrige, im ersten Augenblicke wie verwirrt dastehende Besatzung geworfen und sie entwaffnet. Gleichzeitig damit habe sich auch die Felukke längsseit gelegt, und es seien aus ihr etwa 40 Piraten an Bord gekommen, um die beiden Passagiere als ihre Führer zu begrüßen und von dem Schuner Besitz zu nehmen.

Alsdann habe man ihm und seinen Kameraden die Wahl gestellt, entweder in die Reihen der Piraten einzutreten oder mit einem Boote das Schiff zu verlassen. Natürlich hätten sie sämtlich das letztere gewählt, und die Seeräuber ihnen auch ein Boot gegeben, aber mit grausamem Hohne nur dies allein, ohne irgend ein Hilfsmittel sich fortzubewegen, ohne einen Tropfen Wasser oder irgend welche Nahrung, ja sogar die Fußleisten hätten sie herausgenommen, damit diese nicht etwa zum Rudern gebraucht werden könnten.

Dann habe man das Boot abgestoßen, und der Schuner sei fortgesegelt, nachdem die Felukke angebohrt und versenkt

worden. Im Vonbordgehen habe der Erzähler aber noch bemerkt, daß verschiedene der Piraten sich an die Öffnung der Kisten an Deck gemacht, und in diesen seien Kanonen enthalten gewesen. Die ganze Sache müsse deshalb vorher abgekartet sein, um sich nicht nur in Besitz der reichen Ladung, sondern auch des Schiffes selbst zu setzen und mit ihm Piraterie in größerem Stile zu betreiben. Der Schuner sei sehr geräumig und allgemein als vorzüglicher Segler bekannt, und deshalb habe man es wohl vorzugsweise auf ihn abgesehen.

Und dann schilderte der Zimmermann die unsagbaren Qualen, welche die Unglücklichen im Boote ausgestanden während der furchtbaren fünf Tage, wie die sengende Sonne ihren Körper verdorrt, und allmählich der Wahnsinn sie gepackt habe. Drei der Kameraden seien aus Verzweiflung über Bord gesprungen, und seitdem hätten sich die Haie beim Boote eingefunden, um auf die noch Überlebenden zu warten.

Anfangs hätten sie versucht, das Boot mit den Händen zu rudern, um womöglich die Küste zu erreichen, oder irgend ein Schiff aufzufinden, das des Weges käme, aber bald wären ihnen die Kräfte ausgegangen, und sie hätten stumm und starr die Vollendung ihres grausamen Schicksals erwartet, bis ihnen das Bewußtsein verloren gegangen sei.

Dirk schauderte bei der Erzählung, aber gleichzeitig faßte er den Entschluß, über die Verbrecher, wenn er sie in seine Gewalt bekäme, ein schreckliches Strafgericht zu verhängen. Piraten gegenüber, wenn sie auf frischer That ergriffen wurden, hatten zu damaliger Zeit die Befehlshaber von Kriegsschiffen Gewalt über Leben und Tod, und er wollte keine

Gnade ergehen lassen. Vor allem aber war es ihm darum zu thun, zu erfahren, ob der gejagte Schuner das genommene Schiff sei. Er ließ deshalb den noch immer sehr schwachen Zimmermann auf das Oberdeck tragen, um den Fremden selbst in Augenschein zu nehmen. Ein kurzer Blick durch das Fernrohr genügte diesem, um in ihm das eigene Fahrzeug wieder zu erkennen, und mit verdoppelter Energie legten sich die Matrosen hinter die Riemen, so daß die Brigg schneller, als vorher, durch die Fluten schoß.

Die Brigg gewann zusehends, aber immerhin mußten noch Stunden vergehen, ehe sie in Schußweite gelangte, und Dirk sah mit Besorgnis, daß seine Leute bis dahin von der gewaltigen Anstrengung an den Rudern vollständig erschöpft sein mußten. Da stieg es im Westen am Horizont wie eine Nebelbank auf, und der wolkenlose Himmel begann sich zu verschleiern. Der Nebel war nicht dicht genug, um die Sonne ganz zu verdecken, aber sie leuchtete nur noch wie eine dunkelrote Scheibe durch ihn.

„Da ist wieder das Blut von heute Morgen," sagte Thomas, der alte Unteroffizier, zu seinen Maaten.

„Ach laß doch dein unglückliches Gekrächze, du alter Seerabe!" erwiderte ein Feuerwerkersmaat und lachte dabei, wenngleich dies nur gezwungen herauskam. „Gewiß gibt es Blut, aber dort drüben auf dem Schuner, wenn wir ihn unter unsere Kanonen bekommen. Aber darüber kann sich unsereiner doch nur freuen, daß wir solchen Kanaillen das Lebenslicht ausblasen."

„Wenn's die allein wären, aber es sind auch andere gemeint," sagte Thomas und ging nach vorn.

Je näher der Nebel rückte, desto mehr frischte die Brise auf. Ihr Druck auf die Segel begann das beim Winde segelnde Schiff schiefer zu legen, die Wellen wuchsen, und der Gischt dampfte über den Bug und die Verschanzung.

„Riemen ein!“ befahl Dirk. An der Leeseite kamen sie zu tief ins Wasser, um überhaupt noch gebraucht werden zu können, und windwärts nutzten sie ebenfalls nicht mehr, die Brigg lief unter Segel allein schon zu schnelle Fahrt.

Die Riemen wurden hereingenommen, und die Mannschaften, denen der Schweiß stromweis vom Gesicht lief, verschnauften sich, aber die frohe Aufregung, welche bis dahin geherrscht, schien plötzlich einer gedrückten Stimmung zu weichen. Alle fürchteten, daß der Nebel dichter werden, und die schon für sicher gehaltene Prise ihnen entgehen könnte. Glücklicherweise war das nicht der Fall, und der Schuner blieb in Sicht. Er lag noch immer auf demselben Kurse nach der Küste zu und rechtfertigte in der That seinen Ruf als Schnellsegler.

Seitdem die Riemen nicht mehr wirken konnten, holte ihn die Brigg bedeutend weniger. Die Küste war nur etwa noch vierzig Seemeilen entfernt; wenn es nicht gelang, ihn noch vor Anbruch der Nacht zu fassen, entschlüpfte er ganz bestimmt. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Piraten genau an der Küste Bescheid wußten, jede Einfahrt und jeden Winkel in den Lagunen kannten, und dann war ihre Spur völlig verloren; folgen konnte man ihnen dorthin nicht.

Die Offiziere standen mit ihren Instrumenten vorn auf Back und maßen ununterbrochen die Mastenwinkel des Schuners. Jede hundert Schritt Näherung wurde auf dem „Seelöwe“

mit Jubel begrüßt, aber es fehlte immer noch zu viel. Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, und dann kam die Dunkelheit schnell. So jagten die beiden Schiffe dahin; der Wind war gewachsen, aber trotzdem jedes Stückchen Leinwand gesetzt, was nur irgend ziehen konnte. Unter dem schweren Druck der Segel bogen sich Masten und Stengen wie Halme, das Tauwerk stand straff zum Springen, zischend und schäumend teilten die Fahrzeuge die Wellen, und ihr Kielwasser zeichnete in der dunkelblauen Tiefe einen glänzend weißen wirbelnden Streifen. Die steifere Brigg trug ihre Segel viel besser, aber der Schuner lag so weit nach Lee über, daß an seiner Windseite der glänzende Kupferbeschlagboden vier bis fünf Fuß aus dem Wasser ragte.

„Dreitausend Schritt!“ meldete der Offizier, welcher die Mastenwinkel maß. Nun fehlten nur noch tausend, dann konnte wenigstens der lange Vierundzwanzigpfünder im Bug zu Schuß kommen, wenn auch die Karronaden*) nicht soweit trugen; aber schon berührte die untergehende Sonne fast den Horizont, und in einer halben Stunde wurde es dunkel. Beide Schiffe segelten scharf am Winde, aber die Brigg war luvwärts.

„Halt zwei Strich ab!“ befahl Dirk dem Manne am Ruder. Er wollte das letzte Manöver versuchen, um sich dem Schuner zu nähern, ehe dieser ihm durch die Finger schlüpfte. Dadurch, daß nach ihm hin etwas vom Winde abgehalten

*) Früher gebräuchliche Kanonen mit großem Kaliber, aber von leichter Konstruktion. Sie konnten deshalb nur eine kleinere Pulverladung vertragen und hatten geringere Tragweite.

wurde, fiel dieser um ebensoviel mehr von hinten in die Segel, und Dirk hoffte dadurch die Fahrt der Brigg zu vermehren.

Auf das Höchste gespannt warteten alle auf die Wirkung. Es half auch, die Mastenwinkel wuchsen aber nicht so schnell, wie man gehofft, und die Sonne war bereits in das Meer hinabgetaucht.

Da ertönte auf einmal ein unwillkürliches hundertstimmiges Hurrah auf dem „Seelöwe". Die Bramstenge des Schuners hatte dem heftigen Winddrucke nicht widerstehen können und war gebrochen; Bram- und Oberbramsegel flatterten in Fetzen in den Lüften, und ebenso peitschte der Außenklüver, dessen Schoot durch den Stoß zerrissen war.

„Klar zum Gefecht!" erschallte Dirks Kommando, „jetzt haben wir ihn!" und einen Augenblick später rasselte die Trommel den Generalmarsch und die Trompete schmetterte ihren Kriegsruf dazwischen.

Hui! wie die Mannschaften zu ihren Geschützen sprangen und sie blitzschnell fertig zum Schusse machten. Geladen waren sie ja immer, es handelte sich nur darum, sie von ihren Befestigungen zu lösen und zu richten, sowie Pulver- und Geschoßkammern zu öffnen. Alles andere war von den Leuten längst vorbereitet, ohne daß Befehl dazu erteilt worden wäre. Sie wollten keinen Augenblick verloren gehen lassen, wenn es zum Kampfe käme.

Die Entfernung hatte sich bis auf 2500 Schritte verkürzt; es war die äußerste Tragweite des langen Vierundzwanzigpfünders und zweifelhaft, ob er das Ziel erreichen

würde; aber die Dunkelheit nahm schnell zu, und es mußte wenigstens versucht werden.

„Wer ist der Geschützführer der Bugkanone?“ fragte Dirk den ersten Leutnant.

„Bootsmannsmaat Thomas, Herr!“ erwiderte dieser. „Er ist der beste Schütze an Bord und ein ruhiger Mann.“

„Nun, dann lassen Sie ihn feuern,“ sagte Dirk, „es ist die höchste Zeit, zu beginnen, wenn wir noch etwas erreichen wollen.“

„Buggeschütz, Feuer, wenn ihr Ziel habt!“ rief der erste Leutnant nach vorn. „Zeigen Sie, was Sie wert sind, Thomas, und richten Sie auf den Fockmast. Es kommt alles darauf an, daß der erste Schuß nicht fehlgeht, und wir den Schuner lahm legen.“

„Ich werde mein Bestes thun, Herr Leutnant!“ lautete die Antwort des Unteroffiziers, aber sie wurde in leisem Tone gesprochen, und die Stimme des Mannes klang so verändert gegen seine gewöhnliche Sprechweise, daß alle Umstehenden ihn verwundert anschauten. Sein Gesicht war bleich wie Marmor, und alle Farbe aus ihm gewichen; er sah geisterhaft aus, und seinen Körper durchlief es wie ein leises Zittern. Er richtete bedächtig und lange, viel zu lange für die brennende Ungeduld der Offiziere und Mannschaften, doch niemand wagte ein Wort der Mißbilligung darüber laut werden zu lassen — es war ja das immer seine Art beim Schießen, und ihr verdankte er hauptsächlich seine steten vorzüglichen Treffer.

Endlich erhob er die Linke als Zeichen, daß er die Richtung habe, und die Bedienung sprang gleichzeitig zwei Schritte

seitwärts, um frei vom Rücklauf des Geschützes zu bleiben. Thomas wartete noch einige Augenblicke, bis die Brigg etwas aufschwankte, dann zog er mit einem kräftigen Ruck an der Schloßleine, der Hammer schlug nieder und der Schuß erkrachte.

In äußerster Spannung folgten aller Augen der Richtung des Geschosses, um dessen Einschlagen zu beobachten; nur Thomas selbst schien sich nicht darum zu kümmern. „Wischt aus!“ kommandierte er und ließ das Geschütz aufs neue laden.

„Treffer!“ riefen freudig die Offiziere, welche das Auftreffen der Kugel mit ihren Fernrohren beobachteten, und wiederum ertönte ein Hurrah der Mannschaft. Der Schuß hatte zwar den Fockmast verfehlt, dafür aber ein anderes Ziel getroffen, das wenigstens für den Augenblick nicht ungünstiger war. Der vordere der beiden Krähne, an dem das backbordsche Seitenboot des Schuners hing, war zerschmettert, und das Boot mit seinem Vorderende in das Wasser gestürzt, während das hintere noch oben hing.

Man mußte gestehen, daß die Piraten schnell genug bei der Hand waren, um das Boot gänzlich fortzukappen, aber es gelang ihnen trotzdem nicht so bald, und die fünf Minuten, welche darüber hingingen, wurden für sie verhängnisvoll. Das voll Wasser schleppende Boot hielt den Schuner in seiner Geschwindigkeit ganz bedeutend auf, die Brigg näherte sich ihm um weitere fünfhundert Schritt, und dadurch wurde nicht nur in bezug auf genaueres Zielen die zunehmende Dunkelheit aufgewogen, sondern es konnten auch die Karronaden in Thätig-

keit treten, die mit Kettenkugeln*) geladen waren und nun ihre erste Breitseite gegen den Feind donnerten, während gleichzeitig Thomas seinen Vierundzwanzigpfünder zum zweiten Mal abfeuerte.

Die Kettenkugeln thaten ihre Schuldigkeit; man sah drüben die weißen Splitter fliegen, zerschossenes Tauwerk flatterte umher, Segel waren zerrissen, und dicht über Wasser zeigte sich in dem blanken Kupferbeschlag ein großer dunkler Fleck. Dort war wohl der Vierundzwanzigpfünder eingeschlagen, um seinen Weg auf der andern Seite wieder unter Wasser aus dem Schiffe zu nehmen.

Aber die Piraten schienen gesonnen, ihr Leben teuer zu verkaufen. Unmittelbar danach blitzte es auch bei ihnen auf, der Donner von Schüssen rollte über die Wogen, und über die Brigg pfiffen die Kugeln hin. Eine derselben riß nur ein Loch in ein Segel, aber während die übrigen fehlgingen, traf eine andere die vorderste Karronade so unglücklich, daß sie nicht nur das Geschütz kampfuntauglich machte, sondern daß auch die ganze Bedienungsmannschaft mehr oder minder schwer verwundet wurde.

Der alte Thomas warf einen scheuen Blick auf die verstümmelten Kameraden, die schnell unter Deck gebracht wurden, und sagte wieder mit der veränderten Stimme und ebenso geisterbleich, wie vorhin: „Das ist das Blut in der Sonne von heute Morgen, aber es kommt noch mehr.“

Dann richtete er das wieder geladene Geschütz, aber diesmal gebrauchte er noch längere Zeit dazu, als bei den beiden

*) Zwei durch Ketten mit einander verbundene Kugeln, wie sie früher gebräuchlich waren.

vorhergehenden Schüssen — es war fast ganz dunkel geworden und der Schuner nur noch undeutlich zu sehen.

Die Karronaden feuerten ihre zweite Breitseite; die Wirkung konnte man von der Brigg aus nicht mehr beobachten, aber die Seeräuber mußten den Mut nicht verloren haben, denn auch sie feuerten weiter. Wiederum sausten die Kugeln durch die Bemastung, und das Flattern einzelner Segel, das Fliegen von Splittern und das Herunterstürzen der Vorbramstenge zeigten, daß sie besser getroffen, als vorher.

Noch immer zielte Thomas, ohne seinen Schuß abzugeben, da ließ sich das zischende Pfeifen einer feindlichen Kugel hören. Sie strich zwischen der Mannschaft des Vierundzwanzigpfünders durch und traf den alten Unteroffizier mitten in die Brust. Er stürzte tot nach hinten über, riß aber im Fallen die festgefaßte Schloßleine mit sich, und die Kanone gab ihren dritten und letzten Schuß.

Die Kameraden sprangen dem Alten zu Hilfe; doch bevor sie sich noch überzeugen konnten, daß hier alles vergebens sei, wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein anderes furchtbares Ereignis gefesselt.

Ein blutroter Strahl schoß aus dem Wasser hinauf zum dunklen Himmel, als ob plötzlich ein Krater sich in der Tiefe geöffnet. Ein dumpfes Krachen folgte, dann ein wüstes Durcheinander von erstickten Schreien und eine gewaltige Erschütterung der Luft und des ganzen Schiffes. Hier und dort hörte man noch das Aufschlagen einer Spiere oder eines Holzsplitters, die aus der Luft auf das Wasser fielen, einen kurzen Todesschrei, ein Gurgeln — dann war alles still, der

Schuner verschwunden und die Brigg allein auf der Wasserfläche.

Die Kugel, welche die Hand des Toten gefeuert, hatte entsetzlich gewirkt. Sie mußte in das Pulvermagazin gedrungen sein — der Schuner war in die Luft geflogen. Die Prophezeiung des alten Thomas war in Erfüllung gegangen. Die blutige Sonne hatte noch mehr Blut gefordert und zwar durch seine eigene Hand.

Der Kampf war beendet, und die Welt von einer Zahl grausamer Schurken befreit. Dirk empfand eine gewisse Befriedigung, daß das Schicksal auf diese Weise eingegriffen hatte. Die Verluste der Brigg waren ohnehin schon groß genug; außer Thomas bereits zwei von der getroffenen Geschützmannschaft dem Tode erlegen, weitere vier erheblich verwundet. Bei einer Enterung des Schuners würden die Piraten sich mit dem Mute der Verzweiflung gewehrt haben, da sie wußten, daß sie sämtlich an der Raa aufgeknüpft würden, und wenn bei der Übermacht der Amerikaner auch deren schließlicher Sieg nicht zweifelhaft sein konnte, hätte er mit teuren Opfern erkauft werden müssen. Diese Überzeugung brach sich auch bei der Besatzung Bahn, denen freilich durch das Auffliegen des Schiffes die Prisengelder entgangen waren, und sie beruhigten sich bald über die getäuschte Hoffnung.

Die Trommel schlug „Gefecht aufhören". Die Geschütze wurden festgemacht, das Deck von Blut gereinigt und aufgeklart, die zerschossenen Stengen und Segel durch neue ersetzt und alles wieder in die alte Ordnung gebracht.

„Jetzt müssen wir über den andern Bug," sagte Dirk

zum ersten Leutnant, „nach meiner Rechnung können wir nur noch wenige Meilen von der Küste sein, da wir während der ganzen Jagd Nordost aufgesteuert haben, und es ist so dunkel durch den Nebel, daß wir auf dem Lande sitzen können, ehe wir es vermuten.“

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als wie durch Zauber plötzlich der Nebel verschwand und das Sternenheer in ebenso seltsamem rötlichen Glanze, wie in der Nacht zuvor, vom Himmel strahlte. Von der Küste selbst war noch nichts zu sehen, aber in nordwestlicher Richtung zeigte sich hoch in den Lüften Wetterleuchten und umsäumte die dunklen Umrisse einer Gebirgskette.

„Sie haben recht,“ erwiderte der Leutnant, der mit Staunen die plötzliche Wandlung in der Atmosphäre wahrgenommen, „wir sind nahe am Lande, sonst könnten jene Berge nicht so klar erscheinen; aber dies wunderbare Erglänzen der Sterne will mir nicht gefallen.“

„Mir auch nicht,“ pflichtete Dirk bei, „gewiß steckt etwas dahinter. Wir sind in den Orkanmonaten, und ich will nicht wünschen, daß uns einer packt. Jedenfalls wollen wir schnell wenden, um genügend Seeraum zum Treiben zu gewinnen und die vielen Korallenriffe hinter uns zu lassen, ehe es zu spät wird. Unsere kleine Brigg hat sich ja als ein so vorzügliches Seeschiff bewährt, daß wir im offenen Wasser weniger zu fürchten haben. Lassen Sie die Wache aufpfeifen, Leutnant Ward!“

„Wache klar zum Wenden!“ kommandierte der Leutnant.

Die Pfeifen der Bootsmannsmaaten schrillten, und die

Leute sprangen auf ihre Posten an die verschiedenen Taue. Der „Seelöwe" schnob, dem Steuerruder augenblicklich gehorchend, in den Wind, die Raaen flogen herum, und das Schiffchen wie auf einem Teller drehend auf den neuen südlichen Kurs, um mit schlanker Fahrt von der Küste abzuliegen.

Dirk und Ward blieben noch eine Stunde an Deck, um die Witterung zu beobachten, aber keinerlei Anzeichen verrieten eine Änderung zum Schlechten. Im Gegenteil der Himmel blieb wolkenlos, die Brise nahm allmählich ab, und das Wetterleuchten wurde schwächer. Die Gebirgskuppen sah man nicht mehr, nur der unnatürliche Glanz der Gestirne blieb, und das Meer erglühte in ebenso ungewohnter Weise, wie in der vorigen Nacht.

„Es scheint, als ob die Luft nur voll Gewitter steckt," sagte Dirk, „die aber mehr über Land hängen, und wir können wohl ruhig zur Koje gehen. Sollte sich etwas Ungewöhnliches im Wetter zeigen, Leutnant Wilson," wandte er sich dann an den wachehabenden Offizier, „so bitte ich um sofortige Meldung."

Mit einem freundlichen „Gute Nacht, meine Herren!" verabschiedete er sich und ging in seine Kajüte, gefolgt von dem treuen Leo, der ihn auf Schritt und Tritt begleitete.

Auch der erste Leutnant begab sich in seine Kammer, und auf der Brigg herrschte nach der Aufregung des Tages tiefe Ruhe. Die Nacht verging ohne Störung, nur nahm die Brise allmählich ab, und gegen Tagesanbruch wurde es fast still.

Wie dies auf kleineren Kriegsschiffen Brauch ist, hatte

der erste Leutnant die Morgenwache. Als um sechs Uhr die Sonne aufging, entstieg sie jedoch nicht wie sonst in goldiger Klarheit dem Ozean, sondern kam hinter einer bleifarbenen Wolkenbank hervor, die mit starren Rändern und massig am Osthorizonte auf dem Wasser lagerte, und welche jene hier und dort kupferig färbte. Gleichzeitig veränderte sich der Zustand der See, die bis dahin der Brise entsprechend ruhig gewesen war. Eine hohe Dünung rollte heran, und da die Segel keine Stütze mehr gewährten, begann die Brigg heftig in ihr zu schwanken. Das bedeutete nichts Gutes, und Ward weckte den Kommandanten, der unmittelbar danach das Deck betrat und Umschau hielt.

„Ich habe mich gestern Abend geirrt," sagte er dann ernst, „das war kein bloßes Gewitter in der Luft, da steckt mehr dahinter. Die plötzliche hohe Dünung kann nur von einem schweren Sturme herrühren, der drüben im Osten braut. Doch sehen Sie dort jene merkwürdige Wolke, die so schnell auf uns zukommt," unterbrach er sich, „sie ist schwarz, und dennoch kann man überall den blauen Himmel durch sie sehen."

„Ich weiß nichts daraus zu machen," fügte er hinzu, als er eine Zeitlang das Fernrohr darauf gerichtet. „Wind ist nicht dabei, ich sehe nirgends Schaum auf dem Wasser."

Die Aufklärung der eigentümlichen Erscheinung sollte jedoch nicht lange auf sich warten lassen. Die Wolke zog, sich schnell ausbreitend, mit großer Geschwindigkeit heran, erreichte das Schiff, und plötzlich waren das Deck desselben, die Segel und die ganze umgebende Wasserfläche mit Heuschrecken, Schmetter-

lingen und anderen Insekten wie besäet, während der übrige Schwarm der Tiere über das Schiff fortflog, um bald in der Ferne zu verschwinden.

„So, nun wissen wir, woran wir sind, Leutnant Ward," äußerte Dirk. „Das sind die untrüglichen Anzeichen eines Orkans. Ich habe zwar selbst noch keinen erlebt, aber weiß es von Kapitän Decatur, daß der Sturm die Insekten am Lande aufnimmt und sie vor sich hertreibt, um sehr bald danach sich selbst zu melden. Jetzt haben wir keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir ihn gerüstet empfangen wollen. Lassen Sie alle Mann aufpfeifen, es heißt so schnell wie möglich die Brigg sturmklar machen."

Die Bootsmannspfeifen schallten in die Luken hinunter und das „Alle Mann auf!" trieb die Mannschaften der Freiwache schnell aus den Hängematten an Deck, um dort mit den Kameraden der Wache die weiteren Befehle zu erwarten.

Das Schiff wurde unter kleinen Sturmsegeln beigelegt, die oberen Stengen und Raaen an Deck genommen, Geschütze, Boote und alles, was von etwaigen Sturzwellen erreicht werden konnte, mit doppelten Befestigungen versehen, die Luken wasserdicht geschlossen und alle jene Vorbereitungen getroffen, durch welche erfahrene Seeleute ihr Schiff gegen schweren Sturm und See zu sichern suchen. Nachher, wenn erst das Schiff der Spielball der empörten Elemente geworden, ist dergleichen zu spät, und die Versäumnis rächt sich oft in schreckenerregender Weise.

Es wurde inzwischen ganz windstill, aber die Stille hatte etwas Unheimliches und Drückendes. Die Dünung wuchs,

lief nicht regelmäßig, sondern wirr durcheinander und warf die Brigg bald nach dieser, bald nach jener Seite, so daß man sich kaum auf ihr festhalten konnte, und die Segel mit donnerähnlichem Knall gegen die Masten schlugen.

„Ich wollte, es gäbe Wind," sagte der erste Leutnant in Besorgnis um seine Takelage; „sonst verlieren wir bei diesem schrecklichen Schlingern noch Segel und Masten, bevor noch einmal der Sturm anrückt."

„Da ist er schon," rief Dirk, der mit dem Fernrohr den Horizont beobachtete, „dort von Osten kommt ein weißer Streifen auf dem Wasser heran. Noch einen Mann mehr an das Steuerruder, Leutnant Ward, und daß die Leute gut aufpassen, damit uns der erste Stoß nicht von vorn packt."

Oben in den Lüften vernahm man ein dumpfes Sausen und eine drückende Schwüle beengte die Brust. Der weiße Schaumstreifen näherte sich dem Schiffe, aber es war nicht der Gischt, den der Sturm vor sich herjagt, sondern nur Stromkabbelung, wenn auch keineswegs ein gutes Zeichen. Mit welcher Gewalt mußte der Orkan daherrasen, wenn er eine starke und stets nach derselben Richtung laufende Meeresströmung umzukehren vermochte!

Bis dahin war mit Ausnahme jener langsam aufsteigenden Wolkenbank im Osten der übrige Himmel immer noch klar geblieben und die Sonne hatte geschienen, wenngleich sie dasselbe rote Licht ausstrahlte, wie am vorigen Tage. Jetzt jedoch verschwand sie plötzlich hinter einem tiefschwarzen Schleier, der sich von der Bank ablöste und mit rasender Geschwindigkeit sich über das ganze Firmament ausbreitete. Der

Horizont zog sich von allen Seiten zusammen, als wollte er das Schiff erdrücken, das Meer wurde schwarz wie Tinte, die Wolken senkten sich nieder, daß sie die Mastspitzen zu berühren schienen, und es wurde fast so dunkel wie zur Nacht.

Damit war jedoch weder Donner noch Blitz verbunden, kein erquickender Regentropfen fiel, und es herrschte eine schauerliche unheilvolle Stille. Jeder Laut, das Sprechen der Leute, das Knirschen der sich bewegenden Querwände des Schiffes, das Stoßen der Raaen beim Überholen — alles war mit erschreckender Deutlichkeit hörbar, und dabei arbeitete die Brigg in der sich immer höher türmenden See so furchtbar, daß man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, sie würde die Masten herauswerfen.

Dieser Zustand drohender Ungewißheit war schrecklicher, als ein schwerer Sturm und lastete auf allen Gemütern wie ein unheimlicher Alp. Der plötzliche Übergang von hellem Tag zu dunkler Nacht, die gewaltige Dünung, die schweren Wolken übten unwillkürlich einen beängstigenden Einfluß, die abergläubischen Leute standen wie unter einem Banne, und selbst die Offiziere konnten sich nicht davon frei machen.

Da ertönte ein Schreckensruf vom Vorderdeck und aller Augen wandten sich der Richtung zu, um durch ein sich dort bietendes Schauspiel in die lebhafteste Aufregung versetzt zu werden.

Eine große Kugel, die ein bläuliches Licht ausstrahlte, von dem man nicht sagen konnte, ob es eine Flamme sei, oder nicht, wälzte sich langsam von der Spitze des nach vorn schräg

aus dem Schiffe hinausliegenden Bugspriets, auf letzterem langsam nach innenbords zu. An der Verschanzung angekommen, hielt sie einen Augenblick inne, als ob sie das Hindernis nicht zu überwinden vermöchte, dann aber hob sie sich darüber fort, rollte auf das Verdeck nieder, während die dort versammelten Mannschaften angsterfüllt nach allen Seiten auseinanderstoben, um ebenso plötzlich, wie sie erschienen, wieder zu verschwinden.

„Was war das?" stieß einer der Offiziere hervor, als er den ersten Schrecken überwunden hatte, und bei der Totenstille und Hellhörigkeit der Luft schallten die Worte wie Trompetentöne über das ganze Deck.

„Ein großes Elmsfeuer," erwiderte Dirk laut und mit möglichster Ruhe, um den Mannschaften die Furcht zu benehmen, von der sie offenbar heimgesucht waren. „Sonst tanzen sie bei Gewitterluft und schlechtem Wetter auf den Spitzen der Raaen und Masten, wie es wohl jeder von uns früher gesehen hat, aber das bedeutet weiter nichts, als eine gehörige Handvoll Wind."

„Es hat uns alle beleuchtet," hörte er eine Stimme auf dem Verdeck sagen, „Gott sei uns gnädig."

„Und es war wieder Blut in der Sonne heute Morgen," äußerte ein anderer Matrose, „denkt an Thomas!"

Dirk fühlte großes Unbehagen, als die Worte an sein Ohr schlugen. Er erinnerte sich des Aberglaubens der Seeleute, daß, wenn Elmsfeuer einen von ihnen beleuchten, dieser dem Tode verfallen sei, und wollte sich eben nach vorn begeben, um die Leute zu ermutigen, als dasselbe Sausen in den

Lüften wie vorhin plötzlich seine Schritte hemmte. Diesmal aber klang es lauter und drohender, wie das ferne Geheul einer riesigen Meute.

„Sehen Sie dort!“ rief ihm in diesem Augenblicke der erste Leutnant zu, der in seiner Nähe stand, und erregt mit der Hand nach vorn wies.

Dirk folgte mit den Augen der Richtung. — Wieder erschien dort ein weißer schimmernder Streifen auf der dunklen Tiefe, aber ein Blick belehrte ihn, daß es diesmal keine Stromkabbelung war. Der Orkan kam herangebraust, er kämmte den Gischt von den Wellen und trieb ihn als Wolke vor sich her.

„Hart auf mit dem Ruder!“ rief Dirk den Leuten zu, „der Wind kommt von vorn!“

Doch ehe noch diese das Rad drehen konnten, traf auch schon der erste Stoß die Brigg so gewaltsam, daß die beiden dichtgerefften Marssegel mit einem Knall wie ein Kanonenschuß aus den sie umsäumenden Tauen platzten, und der Sturm die Fetzen mit sich fortführte. Zugleich flog die Brigg so nach rückwärts, daß das Steuerruder im Wasser quer schlug. Wie ein Wirbel drehte sich infolgedessen das Steuerrad, schleuderte die beiden an ihm stehenden Leute rechts und links gegen die Bordwände, daß sie besinnungslos und schwer beschädigt dort liegen blieben, und gleichzeitig stürzte eine See von hinten über das Heck des zurückprallenden Schiffes, die das ganze Deck fußhoch überflutete.

Jeder glaubte im ersten Augenblicke, daß das kleine Fahr-

zeug unter der Wucht der Wassermasse sinken müsse, aber es wehrte sich tapfer, und das Glück kam ihm zu Hilfe.

Die Sturzsee war etwas von der Seite gekommen und hatte das Hinterteil so herumgeworfen, daß der Wind nicht mehr ganz von vorn, sondern etwas von Steuerbordseite auf Raaen und Segel fiel. Mit einem Blicke erfaßte Dirk diesen günstigen Umstand; die Brigg mußte vor den Wind gebracht werden, und zwar so schnell wie möglich. Blieb sie so liegen, so wurde entweder ihr Heck eingeschlagen oder, wenn sie etwas mehr quer zum Winde abfiel, hätte die nächste Sturzwelle ihr Schicksal besiegelt.

Er sprang zum Ruder, um dasselbe in der für das beabsichtigte Manöver günstigen Lage, die es durch den Stoß gegen das Wasser von selbst eingenommen, festzuhalten.

„Leute in das Fockwant!“ kommandierte er dann mit der ganzen Kraft seiner Stimme, doch sie drang nur wenige Schritte weit, der Sturm verwehte sie vor dem Munde. Glücklicherweise hatte der in der Nähe stehende erste Leutnant ihn gehört und bahnte sich mit Mühe einen Weg durch die auf dem Deck hin- und herwogenden Wassermassen nach vorn.

Den Mannschaften mit der Hand winkend, stieg er als erster in die Haltetaue des Fockmastes hinauf. Jene verstanden seine Absicht und folgten ihm sofort. Das Schiff hatte keine Segel mehr, nun mußten die Menschen sie ersetzen; der Winddruck auf ihre Körper im Want sollte als Hebelkraft dienen, um den Kopf der Brigg herumzuwerfen und sie vor den Wind zu bringen.

In tödlicher Spannung erwartete die Besatzung den Erfolg. Drehte das Schiff nicht, so war alles verloren. Die Wellen liefen in turmhohen Bergen; kam eine von ihnen über, dann nahm sie die Brigg mit sich in die Tiefe.

Die Zimmerleute standen beim Großmast fertig mit ihren Äxten, um ihn zu kappen und damit den Druck vom Hinterschiffe zu nehmen, falls nichts anderes helfen wollte. Sie erwarteten nur den Wink des Kommandanten, um das Zerstörungswerk zu beginnen, doch er wurde nicht gegeben. Im Gegenteil flog es wie ein freudiger Schimmer über Dirks Züge. Das Schiff begann zu drehen, es fühlte, je mehr der Wind quer einkam und es durch das Wasser zu treiben begann, auch die Wirkung des Ruders und fiel schneller und schneller ab, bis es gerade vor den Wind kam und dann nur vor seiner Takelage mit glühender Fahrt durch die schäumenden Fluten schoß.

Für den Augenblick war es gerettet; um dieselbe Geschwindigkeit, die es selbst hatte, wurde auch die Kraft des Windes vermindert, es lief schneller als die Wellen, und vorläufig drohte keine Gefahr, daß die letzteren über das Heck brechen würden; aber weder Dirk noch seine Offiziere machten sich ein Hehl daraus, daß es nur für einen Augenblick sei.

Der Kurs, den man jetzt eingeschlagen, führte direkt auf die Küste, und wenn dieselbe auch noch vierzig bis fünfzig Seemeilen weit entfernt sein mochte, so blieb das immer eine höchst gefährliche Nähe. Neue Segel unterzuschlagen und dann beizudrehen, daran war gar kein Gedanke; dazu wehte es zu

furchtbar; peitschten ja jetzt schon die noch vorhandenen und bei gutem Wetter auf das sorgsamste festgemachten Untersegel unter den sie umwickelnden Tauen heraus und zerrissen. Ebenso-wenig war das Beidrehen mehr möglich bei der schweren See. Ehe das Schiff an den Wind gekommen wäre, hätten die Wellen es vernichtet.

Die einzige Hoffnung blieb, daß der Sturm nicht von Dauer sei, oder daß er seine Richtung veränderte. Wirbelstürme, zu denen Orkane gehören, kann man sich am besten veranschaulichen, wenn man eine Windhose am Lande betrachtet. Sie drehen sich um einen Mittelpunkt und ziehen die umgebenden Luftschichten an, die dann in der Richtung der Tangente auf den Mittelpunkt hinwehen. Da dieser aber sich gleichzeitig, ebenso wie bei einer Windhose fortbewegt, müssen auch die Winde in seiner Peripherie für einen in ihr feststehenden oder verhältnismäßig nur langsam fortschreitenden Gegenstand, wie ein Schiff, sich stetig verändern, wenn nicht zufällig der Cyklon in gerader Richtung auf letzteres zukommt, oder von ihm fortwandert. Diese Eigenschaft der Orkane kannte man bereits im vorigen Jahrhundert, nur wußte man noch nicht, nach welchen Gesetzen die Drehung erfolgt, und konnte sie deshalb nicht benutzen, um den schrecklichen Naturerscheinungen rechtzeitig zu entfliehen.

Auf dem „Seelöwe“ hätte aber auch diese Kenntnis keinen Vorteil gebracht. Der Sturm war zu plötzlich und mit zu großer Gewalt gekommen, um mehr als das Geschehene thun zu können — das andere mußte man Gott anheimstellen, denn Menschenmacht hatte ihr Ende gefunden.

Auch daß man vor dem Winde segelte, half nicht viel; der verderbendrohende Mittelpunkt des Wirbels nahm seinen Weg auf das Schiff zu, und je näher er rückte, desto furchtbarer wurde die Gewalt des Sturmes. Die Dunkelheit hatte nachgelassen, die schwarze Wolkendecke war zerrissen, aber nun kamen die elektrischen Entladungen, das ununterbrochene Rollen und Krachen des Donners, die überall flammenden Blitze, das Heulen des Orkans und das Rauschen und Brüllen der zusammenbrechenden Wogen, während die ganze Atmosphäre von Wasserdampf, Gischt und Regen erfüllt war.

Oh! es war furchtbar, dieser ungezügelte Kampf der Elemente, die sich um die Herrschaft stritten, und inmitten desselben das kleine gebrechliche Schiff. Wie ein gehetztes Wild flog es dahin, seine Masten und Raaen bogen sich wie schwankende Gerten, und es erzitterte der ganze Bau, als wollte er sich jeden Augenblick aus seinen Fugen lösen.

Die Mannschaft stand starr und stumm in diesem entsetzlichen Chaos, von dem sich niemand einen entfernten Begriff machen kann, wenn er es nicht selbst mit erlebt hat. Sie erwartete jeden Augenblick den Schlußakt des gewaltigen Dramas, und auch in den Zügen Dirks und der Offiziere prägte sich jetzt düsterer hoffnungsloser Ernst aus.

Es war ja nicht möglich, daß die Brigg einem solchen Toben noch viel länger widerstehen konnte — das sagte sich jeder unwillkürlich in seinem Innern. Man hielt es auch nicht für möglich, daß es noch härter wehen könne, und dennoch wuchs die Wut des Orkans immer mehr. Der Mittelpunkt mußte nahe beim Schiff sein, denn der Wind raste förmlich;

die hohe See verschwand, sie wurde ganz glatt geweht und ihre Oberfläche war, soweit das Auge reichte, nur noch eine ununterbrochene, kochende und wirbelnde Schaummasse.

Da zeigte der neben Dirk stehende erste Leutnant erschreckt auf die Haltetaue des Großmastes. Sie waren an der einen Seite plötzlich so verlängert, daß sie an der andern hin und herschlotterten. Die Taue selbst hatten sich zwar nur wenig gereckt, aber sie zogen sich allmählich aus den Bändseln, mit denen sie an den Rüsteisen, den in der Schiffsseite verbolzten schweren Stangen, befestigt waren. Der auf die Takelage ausgeübte Druck war so unerhört, daß sie ihm nicht länger zu widerstehen vermochten.

Die Offiziere hatten kaum noch Zeit, durch Winken die Mannschaft auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen, da sprangen auch schon die ersten Wanten des Großmastes ganz aus den Bändseln, der Mast verlor seinen Halt und stürzte über Bord, um gleichzeitig den Fockmast mit sich zu reißen, mit dem er durch die nach vorn weisenden Haltetaue, die Stage, verbunden war.

Auf Dirks Wink eilten die Zimmerleute mit ihren Beilen sofort nach der Seite, wohin die Masten gefallen waren, um schnell alles Tauwerk zu kappen, durch das letztere noch mit dem Schiffe zusammenhingen, und um sie los zu werden, damit das Schiff nicht im Steuern behindert wurde, aber so schnell dies auch verhältnismäßig gelang, empfand jeder, daß es nur ein schwacher Notbehelf, und im Gegenteil die Lage des Schiffes nur um so gefährlicher geworden sei. Man

mußte jetzt fürchten, daß ohne Takelage die Brigg bedeutend geringere Fahrt machen, die Geschwindigkeit der Wellen nicht mehr auslaufen und durch sie von hinten überrannt werden würde.

Bald sah Dirk zwar, daß dies weniger zu besorgen war, da die Brigg fast ebenso schnell durch das Wasser getrieben wurde, wie vorher, aber diese Wahrnehmung gewährte auch nur wenig Trost. Man hatte schon einige Stunden auf dem verderblichen Kurse gelegen, der direkt auf das Land zuführte, und es konnte nur noch kurze Zeit dauern, bis alles zu Ende war. Brach sich nicht sehr bald die Gewalt des Sturmes, oder änderte er nicht seine Richtung, dann zerschellte das Schiff rettungslos an den die Küste umsäumenden Korallenbänken, und war mit allem, was es trug, verloren.

Zu oft jedoch schon hatte Dirk in seinem Leben in größter Gefahr geschwebt, ohne den Mut zu verlieren, sein Gottvertrauen ließ ihn auch jetzt noch Hoffnung auf Rettung hegen, obwohl das, was er um sich sah und hörte, jede Hoffnung auszuschließen schien, und die Zuversicht, welche sich in seinen Mienen kundgab, verfehlte nicht, sich den Offizieren und Mannschaften mitzuteilen.

Wiederum war eine Zeit vergangen, und es hatte den Anschein, als ob sich wirklich im letzten Augenblicke noch alles zum Guten wenden wolle. Das Zentrum des Orkans mußte beim Schiffe vorübergegangen sein, und damit war seine größte Gewalt gebrochen. Zwar wehte immer noch ein sehr schwerer Sturm, aber er nahm offenbar ab und

begann allmählich seine Richtung zu ändern. Donner, Blitz und Regen entschwanden allmählich in der Ferne; alles atmete auf, und neuer Mut belebte die Herzen der schwer geprüften Besatzung. In kurzer Zeit mußte nun der Wind nach der entgegengesetzten Richtung herumgehen, von der Küste abwehen, und dann war alle Gefahr beseitigt.

Da färbte sich auf einmal wiederum der Horizont voraus dunkel. Was bedeutete das, kam das Unwetter noch einmal zurück?

Oh nein! es war Schlimmeres als das, und allen stockte der Atem! Was man zuerst für eine schwarze Wolkenbank gehalten, nahm plötzlich Gestaltung an und ließ sich jetzt nicht mehr verkennen. Es war Land, kaum noch eine Seemeile entfernt, und die Brigg näherte sich ihm mit rasender Geschwindigkeit. In dumpfem Schweigen starrten die Leute darauf hin, das Antlitz des gewissen Todes grinste sie an — in wenigen Minuten waren sie ihm verfallen.

„Steuerbord das Ruder!“ kommandierte Dirk in diesem Augenblicke. „Luv zwei Strich!“ und willig dem Steuer gehorchend änderte das Schiffchen seinen Kurs. Rechts und links voraus erhob sich je eine Insel, zwischen denen sich der Eingang in eine Lagune öffnete.

Sobald Dirk diese Wahrnehmung gemacht, hatte er auch schon einen Plan gefaßt, um ihn sofort zur Ausführung zu bringen. Für gewöhnlich sind die Lagunen seicht, aber der Sturm mußte soviel Wasser hineingetrieben haben, daß es in diesem Augenblicke tief genug für die Brigg war, und deshalb ließ er auf den Eingang zusteuern. Gelang es glück-

lich durch ihn zu kommen, so befand man sich in Schutz des Landes, und eine Rettung war mindestens möglich.

Der Zwischenraum zwischen den Inseln maß kaum zweihundert Fuß, die See brandete furchtbar an den klippigen Ufern, der Wind trug den Gischt himmelan, und ringsum wallte das Wasser, als ob ein Riesenkessel brodelte, aber es mußte gewagt werden.

Vorwärts, vorwärts in wilder Jagd — es geht auf Leben und Tod, Gott sei dem Schiffe gnädig!

Der Eingang ist erreicht, noch wenige Schritte, dann öffnet sich die schützende Bucht und mit ihr sichere Rettung.

Da erschüttert ein gewaltiger Stoß das unglückliche Fahrzeug, daß es in allen Fugen erkracht. Es ist auf eine Klippe gefahren!

Brüllend rollt eine Grundsee heran. Nur ihr kleinster Teil trifft die Brigg an derem hintern Ende, aber er wirft dasselbe herum, so daß jene jetzt quer gegen die Richtung der Wellen liegt.

Da kommt die zweite, so wild und gewaltig, daß der Besatzung das Blut in den Adern erstarrt.

Näher und näher wälzt sie sich und schwillt zu immer größerer Höhe. Wie ein unheimliches Gespenst der Tiefe streckt sie ihre Riesenarme aus, um ihr Opfer zu verschlingen, mit donnerndem Tosen stürzt sie sich auf dasselbe und begräbt es in ihrem Schoße.

Ein entsetzlicher Schrei ringt sich aus dem Wasser empor; Trümmer decken seine Fläche, zwischen ihnen kämpfen

hier und dort Menschen mit dem Tode, doch als die dritte Grundsee verlaufen, da sind auch sie verschwunden.

Eine Stunde darauf scheint wieder die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab und taucht ihre Strahlen in den Azur des beruhigten Ozeans. Sie glänzen in reinem Golde wie sonst und nicht mehr blutigrot.

Zu spät! Die Brigg ist zerschmettert, ihre Besatzung ruht auf dem Meeresgrunde.

XIII.

Ein lieblicher Morgen, angethan mit der ganzen Pracht tropischer Schönheit, war angebrochen. Eos' Rosenfinger begannen den Horizont mit kostbaren Tinten zu malen, die kleineren Sterne erloschen, der Glanz der Glühwürmer, welche zu Tausenden wie ebensoviele funkelnde Diamanten im Buschwerk durcheinander schwirrten, verblaßte, der schnarrende Lockruf des Laubfrosches erstarb in der Ferne, und der wilde Schrei des Jaguar war verstummt.

Dagegen rief der junge Tag anderes neues Leben in der Natur wach, und ein tausendstimmiges Konzert erfüllte die Luft, um die dem Meere entsteigende Sonne zu begrüßen.

Der Campanero ließ sein feierliches Glockenläuten erschallen, von dem dieser Tropenvogel seinen Namen trägt, untermischt von den langgezogenen süßen Flötentönen des Bergpfaus, während der emsig an den Bäumen auf- und ablaufende Specht kräftig den Takt schlug, und ein Papageienheer den allerdings nicht harmonisch klingenden Chor bildete.

Tausende von Zikaden summten und sangen, farbenprächtige schillernde Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, wie fliegende Juwelen schwebten Kolibris um die Blüten-

kelche der Orchideen und Schlingpflanzen, die in wunderbaren Formen und Farben Stämme und Äste der gewaltigen Baumriesen schmückten und verwebten, und der balsamische Landwind, der mit Sonnenaufgang am kräftigsten weht, rauschte in Laub und Zweigen, wiegte die gefiederten Kronen der Palmen und schüttelte den Morgentau wie Regentropfen von ihnen.

Ruhig lag das Meer und rauschte nur leise am Strande der Inseln, welche die Lagune einschlossen. Die Wassermasse, welche der gestrige Orkan in ihr aufgestaut, hatte sich verlaufen, und in ihrem Eingange erblickte man das Wrack eines Schiffes. Einzelne seiner Rippen ragten über das Wasser hinaus, wie schmale Felsen, und auf ihnen saßen Pelikane, ihr Gefieder putzend, bevor sie ihren Morgenflug seewärts nahmen. Die Rückenflossen von unzähligen Haien furchten die Oberfläche in der Nähe des Wracks, Krokodile ließen sich träge vom Sandstrande, wo sie genächtigt, in das Wasser gleiten, und häßliche Gallinazos zogen über ihnen ihre Kreise, mit den Hyänen des Meeres nach Beute spähend.

Das Wrack war der traurige Überrest der schönen Brigg, die noch vor kurzem majestätisch auf dem Ozean schwamm, welche hundertundzwanzig junge kräftige Menschen trug, um wenige Stunden darauf an tückischer Klippe zu zerschellen, und ihre Besatzung mit sich in die Tiefe zu ziehen.

Seemannslos! Wieviele Tausende sind auf gleiche Weise verloren gegangen, deren Gebeine auf dem Grunde des Meeres bleichen, und deren Grabschrift das eine tieftraurige Wort bildet: „Verschollen!“

Das mit dichtem Walde bedeckte Landufer der Lagune stieg sanft aufwärts. Wenige Schritte vom Wasser entfernt hatte Menschenhand einen kleinen freien Platz geschaffen, auf dessen Hintergrunde sich eine armselige Hütte erhob, wie sie den einstigen Herren, damals aber, und auch jetzt noch den Parias Mexikos, den Indianern zum Obdach dient. Die Wände bildete ein Flechtwerk von Lianenzweigen, das Dach bestand aus Palmblättern, und Bananenbäume beschatteten das gebrechliche Bauwerk. Ein auf das Land gezogenes Kanoe und darüber zum Trocknen ausgebreitete Fischereigeräte verrieten das Gewerbe des oder der Bewohner.

Die Thür stand offen und wies nach dem Meere hin. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer, und davor kauerte die nur dürftig bekleidete Gestalt eines Indianers.

In der vorderen Ecke des Raumes, nahe der Thüröffnung, ruhte auf einer Schicht von Gras und Blättern ein weißer Mann, und neben ihm auf der Erde lagerte ein mächtiger Neufundländer. Er hatte den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt, aber seine Augen waren unverwandt und aufmerksam auf den Schlafenden gerichtet. Sobald derselbe eine Bewegung machte, leckte der Hund leise dessen von dem erhöhten Lager herabhängende Hand, als wollte er ihn beruhigen, während auch der Indianer dann und wann einen Blick auf den Kranken warf — denn als solchen kennzeichnete das bleiche Antlitz den Weißen —, dann aber um so eifriger in einem am Feuer stehenden irdenen Topfe rührte, in dem er irgend eine Speise oder einen Trank zubereitete.

Der Kranke war Dirk, und der treue Wächter seines

Schlummers Leo, die beiden einzigen Überlebenden aus dem grausigen Schiffbruche.

Als jene zweite schwere Sturzsee über die unglückliche Brigg hereinbrach, ihre Seiten zertrümmerte und die gesamte Besatzung von Deck schwemmte, war auch Dirk mit ihr fortgerissen und ein Spielball des tobenden Meeres geworden. Beim Wiederauftauchen sah er sich von Wrackstücken umgeben und zwischen ihnen noch eine Zahl seiner Mannschaften mit dem Tode ringen, während der bei weitem größte Teil derselben bereits sein Grab gefunden hatte.

Sein erster Gedanke war, jenen zu Hilfe zu kommen; die felsige Spitze der einen Insel streckte sich weit vor und war kaum fünfzig Schritte entfernt. Sie brach die Gewalt der Wogen, hinter ihr befand sich ein Sandstrand, und dorthin glaubte er ohne große Schwierigkeit einige der Verunglückten retten zu können. Ebenso war er sich aber auch bewußt, wie schwer es oft für den besten Schwimmer ist, Ertrinkenden, namentlich in Seegang, Hilfe zu gewähren und in ihrem Todeskampfe nicht selbst von ihnen hinabgezogen zu werden.

In seiner unmittelbaren Nähe trieb einer der fortgeschlagenen Kutter des Schiffes und um ihn her die Riemen, Masten und sonstiges Zubehör desselben. Schnell ergriff er zwei der ersteren, um sie unter seine Arme zu schieben und damit auf den nächsten Verunglückten zuzuschwimmen, da kam die dritte Sturzsee angerollt. Sie erreichte zuerst den Kutter und schleuderte dessen Bordwand so heftig gegen Dirks Körper und Kopf, daß er sofort die Besinnung verlor und ohne Zweifel gesunken

wäre ohne die Riemen. So hielten ihn dieselben jedoch über Wasser und bewahrten ihn vor dem augenblicklichen Tode.

Dennoch wäre er diesem verfallen gewesen ohne seinen treuen Hund, der seinem Herrn auch in diesem schrecklichen Kampfe nicht von der Seite gewichen war. Mit fast menschlicher Klugheit erkannte er die Gefahr, in der sein bewußtloser Herr schwebte, faßte ihn sorgsam am Rock im Nacken und schwamm mit ihm zu jener erwähnten Stelle hinter der Felsspitze, die auch der eigene Instinkt ihm als die rettende zeigte. Er erreichte mit seiner Bürde glücklich das Ufer und zerrte mit aller Kraft den Körper soweit auf das Trockene, daß das Wasser ihn nicht mehr bespülen konnte.

So fand ihn am Abend, als wieder überall Friede und Ruhe in der Natur eingekehrt war, der Indianer, als er mit seinem Kanoe nach der Insel zum Fischen fuhr, und das klägliche Geheul des Hundes ihn aufmerksam machte.

Er bemerkte noch Leben in Dirk und war barmherzig genug, ihn in seine Hütte am Festlande zu schaffen und ihn mit Hilfe seiner Frau auf das Beste zu pflegen. Dirk hatte an seinem Körper keinen ernstlichen Schaden genommen; durch den Anprall des Bootes war er nur stark kontusioniert, aber die Ruhe und der heilende Saft von Kräutern, mit dem der Indianer seine schmerzenden Glieder einrieb, zeigten sich vom besten Erfolge.

Er erholte sich bald soweit, um sprechen zu können. Wie fast alle Indianer Mexikos, besonders aber die an den Küsten wohnenden, verstand auch der Fischer spanisch, und so machte es Dirk keine Schwierigkeiten, sich mit ihm zu verständigen.

Seine erste Frage galt den Unglücksgefährten, aber die Antwort lautete niederschmetternd für ihn. Soviel der Indianer wußte, von dessen Hütte aus man die ganze Lagune und die beiden Inseln übersehen konnte, war auch nicht ein einziger von ihnen gerettet worden, ja nicht einmal eine Leiche an das Ufer getrieben.

Was nicht den Haien, Alligatoren und Gallinazos zur Beute gefallen, das hatte die heftige Strömung des nach Aufhören des Orkans schnell zurückflutenden Wassers mit sich und in den Ozean hinausgeführt. Ebenso war es mit den Wrackstücken gegangen — die traurig emporragenden Rippen der Brigg bildeten das einzige Wahrzeichen des furchtbaren Ereignisses, und als Dirk seine Augen darauf richtete, rollten schwere Thränen über seine Wangen.

Dort lag sein schönes Schiff, sein Stolz, sein Glück zerschellt, und mit ihm seine ganze Besatzung, die stets so treu und verläßlich in Freud und Leid zu ihm gestanden, die ihn geliebt und verehrt, und in deren Mitte er sich so wohl befunden. Oh, wie elend und verlassen fühlte er sich!

Sollte es denn sein Schicksal sein, alles dahingeben zu müssen, was seinem Herzen teuer war? Zuerst die heißgeliebte Mutter, dann die Großeltern, danach den treuen Moormann, Mercedes . . . . Sein Herz krampfte sich zusammen, als die Lippen fast unbewußt den Namen flüsterten, und dann plötzlich die liebliche Gestalt des jungen Mädchens vor seinem geistigen Auge auftauchte. Ach, ihr Verlust war doch das Schwerste gewesen, das ihn betroffen.

So sehr er sich dagegen sträubte, er konnte sie nicht ver-

gessen; in seiner jetzigen weichen Stimmung stürmte die Erinnerung an die schönen Stunden aufs neue mit unwiderstehlicher Macht auf ihn ein, und willenlos gab er sich ihr hin. Jene kurze Zeit hatte ihm doch wenigstens einmal in seinem Leben wahre Glückseligkeit gebracht, die Zukunft ihm in goldigem Lichte erscheinen lassen, sein Herz mit den wärmenden Strahlen der Liebe erfüllt.

Vorbei, vorbei! Aber weshalb mußte es denn sein?

Es währte lange, bevor sich Dirk aus seinen schmerzlich süßen Träumen aufzuraffen vermochte. Der Indianer brachte ihm ein kühlendes Getränk, und dies rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Es kam ihm plötzlich der Gedanke an die eigene trostlose Lage. Ohne alle Mittel, nur mit den Kleidern angethan, welche er auf dem Körper trug, war er an die Gestade eines wildfremden Landes geworfen, abhängig von der Barmherzigkeit eines armen Indianers, dessen ganze Habe in dem dürftigen Ertrage seiner Fischerei und in ein paar Ziegen bestand, deren Milch er sich und den Seinen entzog, um sie mit dem weißen Manne zu teilen, ohne daß dieser imstande war, sich irgend dafür erkenntlich zu zeigen.

„Wo befinde ich mich hier?“ fragte er hastig seinen Gastfreund. Er wußte nicht, wohin der Orkan die Brigg getrieben hatte, und wo dieselbe gescheitert war. Erst im letzten Augenblicke hatte er das Land gesichtet, die Inseln gaben ihm keinen Anhalt — es erstreckte sich ja eine ganze Kette derselben längs der Küste, die einander ähnlich sahen. Vielleicht aber befand er sich in der Nähe einer Küstenstadt, in der es einen amerika-

nischen Konsul gab, der ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien vermochte.

„Nahe der Mündung des Rio del Norte,“ erwiderte der Indianer, „vier Meilen von Matamoros.“

Dirk fuhr unwillkürlich von seinem Lager empor, als der Name an sein Ohr schlug. Heftiger Schmerz, den ihm die plötzliche Bewegung verursachte, zwang ihn wieder nieder, aber gleichzeitig durchströmte ihn ein eigentümliches, wenn auch keineswegs unangenehmes Gefühl.

Wider Willen hatte ihn das Geschick vor wenigen Tagen in die Nähe des Ortes geführt, wo die Geliebte einst weilte und eine frohe Jugend verlebte. Mit widerstreitenden Empfindungen im Herzen war er geflohen, sobald sich ihm Gelegenheit bot. Er hatte geglaubt, damit Erinnerungen von sich abstreifen zu können, die er für begraben gehalten, und die dennoch wiedergekommen waren, um ihn zu beseligen und dann wieder als drohende Gespenster ihn zu quälen.

Und nun war er in so kurzer Zeit zum zweiten Male genau an denselben Punkt geworfen, denn jetzt erkannte er auch die Inseln und den Ankerplatz bei ihnen wieder, auf dem er vorgestern mit der Brigg gelegen.

War das nicht wie der Wink eines wunderbaren Schicksals, und hatte es nicht den Anschein, als ob er vor einer bedeutsamen Wendung seines Lebens stände, die sich hier entscheiden sollte?

Die Gedanken fluteten durch sein Hirn, bald hoben sie ihn auf den Gipfel des Glücks, bald schleuderten sie ihn wieder in den Abgrund der Verzweiflung, doch dann verwirrten sie

sich, seine Pulse schlugen fieberhaft, der geistigen Erregung war seine Körperkraft nicht gewachsen, und er versank in einen tiefen traumlosen Schlaf, der ununterbrochen bis zum andern Morgen anhielt.

Während der Indianer das Feuer mit einem Palmblatte anfachte, und die Frau mit ihrem Säuglinge hinausgegangen war, um die in einiger Entfernung von der Hütte weidenden Ziegen zu melken, spitzte Leo plötzlich die Ohren, wandte den Kopf nach der Thür und schlug mit einem kurzen heftigen Bellen an, das auch Dirk weckte, der sich, ohne Schmerz zu empfinden, emporrichtete und sich nach dem langen ungestörten Schlummer wie neugeboren fühlte.

„Was ist das?“ fragte er, „Leo, was hast du?“

In einiger Entfernung erklang der Ton eines Signalhornes und bald darauf hörte man einige Schüsse.

Der Indianer kroch auf dem Bauche zur Thüröffnung, legte die Hand hinter die Ohrmuschel und lauschte aufmerksam hinaus, während Leo fortfuhr, leise zu knurren.

„Spanier!“ flüsterte er dann und winkte Dirk, der in Begriff stand, hinauszugehen, damit er in die Hütte zurückträte.

In diesem Augenblicke vernahm man die Schritte eines laufenden Menschen, und unmittelbar danach kam das junge Weib, ihren Säugling fest an die Brust gepreßt, mit aufgelöstem fliegenden Haar und schmerzverzerrten Zügen zur Hütte gestürzt.

„Rette dich, Oreque,“ rief sie in Todesangst, „die Spanier kommen!“ Dann brach sie ohnmächtig zusammen; aus ihrem

Nacken quollen dicke Tropfen Blut hervor, und ein blaues Mal zeigte, daß dort eine Kugel eingedrungen war.

Einen Augenblick stand der Indianer starr vor Schreck, dann funkelte in seinen schwarzen Augen der Ausdruck tödlichsten Hasses; er flog zur Hütte, ergriff eine dort an der Wand hängende Büchse und machte sie schußfertig.

Kaum hatte er dies beendet, als drei spanische Soldaten in kaum dreißig Schritt Entfernung aus dem Busche traten.

„Hier sind sie, wir haben sie, die Verräter, die Rebellen!“ rief der vorderste von ihnen, wild frohlockend, „schießt sie nieder die Hunde!“

Die drei Gewehre entluden sich fast gleichzeitig und Dirk fühlte einen stechenden Schmerz in der Schulter. Er war von einer der Kugeln getroffen, während die anderen fehlgingen. Dann rückten die Angreifer auf die Hütte zu, aber da knallte des Indianers Büchse, der Führer der Rotte stürzte tot zu Boden, und seine beiden Kameraden hielten verwirrt in ihrem Anlauf inne.

Obwohl Dirk keinen Begriff davon hatte, um was es sich bei diesem plötzlichen Überfall handelte, sah er doch, daß sein Leben auf das äußerste bedroht war. Unbewaffnet, der rechte Arm gelähmt, stand er wehrlos da, und nur der Hund war sein Beistand.

„Faß Leo!“ rief er ihm zu, und mit einem gewaltigen Satze warf sich das treue Tier auf den nächsten Spanier, der sich eben anschickte, mit einem Hornsignal Unterstützung zurückgebliebener Kameraden herbeizurufen. Doch bevor er noch einen Ton hervorzustoßen vermochte, lag er mit zerbissener

Kehle am Boden, während ebenso schnell der Indianer auf den dritten Spanier zusprang und ihn mit dem Kolben seiner Büchse niederstreckte.

„Kommt mit, rettet Euch," rief er dann Dirk zu, „sonst seid Ihr verloren, diese grausamen Bestien schonen niemand!" Dann nahm er die schwerverwundete Frau und das Kind in seine Arme, trug sie in das Kanoe und schob es mit Riesenkraft in das Wasser.

„Schnell hinein!" bat er fast flehentlich, „wir müssen auf der Insel sein, bevor die übrigen herankommen, sonst schießen die Unbarmherzigen uns nieder wie wilde Tiere, dort ist unsere einzige Zuflucht."

Dirk folgte der Aufforderung und bestieg das Kanoe, während der Indianer schnell noch einmal zur Hütte zurücksprang, um nach wenigen Augenblicken mit dem dort vergessenen Pulverhorn und Kugelbeutel, sowie mit einem Stück Zuckerrohr wieder zu erscheinen, die Gewehre und Patrontaschen der Soldaten in das Kanoe zu schaffen und dann vom Ufer abzustoßen. Unter seinen kräftigen Ruderschlägen flog das leichte Fahrzeug über die stille Wasserfläche zu der nur einige tausend Schritte weit entfernten Insel hinüber, jedoch leider nicht schnell genug, um hinter einem Felsenvorsprunge zu verschwinden, bevor fünf spanische Soldaten aus dem Dickicht das Ufer betraten und jedenfalls das enteilende Boot noch bemerkten.

Der Fischer lenkte letzteres in eine enge Felsschlucht, deren inneres Ende mit dichtem Gestrüpp bewachsen war. Dies schien undurchdringlich, deckte jedoch nur den Eingang zu einer zweiten kleineren Schlucht unter der Erde.

„Wir müssen hier am Ufer aussteigen,“ sagte er zu Dirk, „und ich werde dann das Kanoe dort in jenes Versteck schieben. Die Insel ist unbewohnt, niemand außer mir kennt dasselbe, und wir werden dort vollkommen sicher sein, bis sie alles durchsucht haben und wieder abgezogen sind. Komm, Bondia,“ wandte er sich dann an sein junges Weib, das noch immer still auf dem Boden des Fahrzeuges lag, wie er sie zuerst gebettet, während der Säugling an ihrer Brust schlummerte. Er legte das Kind beiseite und faßte die Verwundete sanft um den Leib, um sie aufzurichten, aber die Arme hingen schlaff herunter, der Kopf fiel zurück, die Augen blickten starr und gebrochen — die Frau war tot.

Ein gellender Schrei entrang sich der Brust des Indianers, als er diese Wahrnehmung machte, und ein konvulsivisches Zittern durchlief seinen Körper. Langsam ließ er die Tote zur Erde gleiten, kreuzte ihr die Hände über der Brust und betrachtete sie einige Minuten mit dem Ausdrucke tiefster Seelenpein. Dann richtete er sich auf und seine Augen schossen Blitze. „Ich werde dich rächen, Bondia,“ stieß er hervor, „wehe den Spaniern; sie sollen büßen für den Mord einer Unschuldigen!“

Er legte sie wieder in das Kanoe zurück, deckte ihr Antlitz mit einem Tuche und legte das noch fest schlafende Kind neben sie.

„Ich werde Eure Wunde nachsehen,“ wandte er sich dann an Dirk, „hoffentlich ist sie nicht schlimm, und dann wollen wir über den Felsenrand ausblicken, was unsere Verfolger beginnen.“

Mit geschickter Hand untersuchte er den Verletzten, und glücklicherweise stellte sich die Verwundung als keine schwere heraus. Die Kugel hatte einen Muskel am Oberarm durchbohrt, aber ohne den Knochen zu berühren. Der Indianer stellte aus einem Ärmel von Dirks Hemde einen Verband her, und beide begaben sich zum Eingange der Schlucht, um dort ungesehen die Spanier zu beobachten.

Das erste, was sie bemerkten, war, daß jene die Hütte in Brand gesteckt hatten. „Auch das noch,“ sagte der Indianer schmerzlich bewegt, und eine Thräne stahl sich über seine Wangen; „doch seht, was sie jetzt machen! Sie wissen, daß wir hier sind, und wollen herüber. Da sie kein Boot haben, bauen sie ein Floß. Ha!“ fuhr er triumphierend auf, „laß sie kommen, meine Büchse soll ihnen heimzahlen, was sie an mir gethan,“ und er begann dieselbe sorgsam zu laden.

Unweit der Hütte lagerte ein Stapel junger Baumstämme, welche der Indianer zubereitet hatte, um sie in den Grund der Lagune zu stoßen und daraus ein Fischwehr herzustellen. Diese benutzten die Spanier zur Herstellung eines Flosses, indem sie die Stämme kreuzweis übereinander legten und sie mit den ebenso festen wie geschmeidigen Ranken von Lianen zusammenfügten, die überall von den Bäumen herabhingen. Ein Teil der Soldaten mußte wohl mit ähnlichen Arbeiten vertraut sein, denn der Bau ging schnell von statten, obwohl es trotzdem über eine Stunde dauerte, bis das Fahrzeug vollendet war und zu Wasser geschoben werden konnte.

Diese Pause benutzte Dirk, um den Indianer nach dem Grunde der ihm unerklärlichen Handlungsweise der Soldaten

zu fragen. Das ganze Wesen des Mannes, seine gegen ihn selbst geübte Samariterthätigkeit, die Art und Weise, wie er mit seiner Familie umging, ließen es ihm undenkbar erscheinen, daß er es mit einem Verbrecher zu thun habe, dessen Habhaftwerdung zu solchen brutalen Maßnahmen berechtige, von denen er soeben Zeuge gewesen.

Der Fischer beantwortete die an ihn gestellte Frage offen und rückhaltslos. Seit längerer Zeit bereite sich in ganz Mexiko eine Bewegung vor, die darauf abziele, das verhaßte Joch der Spanier abzuschütteln, welche durch ihre Erpressungen und Grausamkeiten nicht nur alle Indianer, sondern auch die Kreolen, die nicht zur herrschenden Klasse gehörten, zur Verzweiflung getrieben hätten, und daß der Ausbruch einer Revolution nahe bevorzustehen scheine.

Dem Vizekönig Vanegas sei etwas davon zu Ohren gekommen, er glaube, durch die blutigste Strenge den Gedanken an einen Aufstand unterdrücken zu können, lasse das ganze Land von seinen Schergen und Soldaten durchstreifen und ohne Recht und Gerechtigkeit auf Schuldige und Unschuldige fahnden, sie einkerkern, foltern, hinrichten oder auch nur einfach niederschießen, sobald er irgend einen Verdacht habe.

„Aber alles das wird dem grausamen Ungeheuer nichts helfen,“ schloß er; „Hunderttausende haben den Schwur geleistet, unser Land von den Unterdrückern zu befreien, und es wird nur noch auf einige Schiffe aus Eurem Lande gewartet, welche Waffen bringen sollen. Ihr, in Nordamerika, habt uns das Beispiel gegeben und Euch frei gemacht. Wir wollen Euch darin folgen und werden wie Ihr kämpfen, um entweder zu

siegen oder zu sterben. Wir waren dereinst die Herren dieses schönen Landes. Die Spanier haben es uns geraubt, seit Jahrhunderten uns mit Peitsche, Gefängnis und Schaffot geknechtet, sich mit unserm Schweiß und Blut bereichert, während wir verdammt sind, ein armseliges Dasein als Sklaven zu fristen. Ein so schweres Unrecht gegen Millionen von Menschen kann Gott nicht dulden und er wird auf unserer Seite stehen."

Der Fischer sprach dies mit tiefem sittlichen Ernste; hoch aufgerichtet stand er da und seine Augen glänzten wie die eines Sehers, der eine glückverheißende Zukunft erschaut. Dirk blickte mit Bewunderung zu dem armen Indianer auf, aber war noch mehr durch dessen Gefühls- und Ausdrucksweise überrascht, die durchaus nicht zu seiner Lebensstellung zu passen schien.

„Woher habt Ihr die Erziehung, die weit über Euren Stand geht?" fragte er auf das höchste erstaunt.

„Die danke ich dem Pater Hidalgo," erwiderte der Indianer, „dem Prior des Klosters St. Maria am Fuße jenes Gebirges dort, in dessen Nähe ich geboren bin. Er und seine Mönche haben es stets gut mit uns armen Indianern gemeint, und sie sind nicht wie ihre grausamen Landsleute, sondern wahre Diener Gottes. Sie haben Schulen für uns errichtet, stets unsere Rechte verteidigt und sind unsere Beschützer gewesen. Deshalb sehen alle Indianer zu Hidalgo auf, wie zu ihrem Vater, sie lieben und verehren ihn und hoffen, daß er sich an die Spitze des Befreiungswerkes stellen und die Stunde angeben wird, wann es beginnen soll.

„Mein Vater stand sein Lebenlang im Dienste des Klosters, ich bin ihm darin gefolgt, und der Prior war nicht nur mein Berater, sondern hat stets wie ein wahrer Freund an mir gehandelt, mich belehrt und unterrichtet, und daher stammt es, daß ich in manchen Dingen mehr weiß und erfahrener bin, als die meisten meiner Landsleute." Das Weinen des Kindes unterbrach ihn. Er sprang auf, um es zu holen und es bald wieder durch ein Stück geschälten Zuckerrohrs, das er mit aus dem Kanoe genommen, zur Ruhe zu bringen. Bei den niederen Klassen in Westindien und dem tropischen Amerika gibt man den kleinen Kindern dies allgemein zum Saugen, und sie nehmen es fast lieber als die Mutterbrust.

Es war für Dirk ein rührender Anblick, mit welcher Liebe und Zärtlichkeit der arme Mensch das seiner Mutter beraubte Kind betrachtete, es sanft neben sich auf den Rasen bettete und mit wehmütiger Freude dessen Lächeln erwiderte. Dann aber schnellte er plötzlich empor, um über den Felsrand hin seine Feinde zu beobachten, welche gerade das Floß zu Wasser geschoben und es gegen die Insel in Bewegung gesetzt hatten. Alle Sanftmut, welche die Beschäftigung mit dem Kinde seinen Zügen gegeben, verschwand, und sie nahmen jetzt den Ausdruck dämonischer Wildheit an.

„Auch nicht einer von jenen soll lebend diese Insel betreten!" rief er mit funkelnden Augen, „und meine arme Bondia soll an diesen Schurken gerächt werden. Bis jetzt habe ich mich dem Werke meiner Stammesbrüder auf den Wunsch Hidalgos ferngehalten, friedlich mit meinem Weibe und Kinde dort am Strande gelebt und nur das Kloster mit Fischen ver=

sorgt. Nun aber hat man mir mein Weib ermordet, mein Heim verbrannt — wehe ihnen! die Spanier sollen mich fortan als Feind kennen und fürchten lernen, den Namen Oreque nur noch mit Schrecken nennen."

Er sah noch einmal sorgsam die Gewehre nach und legte sie schußbereit vor sich hin, während Dirk mit seiner Linken die Ladungen für etwa weiter notwendig werdende Schüsse vorbereitete. Er war durch die Verhältnisse in eine Lage gedrängt, wo er handelnd mit eingreifen mußte, da es sich um seine eigene Sicherheit und sein Leben handelte, und er beschloß, es so teuer wie möglich zu verkaufen.

Die Verfolger näherten sich inzwischen immer mehr, obgleich das Floß nur langsam vorwärts kam. Auch schien es in der Eile nicht sehr stabil gebaut zu sein, denn trotz des stillen Wassers sah man es merklich schwanken. Jetzt war es etwa noch dreihundert Schritt entfernt, und gedeckt von einem Felsenvorsprunge lag der Indianer mit seiner Büchse bereits im Anschlage, als er plötzlich wieder absetzte.

Einer der Soldaten war bis zum Leibe versunken; er mußte in eine Lücke zwischen den Bäumen gefallen sein, aus denen das Floß gebildet war. Während er sich wieder emporzuarbeiten suchte, stieß er einen gellenden Schrei aus. Seine Kameraden eilten ihm zu Hilfe, aber durch ihr Zusammenstehen an einem Punkte des Floßrandes verlor das leichte Bauwerk sein Gleichgewicht, schlug an der andern Seite in die Höhe, und alle fünf Spanier stürzten in das Wasser.

„Ich brauche nicht zu schießen," rief Oreque triumphierend in wilder Freude, „meine arme Bondia wird durch andere

gerächt, in wenigen Minuten ist es mit jenen Elenden dort vorbei!“

Dirk verstand, was er sagen wollte und schauderte unwillkürlich. Eine Schar Haie hatte sich um das Floß gesammelt. Einige Todesschreie drangen von ihm zur Insel herüber — dann verschwand einer der Soldaten nach dem andern in der Tiefe; das Wasser färbte sich ringsum blutig, und das Floß schwamm allein und steuerlos auf den Wellen.

Beide Männer schauten noch einige Minuten schweigend auf den Punkt, der soeben der Schauplatz eines grauenvollen Dramas geworden, dann unterbrach der Indianer die unheimliche Stille.

„Kommt, Herr!“ äußerte er in verändertem Tone und mit einer Weichheit der Stimme, die eigentümlich mit dem soeben zu Tage getretenen leidenschaftlichen Ausbruche im Gegensatz stand, „jetzt müssen wir hinüber zum Festlande. Das Verschwinden der Soldaten kann nicht lange verborgen bleiben, man wird nachforschen und darf uns nicht finden. Ich glaube, man hat von Matamoros aus das vorgestrige Ankern Eures Schiffes hier bei den Inseln bemerkt und daraus den Schluß gezogen, daß es eines von den amerikanischen Fahrzeugen sei, welche uns Waffen bringen sollen. Daraufhin werden die Mannschaften ausgeschickt sein, und sie haben ohne weiteres mich für einen Rebellen gehalten. Ihr seid mit in die Sache verflochten, Eure Verwundung wird gegen Euch sprechen, wenn wir in die Hände der Truppen fallen, und deshalb ist es nötig, daß ich Euch in Sicherheit und zwar zu Pater Hidalgo selbst bringe. Er allein besitzt Ansehen und Macht genug,

um Euch zu schützen und Euch dem amerikanischen Konsul in Matamoros zu übergeben, bei dem Ihr dann geborgen seid."

„Zuvor will ich jedoch meine arme Bondia begraben," fuhr er mit zitternder Stimme fort, „und zwar hier auf der Insel; dort drüben würde man das frische Grab bald finden, es schänden und auch auf den Zusammenhang des Ganzen schließen können, während man sonst gar keinen Anhalt hat."

Begleitet von Dirk begab sich Oreque zum Kanoe, trug die Leiche durch das Gebüsch in die zweite verborgene Felsschlucht, hob mit Hilfe seiner Machete, jenes schweren, einem Hackmesser ähnlichen Instrumentes, das fast alle Indianer des tropischen Amerika stets mit sich führen, ein Grab aus, legte die Tote hinein und bedeckte sie sorgsam mit Erde.

Als er geendet, kniete er noch eine kurze Zeit betend an dem Hügel. „Nun laßt uns hinüberfahren," sagte er dann sich erhebend in gefaßtem Tone, „damit wir noch vor Abend das Kloster erreichen, denn Eure Wunde bedarf, obwohl sie nicht so schwer ist, dennoch einer sorgsameren Behandlung, als ich sie Euch zu geben vermag, die Euch aber von den guten Mönchen in St. Maria zu teil werden wird."

Sie bestiegen das Kanoe, nachdem der Indianer das wieder eingeschlafene Kind hineingetragen, und erreichten bald das Festland. Oreque wälzte die drei Soldatenleichen in das Wasser, während eine Schar Gallinazos sich mit rauschendem Flügelschlag und heiserem Krächzen von den Bäumen erhob und über jenen ihre Kreise zog, welche die Strömung langsam in das Meer hinaustrug.

„In kurzer Zeit werden die Vögel und Krokodile mit

ihnen fertig sein, wenn die Haie etwas übrig lassen sollten," sagte er, und schüttete Sand über die Blutspuren am Strande, um sie zu verwischen, während die Raubvögel sich gierig auf ihre Beute stürzten.

In der Nähe meckerten die Ziegen. Oreque entnahm dem Kanoe eine Kokosschale und melkte die Tiere, um Dirk, der seit dem Morgen nichts genossen, eine Erfrischung anzubieten. Er selbst begnügte sich mit einem Trunk Wasser aus einem in der Nähe rieselnden Bache und goß den Rest der Milch in eine vom Brande der Hütte verschont gebliebene Kalebasse. „Es ist für das Kind," sagte er fast wie entschuldigend, „ich werde es zu meiner Schwester bringen; aber bis dahin haben wir noch einige Stunden durch den Wald zu marschieren."

Die Gewehre und Patrontaschen der Soldaten versenkte er auf den Meeresgrund, warf die eigene geladene Büchse über die Schulter, nahm das Kind behutsam in seinen Arm und betrat, Dirk voranschreitend, einen Waldpfad, den ein ungeübtes Auge als solchen freilich nicht erkannt haben würde, so eng und verschlungen war er, und gar oft mußte des Indianers Machete in Thätigkeit treten, um die ihn überwuchernden Sträucher und Schlinggewächse zu beseitigen und ihn überhaupt gangbar zu machen.

Das ungewohnte und oft sehr beschwerliche Marschieren, die trotz des Waldschattens drückende Hitze, sowie die Aufregung der letzten Stunden übten indessen auf Dirks Wunde keinen guten Einfluß. Der Arm begann bedenklich zu schwellen, ihm heftige Schmerzen zu verursachen und er fühlte allmählich seine Kräfte schwinden. Vergebens suchte Oreque ihn eine

Zeitlang zu stützen — es ging nicht länger, und er mußte ihn mitten in der Wildnis zurücklassen. Sorgsam bettete er ihn auf ein weiches Lager von Moos und Blättern, während der treue Leo als Wächter neben ihm blieb, und eilte dann mit schnellen elastischen Schritten zu dem noch über eine Meile weit entfernten Kloster, um dem Prior die Ereignisse des Tages zu melden und Hilfe für den Kranken zu erbitten.

Vier Indianer machten sich sogleich unter Führung Oreques mit einer Tragbahre auf den Weg; sie fanden Dirk schwer krank, in heftigem Wundfieber, und es war die höchste Zeit, daß er in ärztliche Pflege kam.

Der Prior hatte inzwischen angeordnet, in einer dem Kloster gehörigen Meierei, welche etwa eine halbe Stunde von jenem entfernt, ziemlich versteckt am Fuße des Gebirges lag, ein Zimmer zur Aufnahme Dirks vorzubereiten, und er wurde dort hingebracht, um von einem als Arzt thätigen Mönche in Behandlung genommen zu werden.

Die Untersuchung ergab, daß das Wundfieber nur durch die äußeren schädlichen Einflüsse so hoch gesteigert, daß aber keine eigentliche Lebensgefahr vorhanden sei, und die erforderliche Ruhe mit sorgsamer Pflege den Kranken bald wieder zu sich bringen und genesen lassen werde. Die Schwester des Indianers, in deren Obhut dieser sein Kind gab, war die Frau des verstorbenen Meiereiverwalters und an dessen Stelle getreten; ihrer Obhut wurde Dirk übergeben, und sie nahm sich seiner auf das wärmste an.

Wie der Mönch vorhergesagt, erwachte letzterer bald aus seiner Betäubung, und wie vor wenigen Tagen trug seine

jugendlich kräftige Natur abermals den Sieg davon. Die schöne stärkende Gebirgsluft, die idyllische Ruhe des Ortes und die einfachen aber wirksamen Heilmittel des arzneikundigen Mönches unterstützten seine Genesung wesentlich, und schon nach wenigen Tagen durfte er das Bett verlassen.

Oreque hatte er nicht wiedergesehen. Als er sich nach ihm bei dessen Schwester erkundigte, erfuhr er nur, derselbe sei noch am Abend von Dirks Ankunft vom Prior mit einem Auftrage in das Innere des Landes gesandt. Auf weitere Fragen erteilte die Indianerin nur ausweichende Antworten. Dirk schloß daraus, daß sein Verschwinden mit der von ihm erwähnten Erhebung gegen die Spanier in Verbindung stehe und forschte deshalb nicht weiter.

Nach kurzer Zeit durfte er auch das Zimmer verlassen und sich in der Umgegend der Meierei ergehen. Bei einem weiteren Spaziergange erblickte er in einem reizenden Thale eine schloßartige Villa. Dieselbe erhob sich auf einem Plateau inmitten einer prachtvollen Umgebung, beschattet von Palmenhainen, zwischen deren dunklen Stämmen die weißen Mauern des Gebäudes freundlich hervorlugten.

Dasselbe war, soweit sein Blick zu reichen vermochte, im ganzen Umkreise das einzige derartige Bauwerk, und seine Bewohner mußten besondere Freunde der Einsamkeit sein, um sich einen von aller Geselligkeit so weit entfernten Platz auszusuchen.

Bei seiner Rückkunft in die Meierei erfuhr Dirk durch seine Pflegerin, daß das Schloß vor einigen Jahren von einem alten vornehmen Herrn aus Matamoros gebaut sei, und er

dasselbe seitdem mit seiner Frau und Dienerschaft bewohne. Der Besitzer, welcher ein hohes Regierungsamt bekleide, fahre wöchentlich einige Male nach der Stadt, doch die Frau begleite ihn nie, und es kämen auch nur höchst selten Fremde in die Villa. Das war alles, was die Frau zu berichten wußte, und sie wollte nicht einmal den Namen des Betreffenden kennen.

Dirks Neugierde wurde durch diese spärlichen Nachrichten nur umsomehr erregt. Die einsame Villa kam ihm wie ein verwunschenes Schloß vor, und als nach einigen Tagen sich seine Kräfte soweit gehoben hatten, um den Weg bis in die Nähe desselben zu unternehmen, richteten sich unwillkürlich seine Schritte dahin.

Mühsam bahnte er sich am Bergabhange einen Weg durch das Buschwerk, das sich jedoch lichtete, je mehr er sich seinem Ziele näherte, bis bei einer Biegung er das Haus unmittelbar vor sich liegen sah, das inmitten eines schönen und mit großer Sorgfalt gehaltenen Gartens erbaut war, der rings von einer hohen Mauer eingeschlossen wurde.

Von seinem hohen Standpunkte aus konnte Dirk das Ganze überschauen, und die Ähnlichkeit mit einem verwunschenen Schlosse drängte sich ihm jetzt noch mehr auf. Überall herrschte tiefes Schweigen, kein Mensch zeigte sich, an den Fenstern waren die sämtlichen Jalousien heruntergelassen, und nur hier und dort huschte ein Kolibri oder ein anderes buntgefiedertes Vögelchen durch die Baumkronen — das war alles Leben in der ganzen Umgebung.

Dirk stand im Schatten einer Palme träumerisch in das

Anschauen des eigentümlichen Bildes versunken, das in ihm die Erinnerung an Dornröschen wachrief. Wartete im Schlosse vielleicht ein schlafendes Dornröschen auf die Ankunft eines jungen Ritters, der sie zu neuem Leben erwecken sollte?

Da ließ Leo ein leises Knurren hören. Sein Herr schaute auf; er bemerkte nichts Besonderes, aber jetzt schlug auch an sein Ohr das Geräusch, welches bereits die Aufmerksamkeit des Hundes erregt hatte.

Es war das Rollen eines Wagens und Pferdegetrappel. Die Front der Villa zeigte nach der entgegengesetzten Seite, so daß Dirk sie nicht überschauen konnte, aber von dort her kamen die Töne. Bald hörte er auch das Öffnen des eisernen Thores und sah einen der landesüblichen Wagen, eine Volante, mit zwei feurigen Rossen bespannt ihren Weg nach der einige Meilen entfernt liegenden Stadt Matamoros nehmen, auf deren vergoldeten Kirchtürmen die Sonnenstrahlen blitzten. Ein Herr saß im Wagen, wahrscheinlich der Besitzer der Villa.

Dann schlug das Thor wieder zu, man hörte den Schlüssel im Schlosse knarren, das Rollen der Räder verhallte in der Ferne, und überall herrschte wieder die frühere Stille.

Das alles waren ja unwesentliche, gleichgültige Dinge, aber Dirk schienen sie auf das höchste zu interessieren. Er schaute mit größter Aufmerksamkeit der verschwindenden Volante nach, horchte auf jedes Geräusch, ließ dann wieder seine Blicke über das verzauberte Schloß streifen, und seine Züge hatten einen Ausdruck, als ob er jeden Augenblick erwarte, daß etwas Besonderes und Außerordentliches geschehe.

Darin täuschte er sich nun freilich nicht, wenngleich die Überraschung von anderer Seite kam.

Neben dem von der Villa zur Stadt führenden Wege verdichtete sich das Gebüsch zu einem kleinen Wäldchen. Aus demselben trat ein Mann in die Lichtung, schaute sich vorsichtig nach allen Seiten um und schlug dann den Weg zur Höhe ein, auf der Dirk selbst stand, indem er jedoch dabei vorsichtig Deckung hinter jedem Busch offenbar in der Absicht suchte, von der Villa aus nicht gesehen zu werden.

Dirk trat hinter den Stamm eines Baumes und gebot Leo durch einen Wink, sich niederzulegen. Dieser gehorchte, aber verriet keinerlei Unruhe, obwohl er auch den Fremden gesehen. Er spitzte nur die Ohren und wedelte mit dem Schwanze.

Der Ankommende hatte sich jetzt bis auf fünfzig Schritte genähert und blickte auf.

„Oreque!“ rief Dirk, der jetzt den Indianer erkannte, auf das höchste erstaunt, ihn hier zu treffen.

Dieser stutzte und riß im Augenblicke die Büchse von der Schulter, um sie schußfertig zu machen. Sobald er jedoch den hinter dem Baume vortretenden Freund gesehen, setzte er das Gewehr wieder ab und eilte auf ihn zu. „Oh, Kapitän!“ stieß er freudig hervor, „wie kommt Ihr hierher?“

„So möchte ich selbst fragen,“ erwiderte der Angeredete. „Ich befinde mich auf einem Spaziergange, aber nach dem, was mir Eure Schwester mitgeteilt, glaubte ich Euch auf einer Reise im Innern des Landes.“

„Von ihr bin ich bereits gestern zurückgekehrt,“ sagte Oreque mit einem Anfluge von Verlegenheit, „und,“ setzte er hinzu, um seine Anwesenheit an dieser Örtlichkeit zu erklären, „heute führte mich ein Auftrag hierher. Ich hatte etwas mit dem Gouverneur zu thun, kam aber leider zu spät; er war schon zur Stadt gefahren.“

„Welcher Gouverneur?“ fragte Dirk aufmerksam.

„Nun, der unsere von der Provinz,“ entgegnete der Indianer, „Vanegas. Er ist der Bruder unseres Vizekönigs in Verakruz und bewohnt dort jene Villa.“

„Kennt Ihr ihn?“ forschte Dirk weiter, der nun etwas Näheres über den Gegenstand seiner lebhaften Neugierde zu erfahren hoffte.

„Leider nur zu gut,“ sagte Oreque, indem seine Züge den Ausdruck finsteren Hasses annahmen. „Er ist noch grausamer und geldgieriger als sein Bruder, und er war es auch, welcher die Soldaten aussandte, die meine Bondia erschossen. Wehe ihm, wenn ich Abrechnung mit ihm halte!“

„Weshalb wohnt aber der Gouverneur nicht in der Stadt und hier so einsam?“

„Er besitzt einen großartigen Palast in Matamoros und jene Villa dort hat er erst gekauft, als er sich vor anderthalb Jahren verheiratete.“

„Ist er noch so jung?“

„Keineswegs. Im Gegenteil, er ist nahe an die Siebzig und dabei häßlich und lahm.“

„Und seine Frau?“

„Oh, sie ist bildschön und kaum zwanzig Jahr.“

„Aber wie ist es möglich, daß sie ihn genommen?“

„Die Arme, sie mußte wohl und ist sehr zu beklagen. Sie war das einzige Kind eines reichen Grundbesitzers, der vor einigen Jahren starb. Der Gouverneur wurde ihr Vormund. Es heißt, er habe Beweise davon gehabt, daß ihr Vater es mit der Revolutionspartei gehalten, und ihr die Wahl gestellt, entweder ihr ganzes Besitztum von der Regierung eingezogen zu sehen und selbst als die Tochter eines Rebellen in den Kerker zu wandern oder in ein Kloster gesteckt zu werden, oder ihn, den Gouverneur, zu heiraten.

„Sie hat das Letztere gewählt, soll sich aber seitdem ihrem Manne so wenig gefügig gezeigt haben, daß er sie in jener Villa wie in einem Gefängnisse hält, obwohl man sagt, daß alle Versuche, sie einzuschüchtern oder ihren Willen zu brechen, vergeblich sind.“

„Ist sie das?“ unterbrach Dirk plötzlich den Erzähler. In der Villa war die Jalousie eines Fensters in die Höhe gezogen, und an diesem eine weibliche Gestalt sichtbar geworden, deren Gesichtszüge in der Entfernung jedoch nicht zu unterscheiden waren.

„Sie wird es wohl sein,“ erwiderte hinschauend der Indianer, „obwohl ich selbst sie nie gesehen habe.“

„Horch!“ machte Dirk, indem er seine Hand auf Oreques Arm legte. Vom Schlosse her wurden die Töne eines Liedes herübergetragen, zuerst leise und undeutlich, dann schwellend und klar wie Glocken.

Er lauschte atemlos und blickte, als die letzte Strophe des süßen Gesanges verklungen, noch immer wie verzückt nach

dem Fenster. Er kannte das Lied, und es rief mit überwältigender Macht die Erinnerung an vergangene selige Zeiten in ihm wach. Er hatte es in Neapel gehört, nicht einmal, nein, auf seinen Wunsch oft und von derselben lieblichen Stimme, die er soeben vernommen!

„Wie hieß der Vater jener Frau?“ fragte er hastig und mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Sein Name war Galvez,“ lautete die Antwort.

Sie traf ihn wie ein Blitz. „Mercedes!“ jubelte er. Ja, sie war es, mußte es sein; jene Ahnung, daß er an einem Wendepunkte seines Lebens stehe, als ihn das Schicksal wider seinen Willen zweimal an diesen Ort geführt — sie hatte sich verwirklicht, er hatte die verlorene Geliebte wiedergefunden.

Plötzlich jedoch deckte Totenblässe sein Gesicht. Ja, er hatte sie gefunden, deren Bild er trotz allem nicht aus seinem Herzen hatte reißen können, das immer wieder auflebte, so oft er es auch ausgelöscht wähnte — aber nur, um sich zu sagen, daß sie nun auf immer für ihn verloren sei — sie war die Frau eines andern Mannes.

„Seid Ihr krank, Kapitän?“ fragte der Indianer, der mit Besorgnis die außerordentliche Wandelung in Dirks Aussehen wahrgenommen.

„Ich fühle mich auf einmal so schwach,“ erwiderte dieser leise, „vielleicht habe ich mir mit dem weiten Gange hierher zuviel zugemutet. Leiht mir Euren Arm, Oreque, und begleitet mich nach der Meierei zurück, ich fühle das Bedürfnis nach Ruhe.“

Er schaute noch einmal zur Villa zurück, doch das Fenster war leer, die Sängerin verschwunden. Dann traten beide den Rückweg an und gingen lange Zeit schweigend nebeneinander her.

„Ich entnahm vorhin Euren Worten," wandte sich Dirk dann an seinen Begleiter, „daß Ihr Böses mit dem Gouverneur im Sinne habt und daß, wenn die Revolution ausbricht, er kein Erbarmen finden wird. Nach dem, was ich von Euch über die Spanier gehört, mag die Vergeltung ihren Lauf haben, aber um eines bitte ich Euch von Herzen. Versprecht mir, Mercedes — ich meine jene Frau dort," verbesserte er sich — „zu schonen, sie ist unschuldig."

„Ihr habt mein Leben gerettet," fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „und Ihr seid gut gegen mich gewesen. Gewährt mir auch diese letzte Bitte, und ich werde Euch dafür dankbarer sein, als für mein Leben."

„Hier habt Ihr meine Hand, Kapitän," erwiderte feierlich der Indianer, der wohl den Grund der Bitte ahnen mochte, aber feinfühlig genug war, um keine weiteren Fragen zu stellen, „ich verspreche Euch zu thun, was in meinen Kräften steht, Señora Vanegas zu schützen, wenn das Strafgericht hereinbricht. Sie ist die Tochter von Galvez, der auf Seiten von uns Indianern stand und mit Hidalgo befreundet war — ihr soll kein Haar gekrümmt werden."

Dirk äußerte nichts, aber er drückte warm die Hand Oreques, wie die eines treuen Freundes.

Nach Rückkunft in die Meierei warf er sich bis zum Tode erschöpft auf sein Lager. Er entsann sich später nicht, wie er

den Rest des Tages und die Nacht zugebracht. In ihm war alles dunkel, und er konnte zu keinem klaren Gedanken kommen.

Am andern Morgen, als er geweckt wurde, stand eine Volante vor der Thür, um ihn nach Matamoros zu führen. Der amerikanische Konsul war durch den Prior von dem Untergange der Brigg und der Rettung Dirks benachrichtigt worden und selbst gekommen, um ihn, sobald es sein Gesundheitszustand erlaubte, abzuholen und ihm in seinem Hause eine Wohnung anzubieten, bis sich Gelegenheit zur Überfahrt nach den Vereinigten Staaten böte.

Dirk nahm herzlichen Abschied von seiner treuen Pflegerin, aber fragte vergebens nach Oreque. Derselbe sei wieder auf einer Reise nach dem Innern begriffen, sagte die Schwester, und so konnte er für ihn nur einen dankenden Gruß zurücklassen. Auch den Prior konnte er nicht einmal sehen, er befände sich an einem fernen Orte seiner Diözese, hieß es.

Als der Wagen an der Villa vorüberrollte, warf Dirk einen müden Blick auf sie, aber dieselbe Grabesruhe wie gestern lagerte auf ihr, überall waren die Jalousien geschlossen, und Dirks Brust entrang sich ein schmerzlicher Seufzer.

„Sie scheinen noch sehr angegriffen zu sein, Herr Kapitän,“ sagte der Konsul zu seinem schweigsamen Gefährten. „Nun freilich, was Sie durchgemacht, und dann noch die Verwundung — da ist es erklärlich; doch ich hoffe, daß Sie in Matamoros bald Ihre frühere Gesundheit wiederfinden werden, wir wollen Sie gut pflegen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte,“ erwiderte Dirk. „Ja, ich fühle mich allerdings sehr matt. Das Land thut mir nicht

gut, ich muß bald wieder Seeluft haben, um zu genesen; nur an Bord geht es mir immer gut."

Einige Wochen darauf befand er sich an Bord eines amerikanischen Handelsschiffes auf dem Wege nach Norfolk, einem der neueingerichteten Kriegshäfen der Vereinigten Staaten. Nach seiner Ankunft dort wurde er wegen Verlustes der Brigg vor ein Kriegsgericht gestellt, wie dies immer geschieht, aber glänzend freigesprochen und wegen seines erfolgreichen Kreuzens im mexikanischen Meerbusen zum Korvettenkapitän ernannt.

XIV.

An Bord der Fregatte United States auf der Reede von Matamoros,
den 10. Dezember 1810.

Mein lieber Dirk!

Vor einigen Tagen traf der Schuner „Vixen“ von New York mit Depeschen für mich ein. Ich war sehr enttäuscht, von Dir keine direkten Nachrichten zu erhalten, da Dein letzter Brief über ein halbes Jahr alt, und inzwischen Dir doch so mancherlei Wichtiges passiert ist, was einen alten Freund auch angeht, und auf dessen Mitteilung ich ein Recht zu haben glaubte. Kommodore Preble schrieb mir jedoch, nach seinen Nachrichten seiest Du seit Deiner Rückkunft nach Norfolk noch immer recht leidend, und so ist es erklärlich, daß Du bis jetzt geschwiegen hast.

„Ja, ja, mein alter Junge, so ein Orkan ist keine Kleinigkeit, das hast Du nun auch selbst erfahren, wie ich schon früher. Wer ihn durchgemacht, vergißt es im Leben nicht, und wenn man wie Du von hundertzwanzig Kameraden allein übrig geblieben, so ist das zwar ein Wunder Gottes, aber es drückt Herz und Seele nieder, auch wenn man sich mit gutem Gewissen sagen kann: „ich trage keine Schuld daran“.

Nun, Dirk, über diesen Punkt brauchst Du Dir keinerlei Sorge zu machen; die Überzeugung Deiner gänzlichen Schuldlosigkeit an dem Unglück teilt wohl jeder in unserer Marine, und Deine einstimmige Freisprechung im Kriegsgericht sowie Deine gleichzeitige Beförderung zum Korvettenkapitän sind vollgültige Beweise dafür. Nimm meine herzlichen Glückwünsche dazu, und ich kann Dir auch sagen, daß an Bord meines Schiffes allgemeine Freude darüber herrscht.

Neulich segelte ich an den Inseln vorbei, wo Dein „Seelöwe" gescheitert ist. Das Wrack der schönen Brigg ragt noch über Wasser; es gewährt einen traurigen Anblick, und die Erinnerung muß Dir immer schmerzlich bleiben; aber wenn Du auch vorläufig verurteilt bist, am Lande zu sein, so nimm Dir das nicht so zu Herzen, alter Freund. Binnen Jahr und Tag wirst Du das Kommando einer schönen Fregatte erhalten, mit der Du Dich nach Herzenslust auf dem blauen Wasser umhertummeln kannst, auf dem allein Du Dich in den letzten fünf Jahren wohlbefunden haben willst. Nun unter uns, mein guter Dirk, das mögen andere glauben, aber ich, der ich Dich wohl am besten kenne, thue es nicht so unbedingt und ich will darauf wetten, daß, wenn Du meinen Brief gelesen hast, Du nicht mehr so versessen auf die Seefahrt sein wirst, wie Du Dir bisher eingebildet.

Ich habe Dir nämlich viel zu erzählen, mein Junge, was Dich sehr, sehr interessieren und Dir hoffentlich alle die Grillen aus dem Kopfe treiben wird, mit denen Du Dich selbstquälerisch so lange Jahre geplagt hast.

Du wirst Dich erinnern, wie oft ich Dir gepredigt habe,

„Kopf oben!“ einen Grundsatz, den ich selbst befolge, und bei dem ich mich außerordentlich wohl fühle. Neulich ist mir einmal ein Band von Rousseaus Schriften in die Hände gekommen, in dem er den Satz aufstellt: „das Wahrscheinlichste trifft selten oder nie ein“. „Das ist mein Mann,“ sagte ich mir, „denn er drückt nur mit anderen Worten eine meiner eigenen Lebensregeln aus: es kommt immer anders, wie man denkt, und die Du ja ebenfalls oft von mir hast hören müssen, obwohl sie leider nicht imstande gewesen ist, Deine melancholische Stimmung zu verbessern. Ich empfehle Dir, wenn Du Zeit hast, Rousseau zu lesen, eine etwas philosophischere Anschauung vom Leben kann Dir nicht schaden.

Vorläufig aber wollen wir die Philosophie beiseite lassen und uns an das Praktische halten, es thut vielleicht bessere Dienste bei Dir, als jene. Also höre, was ich Dir zu sagen habe, aber werde nicht ungeduldig, wenn ich dabei systematisch zu Werke gehe. Du hast mich ja immer einen Systematiker genannt, und da ich gefunden, daß diese Eigenschaft für den Menschen etwas Gutes hat und man mit ihr die Dinge gewöhnlich klarer sieht, so will ich auch dabei bleiben.

Ich werde deshalb meine lange Epistel in vier Abschnitte teilen, in die Einleitung, die Du nun bereits gelesen hast, in den geschichtlichen, in den romantischen Teil und endlich in die Schlußfolgerungen, die sich meiner Ansicht nach aus den beiden letzteren notwendig für Dich ergeben.

Wie Dir bekannt sein wird, erhielt ich im Sommer, bald nachdem Du Deine Brigg verloren hattest, vom Marineministerium den Befehl, mich mit meiner Fregatte von Havannah,

wo ich damals auf Station lag, hierher zu begeben. Unser Konsul hatte berichtet, daß sich unter den Indianern und einem großen Teile der Kreolen eine revolutionäre Bewegung zur Abschüttelung des spanischen Joches vorbereite, und die Provinz Matamoros der Herd derselben zu sein scheine.

Da hier nun viel amerikanische Interessen zu schützen sind, wurde ich damit beauftragt. Nebenbei war mir aber zwischen den Zeilen angedeutet, daß es den Vereinigten Staaten gar nicht unlieb sein würde, wenn man die Spanier verjagte und Mexiko zu einer Republik machte, die ihnen jedenfalls ein angenehmerer Nachbar sei, als die Herrschaft der Spanier. Wenn die Revolutionäre sich rücksichtsvoll gegen unsere Landsleute zeigten, sollte ich mich freundlich gegen sie stellen. Das „Wie" wurde meiner Diskretion überlassen. Ich dachte freilich damals nicht, daß ich Gelegenheit haben sollte, diesen Teil meiner Instruktion für Dich, meinen besten Freund, zu verwerten.

Als ich hier ankam, sah es schon bunt genug aus, und den Herren Spaniern war der Boden unter den Füßen unangenehm heiß gemacht, was sie jedoch durch ihre Schandthaten reichlich verdient hatten. Das erste Anzeichen des beginnenden Aufstandes war die Ermordung des Gouverneurs von Matamoros, Vanegas. Auf dem Wege von seiner Villa zur Stadt wurde er in seinem Wagen mitsamt seinem spanischen Kutscher und Diener erschossen.

Als die führerlosen Pferde mit den drei Leichen nach der Stadt jagten, brachen plötzlich einige zwanzig Indianer aus einem Hölzchen, in dem sie in Hinterhalt gelegen, vor,

um die Villa an allen vier Ecken anzuzünden und dann in den Gebirgswaldungen zu verschwinden. Bei Ankunft der Truppen aus der Stadt fanden diese nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen vom Schlosse, aber von den Verbrechern, denen sich die indianischen Diener des Gouverneurs angeschlossen, keine Spur.

Das war kurz vor meinem Eintreffen mit der Fregatte, also wenige Wochen nach Deiner Abreise passiert; aber dabei blieb es nicht. Bald hörte man von diesem oder jenem ähnlichen Überfalle, der mit außerordentlicher Schlauheit geplant und mit unerhörter Kühnheit ausgeführt wurde, und dem eine Reihe hoher Staatswürdenträger zum Opfer fielen, die sich besonders verhaßt gemacht hatten. Als Führer dieser Banden, die überall Schrecken vor sich hertrugen, nannte man einen gewissen Oreque, dessen Frau Vanegas Soldaten erschossen hatten, und der deshalb allen Spaniern furchtbare Rache geschworen haben soll.

Diese Einzelunternehmungen dauerten ungefähr vier Wochen, dann änderte sich die Sache und nahm einen allgemeinen drohenden Charakter an. Sie mußte lange und sorgsam vorbereitet sein, denn plötzlich kam die Nachricht, daß ein gut bewaffnetes und diszipliniertes Heer von 20000 Indianern auf Matamoros marschiere, alles vor sich her verheerend.

Denke Dir, der Anführer dieser Massen war ein Priester, und Du wirst noch mehr erstaunen, daß er Hidalgo hieß. Er war derselbe Prior des Klosters St. Maria, der Dich nach Deinem Schiffbruche so menschenfreundlich in der zum Kloster gehörigen Meierei aufnehmen ließ, von wo Dich dann unser

Konsul nach seiner Stadtwohnung abholte. Die Indianer blickten zu ihm auf, wie zu einem Gott, und gehorchten freudig seinem leisesten Winke, da er stets ihre Rechte verteidigt hat und den Schändlichkeiten der Spanier mit dem größten Mute entgegengetreten ist. Der Vizekönig hatte einen Trupp Soldaten ausgesandt, um ihn im Kloster aufzuheben und unschädlich zu machen; aber als sie eintrafen, war der Vogel ausgeflogen, und kurze Zeit darauf kam auch die Nachricht von dem Anmarsche jenes großen Heeres unter seiner Führung.

Die Besatzung von Matamoros war zu klein, um solchen Massen erfolgreich Widerstand zu leisten. Sie zog sich auf Verakruz zurück, und nun brach eine allgemeine Panik herein.

Alle Spanier flohen Hals über Kopf mit Hab und Gut, und nur die Indianer und meisten Kreolen blieben. In wenigen Tagen traf Hidalgo ein, um sich der Stadt zu bemächtigen, aber ich gestehe, daß man alle Achtung vor dem Manne haben muß. Da keine Gegenwehr stattfand, kam auch keine einzige Ausschreitung vor. Er setzte nur andere Behörden ein, ließ einige hundert Mann Truppen zurück und marschierte dann weiter auf die Hauptstadt zu.

Bald hörten wir, sein Heer sei auf 80 000 Mann angewachsen; und die Provinzen, durch welche er seinen Weg nahm, seien ihm ohne Schwertstreich zugefallen.

Die Spanier hatten inzwischen ihre gesamte Streitmacht bei Verakruz zusammengezogen und erwarteten dort den Feind. Sie waren nur 30 000 Mann stark, hatten aber eine befestigte Stellung und vor allen Dingen eine Menge Artillerie, welche den Indianern gänzlich fehlte. Vor vier Wochen kam es dort

nun zum Entscheidungskampf. Die Indianer schlugen sich wie die Löwen, aber alle ihre Tapferkeit nutzte ihnen nichts. Der spanische Kartätschhagel mähte sie zu Tausenden nieder, und als nun auch der an ihrer Spitze befindliche Hidalgo verwundet niedersank und in Gefangenschaft geriet, ging die Schlacht verloren, und die ihres Führers beraubten Indianer flohen entmutigt nach allen Seiten.

Damit war aber auch die ganze Revolution niedergeschlagen — wenigstens für den Augenblick, denn es ist meine feste Überzeugung, daß schließlich die Spanier dennoch das Land verlieren werden.

Jetzt begann nun von ihrer Seite ein furchtbarer Racheakt. Hidalgo wurde zusammen mit einem Hunde gehängt; was ihnen an wirklichen oder mutmaßlichen Rebellen in die Hände fiel, auf grausame Weise niedergemetzelt, und ebenso mit Konfiskation der Güter, Gefängnis, Folter und Tod gegen alle Kreolen vorgegangen, die nur irgendwie im Verdacht standen, mit den Indianern gemeinsame Sache gemacht oder ihnen auch nur wohlwollend gesinnt gewesen zu sein. Heute ist nicht allein Matamoros, sondern ganz Mexiko schon wieder in den Händen der blutgierigen und beutelustigen Spanier. Es herrscht überall Ruhe, aber es ist die Ruhe des Grabes, und sie wird nur durch die öffentlichen Hinrichtungen unterbrochen.

Hiermit hast Du den geschichtlichen Abschnitt meiner Erzählung, der die Zeit der letzten vier Monate umfaßt. Es ist das ein trauriges Bild, das ich Dir gezeichnet habe, wenn es auch hinter der schrecklichen Wirklichkeit noch zurückbleibt, und

nun komme ich zu dem romantischen, der allerdings ein bedeutend freundlicheres Gesicht zeigt und seit einigen Tagen sich abzuspielen begonnen hat.

Da aber für einen Roman ein historischer oder ein Briefstil weniger vorteilhaft ist, mußt Du mir auch schon etwas Romanstil gestatten.

Am Abend, nachdem die Spanier wieder Besitz von Matamoros genommen, erhielt ich eine Einladung unseres Konsuls, zu ihm zu kommen, um über das Verfahren zu beraten, das wir den veränderten Verhältnissen gegenüber einzuschlagen hätten. Nach Beendigung unserer Besprechung saßen wir gemütlich plaudernd bei einer Havannah und einem Glase spanischen Weines, als der Diener mit der Meldung eintrat, eine Frau sei in Begleitung eines Indianers erschienen und wünsche dringend den Konsul zu sprechen.

Letzterer ließ den Besuch in das Empfangszimmer bitten, während ich zurückblieb.

Nach einer längeren Pause erschien mein Wirt wieder mit den Worten: „Das ist eine sonderbare Geschichte, lieber Decatur, und ich freue mich recht, daß Sie gerade hier sind, um Ihren Rat einholen zu können; ich bin wirklich etwas in Verlegenheit, wie ich dabei verfahren soll.

Denken Sie nur, als die angemeldete Dame mir entgegentrat und die Mantille vom Kopfe gleiten ließ, glaubte ich im ersten Augenblicke eine aus dem Grabe Erstandene zu sehen und prallte erschreckt einige Schritte zurück.

Vor mir stand die Frau des erschossenen Gouverneurs Vanegas, dessen Villa von den Indianern in Brand gesteckt

war, und von der wir alle annahmen, sie sei in den Flammen umgekommen, da seitdem jede Spur von ihr verschwunden war. Wir hatten dies in der ganzen Stadt um so schmerzlicher bedauert, da jedermann sie ebenso schätzte und liebte, wie ihr Mann sich verhaßt gemacht hatte."

„Mein Gott, Señora," rief ich, als ich mich von meiner ersten Bestürzung erholt hatte, „täuschen mich meine Sinne oder sind Sie es wirklich? Wo kommen Sie her?"

„Ich komme als eine unglückliche Verfolgte zu Ihnen," erwiderte sie, indem ihr die Thränen aus den Augen stürzten, „und erflehe Ihren Schutz, sonst bin ich verloren."

„Aber ich bitte Sie, Señora, wer sollte Sie verfolgen," sagte ich, da ich nicht verstehen konnte, was sie meinte, „wissen Sie denn nicht, daß seit gestern die Spanier wieder in unbestrittenem Besitze der Stadt sind, und Sie deshalb nichts mehr zu besorgen haben?"

„Gerade deshalb habe ich alles zu fürchten," stieß sie angstvoll hervor und hob flehend die Hände zu mir empor. „Ich komme zu Ihnen, weil Sie einer edlen, großmütigen Nation angehören und einer unglücklichen Frau nicht Ihren Schutz versagen werden ...."

„Aber beruhigen Sie sich doch, Señora," unterbrach ich sie, da ihre Worte mir immer rätselhafter erschienen, und ich sie für krankhaft erregt hielt, „haben Sie die Güte, mir zuvor den Grund Ihrer Besorgnis zu erklären, da ich beim besten Willen einen solchen nicht zu erkennen vermag."

Ich bot ihr einen Sitz an, und ihre Aufregung schien

sich auch wirklich etwas zu legen. Sie trocknete ihre Thränen und kam meiner Aufforderung nach.

„An jenem Tage, als mein Mann erschossen wurde,“ begann sie, „befand ich mich ahnungslos in meinem Zimmer, da vernahm ich plötzlich einen wüsten Lärm in der Nähe des Hauses. Ich eilte zum Fenster und glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als ich eine Schar Indianer erblickte, die von allen Seiten wie rasend auf die Villa losstürmten, die Thüren einschlugen und in das Haus drangen. Fast gelähmt vor Schreck stand ich da; dann ertönten im Korridor Schritte und laute Stimmen, die Zimmerthür wurde aufgerissen, und fünf bis sechs Indianer erschienen. Einer derselben sprang wie ein Tiger auf mich zu mit den Worten: „Diese ist mein Anteil an der Beute, nehmt ihr sonst, was ihr wollt, und dann schnell Feuer an allen Enden!“ Mehr hörte ich nicht, denn als der Indianer mich umfaßte, schwanden mir die Sinne.

Bei Wiederkehr meines Bewußtseins befand ich mich in einem Walde, einige tausend Schritte von der Villa entfernt, auf dem Boden neben einer Quelle ruhend. Meine Stirn war mit einem nassen Tuche bedeckt, und wenige Schritte seitwärts sah ich den Indianer. Schaudernd schloß ich die Augen, als ich meinen Henker erkannte, war jedoch nicht wenig erstaunt und freudig durch den achtungsvollen Ton überrascht, mit dem er mich jetzt anredete.

„Seien Sie ohne Sorge, Señora,“ sprach er, „Ihnen wird nichts Schlimmes widerfahren. Das Land ist in Aufruhr, wir wollen die Spanier verjagen, und der Gouverneur ist bereits erschossen. Man wollte auch Sie töten, da habe

ich, um Sie zu retten, den anderen gegenüber den Schein erwecken müssen, als beanspruchte ich Sie für meinen Beuteteil. Sie sind jedoch vollständig frei, nur muß ich Sie trotzdem bis auf weiteres an einen sichern Ort bringen, wo Sie sich verborgen halten können. Erkennt man Sie als Frau des verhaßten Gouverneurs, so vermag ich bei der Wut der Indianer für nichts einzustehen, wenn ich Sie nicht persönlich beschützen kann. Ich bin jedoch gezwungen, fortzugehen und möglicherweise längere Zeit fernzubleiben, deshalb müssen Sie mir schon vertrauen, und Sie dürfen es ohne Furcht."

Die Sprache und das ganze Wesen des Indianers machten auf mich einen so beruhigenden Eindruck, daß alles Mißtrauen schwand und mir eine Zentnerlast vom Herzen fiel," fuhr die junge Frau fort, „obwohl die Nachricht von dem gewaltsamen Tode meines Mannes mich aufs neue furchtbar erschreckt hatte. Nur blieb es mir ein Rätsel, was den Mann, den ich nie im Leben gesehen, bewog, so edelmütig an mir zu handeln, und seine Antwort auf meine dahingehende Frage hat mir auch nur sehr unvollkommenen Aufschluß gegeben."

„Ich habe jemand," erwiderte er, „der mir in einer schrecklichen Stunde meines Lebens Beistand leistete, mein Wort verpfändet, Sie, Señora, vor jedem Unheil in dieser Zeit zu bewahren, wenn es in meiner Macht stände, und ich löse jetzt mein Wort ein."

Das war alles, was ich erfahren konnte; ja selbst den Namen des Betreffenden wollte der Indianer nicht kennen, und bis heutigen Tages weiß ich noch nicht mehr über jenen geheimnisvollen Freund.

Mein Beschützer geleitete mich dann in eine am Fuße des Gebirges versteckt gelegene kleine Meierei und übergab mich der Obhut seiner dort wohnenden Schwester mit der Bitte an mich, hier so lange ruhig zu verweilen, bis ich auf eine oder die andere Weise von ihm hören würde, für meine notwendigen Bedürfnisse sei gesorgt. Dann verschwand er, und ich verlebte vier Monate in dieser Einsamkeit, fast ohne einen Menschen, außer meiner Wirtin und einem kleinen Kinde ihres Bruders, an dem sie Mutterstelle vertrat, zu erblicken.

Auf ihren Wunsch legte ich die Tracht einer Bäuerin an, in der Sie mich heute noch sehen, um bei zufälligen Begegnungen anderer dadurch noch mehr gegen Entdeckung gesichert zu sein.

Da erschien plötzlich am gestrigen Abend der Indianer wieder und beschwor mich in erregter Hast, ihm augenblicklich nach Matamoros zu folgen, es sei die größte Gefahr im Verzuge. Die Revolution sei überall niedergeschlagen, die Spanier wieder Herren des Landes. Sie fahndeten auf alle, welche in Verdacht ständen, es mit den Rebellen gehalten zu haben, und gingen mit unnachsichtlicher Grausamkeit gegen sie vor. Entdecke man mich, und bringe in Erfahrung, daß ich mich vier Monate lang verborgen gehalten, so werde man mich unfehlbar mit der Revolution selbst und mit der Ermordung meines Mannes umsomehr in Verbindung bringen, da schon mein Vater in Verdacht gestanden, auf Seite der Indianer und unzufriedenen Kreolen gewesen zu sein, und man behaupte, daß ich meinen Mann gehaßt habe. Meine einzige Rettung sei, mich unter amerikanischen Schutz zu stellen; ich möge mich

ihm getrost anvertrauen, er werde mich sicher zum Konsulat geleiten."

„Ich sah ein, wie vollkommen recht er hatte, und wir brachen unmittelbar danach auf. Er führte mich in ein Haus der Vorstadt zu einer ihm verwandten Frau, wo ich bis heute blieb, und wo kurz darauf auch seine Schwester mit dem Kinde eintraf. Heute Abend mit Dunkelwerden holte er mich ab und brachte mich hierher.

Ich bin verloren, wenn Sie sich meiner nicht annehmen. Schaffen Sie mich aus diesem unseligen Lande; ich bin nicht mittellos und kann anderwärts leben. Mein armer Vater scheint eine Ahnung von den kommenden Dingen gehabt zu haben; kurze Zeit vor seinem Tode händigte er mir eine Anweisung auf die Bank von New York ein, in der er einen großen Teil seines Vermögens niedergelegt, mit der Mahnung, das wertvolle Papier sorgsam zu hüten, und ich habe es seitdem auch nicht von mir gelassen. Sie sind jetzt meine einzige Hoffnung, Herr Konsul, retten Sie mich vor meinen rachsüchtigen Verfolgern," flehte sie, indem sie wie gebrochen zusammensank.

„Nun bin ich allerdings im Klaren," sagte dann der Konsul zu mir, „daß die arme Frau nicht geisteskrank ist, wie ich anfangs zu glauben geneigt war, sondern alle Ursache hat, unter den vorliegenden Umständen nicht in die Hände der Spanier zu fallen. Ich hatte das aufrichtigste Mitleid mit ihr, versprach, das Möglichste für sie thun zu wollen, und bat sie, sich einige Minuten zu gedulden, da ich mit Ihnen, der Sie augenblicklich bei mir seien, das Weitere beraten wolle.

So sehr ich es nun für Christenpflicht halte, ihr den erbetenen Schutz zu gewähren, kommen mir doch als politischem Beamten einige Bedenken über die Tragweite dieses Schrittes. Erfahren die Spanier, daß sie sich in meinem Hause aufhält, so erhöht das nur den Verdacht gegen sie um so mehr. In ihrer jetzigen siegestrunkenen Stellung könnten sich dann jene leicht verleiten lassen, unsere Flagge nicht zu respektieren. Dann wäre aber die Arme nicht nur dennoch verloren, sondern auch der Konflikt mit den Vereinigten Staaten da, und ich weiß nicht, ob unserer Regierung damit gedient sein kann, zumal jetzt, wo wir schon mit England so gespannt stehen, daß es möglicherweise bald zum Kriege kommt. Was meinen Sie dazu, lieber Decatur?"

„Ich glaube ein Mittel zu kennen, um sowohl der Unglücklichen zu helfen," erwiderte ich, „als auch allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Sie muß an Bord meines Schiffes und zwar noch heute Abend, dann ist sie gesichert. Mein Boot liegt fertig, und wir können sofort fahren. Noch ist sie von niemand hier gesehen, und man wird sie deshalb auch ferner für tot halten.

Ich kann den Schuner „Vixen" bis morgen abfertigen und sie mit ihm nach New York schicken. Dort werde ich sie meiner Mutter empfehlen, sie unter ihren Schutz stellen, und dann ist sie geborgen. Dem Indianer und seiner Schwester wird es gewiß auch willkommen sein, das Land zu verlassen, da namentlich der erstere sehr kompromittiert erscheint, und beide können sie als Dienerschaft begleiten, dann ist nach allen Richtungen für sie gesorgt."

„Sie haben recht, Decatur," stimmte der Konsul nach kurzer Überlegung und offenbar erleichtert bei. „Ihr Vorschlag könnte nicht besser sein. Doch nun kommen Sie mit hinüber, um die Dame so schnell wie möglich aus der peinigenden Ungewißheit zu reißen, aber," fügte er scherzhaft mit dem Finger drohend hinzu, „verlieben Sie sich nur nicht. Sie ist wunderschön und jung, kaum zwanzig."

Ich wurde ihr vom Konsul vorgestellt, und er teilte ihr unsern Beschluß mit.

„Oh, Gott segne Sie und vergelte Ihnen, was Sie an mir armen Verlassenen thun," rief sie mit überströmenden Augen, indem sie auf den Konsul zutrat, um ihm warm die Hand zu drücken, „ich vermag es nicht!"

In diesem Augenblicke fiel das volle Kerzenlicht auf ihre Züge. Oh, welcher blendenden Schönheit sah ich mich da gegenüber, und welch' liebreizende Anmut strahlte mir aus diesem Antlitze entgegen! Ich stand wie verzaubert, und als sie jetzt auch mir dankend die Hand reichte, überkam mich eine solche Befangenheit, daß ich kaum die Worte fand, um sie zu fragen, ob sie bereit sei, sogleich mit an Bord gehen zu können.

„Augenblicklich," erwiderte sie auf das lebhafteste, „nur fort, fort, so schnell wie möglich aus diesem schrecklichen Lande, doch," unterbrach sie sich plötzlich zögernd, und über ihre leuchtenden Züge legte es sich wie ein Schatten, „was wird aus dem Indianer und seiner Schwester, die so aufopfernd und großmütig für mich gesorgt haben und ebenfalls in so großer Gefahr schweben?"

„Diese gehen natürlich mit Ihnen, wenn sie es selbst wünschen sollten,“ beruhigte ich sie.

„Oh, wie glücklich machen Sie mich,“ rief sie jubelnd, und alle Traurigkeit war von dem lieblichen Antlitze gewichen, „dann werde ich doch Gelegenheit haben, wenigstens nach einer Seite hin das viele Gute vergelten zu können, das man mir gethan.“

Der Indianer nahm das Anerbieten für sich und die Seinen auf das Dankbarste an. Nach wenigen Minuten hatte er die Schwester mit dem Kinde herbeigeholt; wir erreichten unter dem Schutze der Dunkelheit insgesamt unbehelligt mein Boot, und die Ruderschläge seiner Besatzung brachten uns bald an Bord meines Schiffes. Damit war alle Gefahr für die Schwergeprüfte beseitigt, sie befand sich unter dem schützenden Sternenbanner der Vereinigten Staaten.

Ich räumte den Frauen meine Kajüte ein, fertigte die Depesche für Kommodore Preble aus und gab noch am selben Abend dem Schuner „Vixen“ den Befehl, sich für den nächsten Tag segelfertig zu machen und vier Passagiere mit nach New York zu nehmen.

Als ich mich in meine Kammer zurückgezogen hatte, floh mich lange der Schlaf, und zwar war es die liebliche Erscheinung der Frau Vanegas, welche mich umgaukelte und mich nicht zur Ruhe kommen ließ. Sollte die scherzhafte Warnung des Konsuls berechtigt gewesen sein? Ach nein, das war es nicht! Dazu schlug mein Herz nicht heftig genug. Etwas anderes beschäftigte mich so lebhaft. Diese schönen Züge hatten für mich etwas Bekanntes, ich mußte sie früher schon einmal

erblickt haben. Ich sann darüber nach, aber vergebens, die Erinnerung ließ mich in Stich.

Am andern Morgen fragte mich mein Schiffsschreiber, unter welchen Namen er die Passagiere in die Schiffsliste eintragen sollte. „Die Dame als Señora Vanegas,“ erwiderte ich, „den Namen des Indianers kenne ich nicht, und Sie müssen ihn schon selbst darum befragen.“

Bald darauf kam er mit der Meldung zurück, derselbe heiße Oreque, das Kind sei das seinige und die Frau seine Schwester.

Der Name fiel mir auf; er war zu oft als Anführer der Banden genannt, welche im Beginn des Bürgerkrieges so großen Schrecken bereiteten, um ihn zu vergessen — nun das war gleich; ich hatte ihm einmal Schutz gewährt und derselbe sollte ihm unter allen Umständen erhalten bleiben —, aber noch ein anderer Punkt interessierte mich sehr.

Der Konsul hatte mir mitgeteilt, daß ein gewisser Dirk Mallinga einem Indianer Oreque sein Leben verdanke. Ich ließ letztern rufen, und er bestätigte auf meine Frage die Thatsache, daß er einen amerikanischen Marineoffizier, den einzig Überlebenden aus dem Schiffbruche der Brigg gerettet, den Namen jedoch nicht erfahren habe. Ich forschte nicht weiter, welchen Teil er an der Revolution genommen, was ging das mich an? Für mich war er nur der Retter meines besten Freundes und ein edelmütiger Mensch; das hatte er auch der Frau des Gouverneurs gegenüber bewiesen.

Ich drückte ihm die Hand. „Ihr habt brav gehandelt, und es ist mir eine Herzensfreude,“ sagte ich zu ihm, „Euch

helfen zu können. Ihr dürft stets auf mich rechnen, aber in wenigen Wochen seht Ihr in New York Kapitän Mallinga wieder, und er wird Eure Gutthat an ihm Euch selbst lohnen. Noch eine Frage, ehe Ihr geht, Freund. War er es, dem Ihr das Versprechen gabt, Señora Vanegas zu schützen?"

Er antwortete mit einem „Ja!" dann verabschiedete ich ihn und ließ mich bei der Dame melden. Wie rätselhaft! Was konnte Mallinga bewogen haben, ein so warmes Interesse an einer Frau zu nehmen, die er nie gesehen hatte, und die ihn offenbar auch nicht kannte. Die Sache wurde immer romanhafter.

Ich wurde gebeten, in die Kajüte zu kommen. Nach der ersten Begrüßung hub ich an: „Wenn es, wie ich annehmen darf, Sie interessiert, Señora, den Namen des Mannes kennen zu lernen, dem der Indianer versprochen hat, Sie zu schützen, so bin ich jetzt imstande, Ihnen denselben zu nennen."

„Oh, sprechen Sie, Herr Kapitän," bat sie in größter Spannung, „damit ich weiß, welchen edlen Wohlthäter ich in mein Gebet einschließen, und auf ihn den Segen des Himmels herabflehen kann."

„Es ist Kapitän Mallinga," erwiderte ich, „mein bester Freund."

Bei Nennung des Namens wich plötzlich alle Farbe aus ihrem Antlitz, sie ward bleich wie Marmor, aber gleich darauf übergoß wieder heiße Röte ihre Wangen, und ihre Augen strahlten in fast überirdischem Glanze.

„Mallinga?" fragte sie atemlos, als ob sie fürchtete, nicht

recht verstanden zu haben, „Dirk Mallinga, der vor sechs Jahren in Neapel war?“

Mir fiel es bei diesen Worten wie ein Schleier von den Augen. „Ja,“ rief ich aufs Freudigste überrascht, „es ist Dirk, und Sie sind Mercedes Galvez, die wir auf der Schebecke vor Tripolis von den Korsaren befreiten. Vergebens habe ich bis jetzt nachgesonnen, weshalb Sie mir vom ersten Augenblicke an so bekannt vorkamen, und wo ich Sie früher gesehen. Freilich, es ist seitdem so lange Zeit verflossen, und damals waren Sie kaum dem Kindesalter entwachsen ....“

Ich schwieg plötzlich; sie war auf einen Stuhl gesunken und weinte krampfhaft.

„Um Gott, was ist Ihnen, Señora?“ rief ich in größter Bestürzung. „Hätte ich ahnen können, daß die Erinnerung für Sie eine so schmerzliche sein würde ....“

„Oh nein, nein,“ unterbrach sie mich schluchzend, „sprechen Sie weiter von ihm, Kapitän Decatur, nun erkenne ich Sie ja auch wieder. Sechs lange Jahre habe ich nichts von ihm gehört, und seitdem hat mich so vieles und namenloses Weh betroffen, das er alles hätte abwenden können. Und dennoch danke ich ihm zum zweiten Male mein Leben. Wie soll ich nur diese Widersprüche verstehen?“

„Welche Widersprüche, Señora?“ fragte ich erstaunt. „Dirk ist mein intimster Freund, er hat mir stets sein ganzes Herz ausgeschüttet, ich kenne seine geheimsten Gedanken und weiß, daß er den letzten Blutstropfen für Sie hingegeben hätte.“

„Weshalb ist er dann damals von Neapel fortgegangen,“ erwiderte sie sich lebhaft emporrichtend und mich mit Span-

nung betrachtend, „ohne Abschied von mir zu nehmen; weshalb hat er es zum zweiten Male mit meinem Vater ebenso gemacht, obwohl dieser ihn von ganzem Herzen als Sohn aufgenommen hätte? Sind das nicht unerklärliche Widersprüche?“

„Sie thun dem Armen großes Unrecht, Señora,“ nahm ich das Wort, „wenngleich der Schein für Sie spricht. Der Tag, an dem er sie zuletzt im Garten des spanischen Konsuls sah, endete verhängnisvoll für ihn. Sein teuerster Freund und zweiter Vater, dem er alles dankte, wurde von ruchloser Hand ermordet, und dies schreckliche Ereignis schmetterte ihn so nieder, daß er für nichts anderes Sinn hatte, um so mehr, als der Freund mit seinem Tode Dirks eigenes Leben rettete und für ihn starb.

Unmittelbar danach erhielt er den Befehl, sich an Bord zu begeben, und wir segelten nach Tunis, wo wir beide schwer verwundet wurden, und sich auch keine Gelegenheit fand, Ihnen zu schreiben, wie er sich vorgenommen. Bei unserer Rückkunft nach Neapel erkannten wir in einem der befreiten Christensklaven Ihren Vater. Dirk gestand ihm seine Liebe zu Ihnen, empfing seinen Segen und war selig in dem Gedanken, Sie wiederzusehen.

Da traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht, daß Sie nach Madrid gereist seien, ohne eine Zeile, ohne einen Gruß zu hinterlassen. Das zerriß sein Herz, er glaubte, daß Sie nur ein Spiel mit ihm getrieben. Er hatte Ihrem Vater versprochen, am andern Tage wiederzukommen, aber schon auf dem Rückwege zum Schiffe wurde er so krank, daß er dasselbe kaum zu erreichen vermochte. Infolge der schweren seelischen Erregung und seines durch die Verwundung

noch sehr geschwächten Körpers führte ihn ein heftiges Nervenfieber an den Rand des Grabes.

Am Tage nach seiner Erkrankung segelte das Schiff, und Ihr Vater, der die näheren Umstände nicht kannte, mochte allerdings sein Ausbleiben, das auch nicht einmal schriftlich begründet wurde, in seiner Weise deuten. Seitdem hat Dirk schwer gelitten; nach seiner Genesung schrieb er sowohl an Sie, wie an Ihren Vater, hat aber nie eine Antwort erhalten. Dann machte er jahrelange Seereisen, um zu vergessen, aber ich weiß am besten, daß er es trotz allem nicht konnte. Sie sehen, Señora, daß nur eine seltsame Verkettung von Umständen verursacht hat, was Sie ihm zur Last legen, aber ihn trifft keine Schuld."

Sie hatte mir mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört, aber während Thränen über ihre Wangen perlten, erschien auf ihren Zügen der Ausdruck eines inneren Glückes, das sich immer mehr zu steigern schien, je weiter ich sprach.

„Dank, innigsten Dank, Kapitän Decatur, für Ihre Worte," rief sie aus, als ich geendet, indem sie meine beiden Hände ergriff. „Oh, Sie können ja nicht glauben, welchen Balsam Sie auf mein armes Herz gegossen, aber die Briefe haben wir nie erhalten. Nein, nein, jetzt weiß ich es, Dirk trägt keine Schuld, seine treue Liebe hat nicht getrogen, wie ich wähnte, ich allein muß mich anklagen, daß ich an ihm zweifeln konnte.

Aber es mag zu meiner Entschuldigung dienen, daß ich damals so jung, wankelmütig, launisch und nur zu schnell bereit war, meinen augenblicklichen Eingebungen zu folgen. Seitdem freilich hat das viele über mich hereingebrochene Unglück meinen Charakter geläutert und gefestigt.

Zuerst kam der plötzliche Tod meines innig geliebten Vaters, dann die unter den schlimmsten Drohungen mir abgepreßte Einwilligung zu einer Verbindung mit einem verhaßten Manne, der, in allmächtiger Stellung, Beweise über revolutionäre Bestrebungen meines Vaters in Händen zu haben vorgab und mir mit Kerker drohte, wenn ich seinen Wünschen nicht willfahrte, während die eigentliche Triebfeder seiner Handlungsweise nur Habgier war, um Herr der großen Besitzungen meines Vaters zu werden.

Anderthalb Jahre lang bin ich dann von ihm in der von den Indianern verbrannten Villa wie in einem Gefängnisse gehalten worden, weil ich begann, ihm gegenüber einen eigenen Willen zu zeigen. So ist meine Jugend unter steten schweren Prüfungen dahingegangen, die wohl dazu angethan waren, mich zur Selbstkenntnis zu führen und mich zu einer verständigen ernsthaften Frau zu machen.

Hätte ich schon damals diese Reife des Charakters besessen, so würde meine Neigung zu Dirk wohl den Unmut über sein Ausbleiben besiegt haben, und es wäre mir unendlich viel Trauriges erspart geblieben. Aber wo befindet er sich jetzt und wie geht es ihm?“ fragte sie dann mit einem Interesse, welches genugsam verriet, wie es um ihr Herz bestellt war, „auf welche Weise kam er nach Matamoros, und wie ist es möglich gewesen, daß er mich gesehen oder von mir gehört hat?“

„Er war Kommandant einer Kriegsbrigg,“ erwiderte ich, „um im mexikanischen Meerbusen auf Seeräuber zu kreuzen. Sein Schiff wurde durch einen Orkan hier in der Nähe

auf die Küste geworfen, und er durch einen wunderbaren Zufall, bei dem Oreque eine Hauptrolle spielte, von der gesamten Besatzung als einziger gerettet. Wie er jedoch Sie gesehen oder von Ihnen gehört, darüber vermag ich keine Auskunft zu erteilen, und er scheint auch gegen unsern Konsul darüber geschwiegen zu haben, sonst hätte mir dieser es wohl mitgeteilt. Ich kann mir deshalb nur denken, daß er es auf irgend eine Weise durch den Indianer selbst erfahren haben mag, und zwar während er in derselben Meierei krank lag, in der Sie kurze Zeit später selbst eine Zuflucht gefunden haben."

„Wie wunderbar sind doch des Himmels Wege," sagte Frau Vanegas in bewegtem Tone, „und," fügte sie leise hinzu, „möchten sie nach so langer schwerer Zeit endlich zu einer freudigen, hoffnungsvollen Zukunft führen."

Mein Roman ist zu Ende, lieber Dirk, und wenn Du etwas daran auszusetzen haben solltest, so mußt Du schon etwas Nachsicht üben, da es der erste und höchst wahrscheinlich auch der letzte ist, den ich in meinem Leben schreiben werde. Zwar ist an dem Tage noch recht vieles besprochen worden; auch haben wir durch Oreque so ziemlich die Erklärung dafür gefunden, weshalb Du ihm das Versprechen abnahmst, die Besitzerin der Villa zu schützen, indessen, wenn ich das alles erzählen wollte, dann würde ich wohl den Schreibkrampf bekommen, oder der Brief noch in Tagen nicht fertig werden, während er doch so schnell wie möglich fort muß, damit zwei liebe Menschenkinder nicht eine Stunde länger unglücklich sind, als dies durchaus nötig ist.

Und damit komme ich nun zum vierten und letzten Ab=

schnitte meiner langen Epistel, zu den Schlußfolgerungen, bei denen ich mich aber kurz fassen kann, und die folgendermaßen lauten:

All' der Nebel, in dem Du in den letzten sechs Jahren umhergekreuzt bist, ist jetzt verflogen, und Du kannst nach so langer Zeit endlich einmal wieder geraden Kurs steuern. Also lichte Anker, setze sämtliche Segel bei und steuere direkt nach New York, Broadstairs Nr. 49. Dort wohnt eine alte Dame, die Mrs. Decatur heißt, die Dir wohl aus früheren Jahren schon bekannt sein wird. Grüße sie vielmals von ihrem getreuen Sohn und bitte sie, Dich einer gewissen Señora Vanegas, geborenen Mercedes Galvez vorzustellen, dann wird sich alles übrige schon finden, und ich will meinen Kopf darauf verwetten, daß Du es fortan am Lande mindestens ebenso schön finden wirst, wie auf See.

Dann vergiß aber in Deinem Glücke auch nicht den eigentlichen Urheber desselben, den braven Oreque. Er hat Dich nicht nur verschiedene Male vom Tode gerettet, sondern ich habe auch alle Ursache zu glauben, daß er es ist, der Señora Vanegas zur Witwe gemacht und damit den größten Stein des Anstoßes für Euch beide aus dem Wege geräumt hat.

Und nun komme ich schließlich noch mit einer Bitte. Erklärlicher Weise bin ich doch etwas neugierig, wie sich die Dinge in Broadstairs entwickeln werden. Wenn deshalb alles klar ist, und du einmal ein Stündchen Zeit erübrigen kannst, dann schreibe Deinem treuen Freunde

William Decatur.

* * *

New York, den 15. Januar 1811.

Mein teurer Decatur!

Wie soll ich Dir danken für Deine Freundschaft, für Deinen Brief, der mich einem neuen Leben entgegengeführt hat! Ja, ich gestehe es willig und offen ein, Du hast mich besser gekannt, als ich mich selbst, wenn Du schreibst, ich bildete mir nur ein, an Bord und auf See befriedigt und glücklich sein zu können. Du hast zehnmal recht; es war Einbildung von mir, ich war in den letzten sechs Jahren nie glücklich.

Ich suchte nur Vergessen und glaubte es zu finden, wenn mein ganzes Denken durch Erfüllung dienstlicher Pflichten in Anspruch genommen wurde, wenn mir keine Zeit zu Erinnerungen blieb, und deshalb allein strebte ich möglichst weit fort auf den Ozean.

Das hat Dein Brief nun alles mit einem Schlage geändert. Jetzt bin ich wahrhaft glücklich und zwar in so hohem Maße, daß ich keinen weiteren Wunsch hege, als daß Du, treuester aller Freunde, persönlich Zeuge davon sein könntest.

In vierzehn Tagen wird Mercedes meine Frau. Nach so langer, schwerer Zeit werden wir vereinigt sein, um uns für das Leben anzugehören, und das alles danke ich mit zum großen Teile Dir.

Unmittelbar nach Empfang Deines Briefes nahm ich Urlaub und reiste nach New York, um keine Minute zu verlieren. Wie unendlich lang mir die Fahrt geworden, brauche ich Dir

nicht zu sagen, und ebenso wirst Du es verstehen, daß ich trotz allen Glückes im Herzen von bangen Zweifeln gequält wurde, ob nicht wiederum nur bittere Enttäuschungen meiner harren würden. Gottlob es war nicht so, und ich sollte endlich für alles Herzeleid reiche Entschädigung finden.

Nach Ankunft in New York war mein erster Weg zu Deiner Mutter, welche mich mit alter Liebe und Freundlichkeit empfing, die ich noch zu Lebzeiten Deines Vaters stets in Eurem Hause genossen hatte, wenngleich sie mir später sagte, sie sei anfänglich völlig irre an meinem Wesen geworden. Nun freilich, meine ganze Seele weilte anderwärts. Ich sah Mercedes nicht, wagte nicht, nach ihr zu fragen, und auch Deine Mutter erwähnte sie nicht. Was sollte ich davon denken? Hatte sie keine Andeutung von Dir über unser Verhältnis erhalten, und was der Zweck meiner Reise sei?

Qualvoll verging mir die Zeit, und meine Unruhe steigerte sich von Minute zu Minute. Ängstlich horchte ich auf jedes Geräusch, antwortete nur verworren, und heiße Röte schoß mir in das Gesicht, als Deine Mutter mich plötzlich fragte, ob ich krank sei, sie finde mich so sehr verändert. Ich wollte ihr antworten, aber vermochte es nicht, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und mein Herz stand still, als ich auf die Eintretende schaute.

Einige Sekunden ruhten unsere Blicke ineinander, dann ertönte es wie Jubelruf von unseren Lippen: „Dirk“ — „Mercedes“, wir hielten uns umschlungen, und die Erde war um zwei glückliche Menschen reicher.

Deine Mutter war stumm vor Erstaunen, und jetzt erst

erfuhr ich, Du Böser, daß Du ihr weder etwas von meiner bevorstehenden Ankunft, noch davon mitgeteilt, daß ich Mercedes liebte. Und dennoch danke ich Dir für Dein Schweigen; wußte ich doch nun, daß keinerlei Einfluß sich zu meinen Gunsten geltend gemacht, und daß nur die Stimme des eigenen Herzens die Geliebte in meine Arme geführt.

Was soll ich Dir noch weiter sagen, mein guter William, welche selige Zeit nun für uns begann, wie wir die ganze dunkle Vergangenheit begruben und nur der kostbaren Gegenwart lebten, bis hoffentlich eine noch schönere Zukunft an ihre Stelle treten wird. Du sollst alles erfahren, wenn wir uns wiedersehen, aber für heute mußt Du mir verzeihen, wenn ich alles nur in die wenigen Worte zusammenfasse: „Wir sind unbeschreiblich glücklich."

Wir werden von einem protestantischen Prediger getraut werden. Als ich Mercedes über diesen Punkt befragte, erwiderte sie nur: „Dein Gott ist mein Gott, Deine Religion meine Religion, handle, wie Du es für recht hältst, ich folge Dir überall hin als treues Weib."

Sie hat damals wahr zu Dir gesprochen; sie ist eine andere geworden, und alle Zweifel, die mich in Neapel quälten, und die ich Deinem treuen Freundesherzen anvertraute, sind geschwunden. Aber auch meinen Charakter haben die bitteren Leidensjahre geläutert, und so sehe ich mit vertrauensvoller Zuversicht der Zukunft entgegen.

Nach der Hochzeit wollen wir eine Reise nach meiner Heimatsinsel machen, das Grab der Eltern besuchen, und wenn wir betend an ihm knieen, werden die Verklärten und

Ohm Wilhelm vom Himmel auf uns herabschauen und uns ihren Segen senden.

Oreque wird uns als Diener begleiten, seine Schwester mit dem Kinde inzwischen bei Deiner Mutter bleiben. Für ihre ganze Zukunft ist gesorgt.

Leb' wohl, mein lieber William. Ehe wir reisen, schreibe ich Dir noch einmal. Bei unserer Rückkunft, in fünf bis sechs Monaten, wird ja auch Dein Schiff außer Dienst gestellt, und so Gott will, sehen wir uns dann froh und gesund wieder. Meine Mercedes und Deine Mutter senden Dir die herzlichsten Grüße.

Dein

Dirk Mallinga.

Schluß.

Im Jahre 1854 erwarb Preußen durch Staatsvertrag mit Oldenburg den Jadebusen. Es hatte den Entschluß gefaßt, seine Kriegsmarine zu vergrößern und bedurfte zur freieren Bewegung und Entwickelung derselben notwendig eines Hafens an unserer Nordseeküste.

Bei der damaligen traurigen Zerrissenheit Deutschlands, der Furcht vor Preußens politischen Gelüsten, namentlich aber wegen der feindseligen Haltung Hannovers gegen seinen großen Nachbar, mußten die Verhandlungen mit dem deutschgesinnten Oldenburg streng geheim gehalten, und von einer vorherigen Untersuchung der Wasserverhältnisse abgesehen werden. Man war deshalb genötigt, gewissermaßen die Katze im Sack zu kaufen und erst durch spätere Tiefemessungen sich zu vergewissern, ob der Jadebusen zu Marinezwecken überhaupt brauchbar sei.

Diese Vermessungen fanden in den nächstfolgenden vier Jahren statt, und wurden dieselben während der beiden ersten Jahre mir, dem Schreiber dieser Erzählung, und zwei Kameraden übertragen. Wir waren junge Leutnants; es schmeichelte uns nicht wenig, daß man uns diese wichtige Aufgabe anvertraute, und wir gingen mit regstem Eifer daran, das in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und jene nach besten Kräften zu lösen.

Sie war nicht leicht. Irgendwelche Karten gab es nicht mit Ausnahme einer einzigen, welche aus dem Anfange des Jahrhunderts stammte, und die Napoleon hatte anfertigen lassen, als er zur Zeit der Kontinentalsperre in der Nähe des jetzigen Wilhelmshaven Schanzen erbauen ließ. Diese zeigte sich aber völlig unzuverlässig, und wir waren deshalb lediglich auf unsere eigenen Ermittelungen angewiesen, die sich weniger auf den eigentlichen Jadebusen selbst, als hauptsächlich auf seinen Ausfluß in die Nordsee erstreckten.

Hier schaffen Flut, Ebbe, Winde und die große Masse des von der Weser mitgeführten Schlammes wechselnde Tiefen und bewegliche Sandbänke, und es kam darauf an, festzustellen, ob überhaupt ein brauchbares und Dauer versprechendes Fahrwasser bestehen zu bleiben versprach, ehe man es wagen durfte, viele Millionen in eine Hafenanlage zu stecken.

Diese Untersuchungen beschäftigten uns in erster Reihe und hielten uns die meiste Zeit in jener Gegend fest. Unsere Marine war damals noch so klein, daß sie keine eigenen Vermessungsfahrzeuge besaß, und so hatten wir als solche zwei Blankeneser-Fischer-Ewer gemietet, auf deren einem wir wohnten.

Nun war aber weder unser Arbeitsfeld noch der Aufenthalt auf dem kleinen Fahrzeuge irgendwie verlockend, und es gehörte ein guter Vorrat von jugendlichem „Kehr dich an nichts" dazu, um darüber nicht den Humor zu verlieren. Während des Tages bis zum Eintritte der Dunkelheit wurde vermessen; dann trugen wir unsere Lotungen in die Arbeitskarte ein, aßen spät zu Mittag und suchten ermüdet unser Nachtlager auf.

Mit dem Speisezettel stand es oft sehr dürftig. Bei günstigem Wetter verließen wir oft acht Tage lang unsere Station nicht; dann fehlte es an allem, und wir schickten den zweiten Ewer in die Nordsee, um während der Nacht mit dem Grundnetze zu fischen und mit seinem Fange am andern Morgen unsere Küche zu versehen.

Die Kajüte dagegen war so eng und niedrig, daß wir nur gebückt in ihr uns aufhalten konnten und sie vollständig ausfüllten, wenn wir drei Offiziere und der Eigentümer des Fahrzeugs an dem kleinen Tische saßen. Das Schlafen machte aber noch besondere Schwierigkeiten. Der Schiffer lag in seiner festen Koje, einer von uns Offizieren hatte seine Hängematte längs, der andere darunter quer aufgeschnürt, und der dritte schlief auf dem Boden unter dem Tische.

Wenn dann etwas See stand, und der Ewer zu springen begann, so stieß man beständig mit den Hängematten aneinander oder gegen die Bordwände. Es war deshalb erklärlich, daß nach einer gewissen Dauer dieser unbehaglichen Verhältnisse auch der zäheste Humor auszugehen drohte, und wir uns Erholungspausen zur leiblichen und geistigen Erfrischung suchten. Wir fanden sie auch, indem wir nach Wangerooge segelten, da unsere Rückkehr nach dem bewohnten Teile des Jadebusens bei Varel zuviel Zeit geraubt hätte.

Oft zwangen uns auch schlechtes Wetter oder Vermessungszwecke, ganze Tage auf der Insel zu verweilen.

Wir wurden im Laufe der Zeit mit den Bewohnern näher bekannt, gewannen sie lieb, und die angenehme Erinnerung an jene Zeit ist bis heute noch nicht in mir abgeschwächt worden.

Sie sind ein fester, treuer, kerniger Menschenschlag diese Inselbewohner, und man lernt ihren Wert bald schätzen.

Die Kette der flachen Eilande, welche sich vor unserer Nordseeküste lagern, hing einst mit dem Festlande zusammen. Durch Naturereignisse vorgeschichtlicher Zeit von ihm getrennt, wehren sie seitdem als schützende Bollwerke dem Ansturme der Wogen, damit diese nicht über das Festland hereinbrechen und es mit vernichtender Gewalt überfluten.

Das Meer nagt beständig an ihnen; im Laufe der Jahrhunderte haben Sturmfluten größere oder kleinere Teile fortgerissen, und in nicht ferner Zeit würden sie gänzlich von den Fluten verschlungen werden, wenn man nicht jetzt mit größter Sorgfalt bestrebt wäre, die Ufer zu befestigen, und dadurch die gegen Sturm und See schützenden Wälle zu erhalten.

Die Bewohner der Inseln sind Nachkommen der Friesen, jenes urkräftigen deutschen Stammes, der schon vor der Römerzeit an unserer Nordwestküste ansässig, seine Körper- und Geisteskräfte in stetem Kampfe mit den Elementen gestählt hat, um den heimatlichen Boden gegen ihre Wut zu verteidigen, obwohl dieser Boden nur öde und unwirtlich ist.

Auf den kahlen Dünen gedeiht kein Korn; die schweren Weststürme lassen keinen Baumwuchs aufkommen, und nur spärliches Grün und Strandhafer sprießt aus dem lockeren Sande, über welchen jene den salzigen Gischt des Meeres sprühen.

Und dennoch hängen die Bewohner mit warmen Herzen an ihren Inseln. Wenn Not und Zwang sie auf Jahre fort und auf die See treiben, um dort den Lebensunterhalt zu

finden, den sie der dürren heimatlichen Scholle vergebens abzuringen suchen, wird das unzerreißbare Band nicht gelockert, das sie an die Stätte ihrer Geburt knüpft. Es zieht sie stets dorthin zurück, um den Abend ihres Lebens zu beschließen, wo ihre Wiege stand, und das Rauschen der an den Strand rollenden Wogen sie in den Schlaf lullte.

Die Abgeschlossenheit der engeren Heimat, das harte Leben und der düstere Ernst des umgebenden Meeres üben einen bestimmenden Einfluß auf den Charakter des friesischen Inselbewohners. Er ist im allgemeinen selbst ernst, wortkarg, zurückhaltend, und dem Fremden fällt es schwer, mit ihm auf vertrauten Fuß zu kommen. Wir empfanden jedoch weniger davon; im Gegenteil kam man uns sogleich freundlich entgegen, wobei freilich Egoismus eine Rolle spielte.

In den letzten Jahren waren wieder bedeutende Stücke der Insel von den Fluten abgerissen. Die Oldenburgische Regierung besaß nicht die Mittel, um große Summen für die Befestigung der Insel aufzuwenden, die Notwendigkeit einer baldigen Räumung Wangerooges seitens der Bewohner trat immer näher an diese heran und hatte in deren Herzen einen harten Kampf mit der Liebe zur alten Heimat wachgerufen.

Mitten in diesen Kampf war die Erwerbung des Jadebusens durch Preußen gefallen und hatte die Gemüter mit neuer Hoffnung erfüllt. Nun mußte die Insel erhalten bleiben, um nicht die ganze Zukunft des Kriegshafens in Frage zu stellen. Jetzt dämmte sie das tiefe Fahrwasser wie eine riesige Buhne

ein; wurde sie fortgespült, so mußte sich jenes verbreitern und durch bewegliche Sandbänke verflachen.

Das sagte sich jeder Wangerooger, deshalb wurden wir überall zuvorkommend empfangen. Man gab uns für unsere Arbeiten wertvolle Aufschlüsse und aus dem geschäftlichen Verkehr erwuchs bald ein vertrauteres Verhältnis.

In nähere Beziehungen trat ich besonders zu dem Prediger, der schon seit langen Jahren das Pfarramt verwaltete, selbst auf der Insel geboren und deshalb mit der Insel und ihrer Bevölkerung auf das engste verwachsen war. Ich lernte in ihm einen geistig sehr regsamen Mann kennen, der seine Muße auf das Studium der Naturwissenschaften verwandte und durch seine umfassenden außergewöhnlichen Kenntnisse mir hohe Achtung abnötigte. Ich verbrachte viele genußreiche Stunden in seinem Hause, und wir wurden bald gute Freunde.

Eines Tages gegen Ende des Sommers begleitete mich der Pfarrer, als ich mich wieder an Bord begeben wollte, hinunter zum Strande, und wir nahmen diesmal unsern Weg zum Friedhof, der etwas seitwärts im Schutze der Dünen angelegt war. Unter den bescheidenen und vielfach verwitterten hölzernen Kreuzen, welche die Gräber schmückten, fiel mir ein solches von kararischem Marmor auf, das ein sehr gut erhaltenes und mit schönen Blumen bepflanztes Doppelgrab krönte. Es trug in vergoldeten Buchstaben die Inschrift:

Den geliebten Eltern

Dirk Mallinga.

1812.

„Was?“ bemerkte ich erstaunt zu meinem Begleiter, „dies Kreuz ist vor über vierzig Jahren errichtet und sieht so neu aus, als sei es soeben erst aus den Händen seines Verfertigers hervorgegangen.“

„Mit diesem Denkmale hat es eine eigentümliche Bewandtnis,“ erwiderte der Prediger. „Sein Stifter, der es dem tragischen Geschicke seiner Eltern weihte, aber auch schon lange tot ist, hat ein Legat ausgesetzt, um Grab und Kreuz stets im besten Zustande zu erhalten.

Er war auf der Insel geboren und ging wie fast alle Knaben der Insel mit seinem fünfzehnten Jahre zur See. Durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen gelangte er in die amerikanische Marine, in der sein Vater schon gedient hatte, und schwang sich durch eigene Tüchtigkeit bereits in jungen Jahren zum Kapitän auf. Dann heiratete er eine Mexikanerin und besuchte bald darauf mit ihr und einem indianischen Diener die nie vergessene Heimat, um das in andere Hände übergegangene elterliche Haus — jenes hübsche stattliche Gebäude da drüben — zurückzukaufen und das Kreuz errichten zu lassen, indem er seinem früheren Lehrer, meinem Vater, dem ich im Amte gefolgt bin, und der seinerseits wieder der Nachfolger von Mallingas Großvater war, eine bedeutende Summe für Unterhaltung von Haus und Grab übergab. Er weilte mehrere Monate auf der Insel, kehrte aber beim Ausbruche des Krieges zwischen England und Amerika nach seinem Adoptivvaterlande zurück. Er erhielt den Befehl über eine Korvette, zeichnete sich ruhmvoll aus, wurde aber bei Eroberung eines überlegenen feindlichen Schiffes schwer ver-

wundet, so daß er seinen Abschied nehmen mußte. Er schlug dann seinen Wohnsitz in Spanien auf, wo Verwandte seiner Frau lebten, liebte jedoch unsere kleine Insel so sehr, daß er alle paar Jahre die beschwerliche Reise mit Frau und Töchterchen unternahm, um einige Monate unter uns zu verleben.

Als ich nach dem Tode meines Vaters meine Stellung auf dem Festlande aufgab, um hier die Pfarre zu übernehmen, erschien er ebenfalls wieder, und wir schlossen enge Freundschaft miteinander. Danach blieb er lange Jahre aus, aber aus seinen Briefen erfuhr ich, daß der zarte Gesundheitszustand seiner Frau ihn am Reisen hindere und er sie nicht verlassen wolle.

Im Jahre 1830 kam er zuletzt wieder, aber ohne Frau und nur in Begleitung seiner jetzt erwachsenen Tochter, eines jungen Mädchens von wunderbarer Schönheit, während ich ihn selbst fast nicht wiedererkannte, da sein Haar schneeweiß geworden, obwohl er kaum die Mitte der Vierziger erreicht hatte.

„Ich habe mich sehr verändert, Freund," sagte er nach der ersten Begrüßung zu mir mit wehmütigem Ausdruck, „aber der Tod hat mir das Liebste genommen, was ich auf Erden besaß. Zwanzig Jahre des reinsten, ungetrübtesten Glückes habe ich an der Seite meiner geliebten Frau verlebt; jetzt ist sie von mir gegangen, und wenn sie mir auch in meinem Kinde ihr Ebenbild hinterlassen, und ich mich nicht ganz vereinsamt fühle, hat der Schmerz mein Haar gebleicht, und ich bin ein gebrochener Mann.

Es ist meine Absicht, Spanien zu verlassen und mich in

meinem geliebten Deutschland wieder anzusiedeln. Ich gedenke mich in Bremen niederzulassen, um Wangerooge nahe zu sein und wenigstens die Sommermonate hier zubringen zu können. Zuvor muß ich jedoch noch eine Reise nach Mexiko machen. Die Spanier hatten die reichen Besitztümer meines Schwiegervaters eingezogen. Jetzt nach ihrer endgiltigen Vertreibung bin ich durch die Republik aufgefordert, sie wieder für die rechtmäßige Erbin, meine Tochter, in Besitz zu nehmen, und das glaube ich ihr schuldig zu sein."

Nach einigen Monaten schiffte er sich mit seiner Tochter zu diesem Zwecke ein. Er hat seine geliebte Heimatsinsel nicht wiedergesehen. Das Schiff ist an seinem Bestimmungsorte nicht angelangt, man hat nie, weder von ihm noch von seiner Besatzung wieder gehört," schloß der Prediger bewegt.

„Mallingas Lebensführung war überhaupt eine seltsame," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, während der wir schweigend nebeneinander hergeschritten waren. „Sie grenzt oft an das Wunderbare, und ich habe nach seinen Erzählungen die hauptsächlichsten Ereignisse seiner Laufbahn niedergeschrieben. Wenn es Sie interessiert, werde ich Ihnen bei Ihrer nächsten Herkunft die Aufzeichnungen zum Lesen geben."

Natürlich nahm ich das Anerbieten auf das dankbarste an, aber in diesem Jahre kam ich nicht mehr nach Wangerooge. Unser einer Ewer machte schwere Havarie, und da überhaupt der Herbst der Vermessungsperiode bald ein Ziel setzte, kehrten wir zur Reparatur des Fahrzeugs nach Hamburg, und ich in meine Garnison zurück.

Der November 1856 brachte eine schwere Sturmflut,

unter der auch Wangerooge wieder sehr zu leiden hatte. Als mich im nächsten Frühjahre mein Dienst wieder dahin führte, fand ich von neuem ein so großes Stück der Insel fortgerissen, daß die Wogen bereits den Fuß des alten Kirchturms bespülten, der seit Hunderten von Jahren so manchem gefährdeten Schiffe den Weg zum schützenden Hafen gewiesen.

Aber auch der ganze Kirchhof und mit ihm das Marmorkreuz war verschwunden, und nur die Brandung rauschte über ihm an den Strand. Es war die höchste Zeit, daß etwas zur Befestigung der Insel geschah, um sie zu retten. Mit kräftiger Hand nahm sich Preußen und später das Deutsche Reich der Sache an, und Wangerooge ist seitdem vor dem drohenden Untergange bewahrt.

Seine Aufzeichnungen über Dirk Mallinga überließ mir der Prediger. Sie bilden die Grundlage der vorstehenden Erzählung.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Grimm, A. L., Deutsche Sagen und Märchen, für die Jugend bearbeitet. 4. Auflage. Mit 6 Farbendruckbildern. In eleg. Farbendruckeinband gebunden 6 M. 75 ₰.

—— **Märchen des 1001 Tag.** Für die Jugend bearbeitet. 2. Aufl. Mit 6 Farbendruckbildern, elegant gebunden 7 M. 50 ₰.

—— **Märchenbuch.** Eine Weihnachtsgabe für die Jugend. 2. Auflage. Mit 4 Farbendruckbildern, elegant kartoniert 4 M. 50 ₰.

—— **Sagen und Märchen aus der Heroenzeit der Griechen und Römer**, für die Jugend bearbeitet. 5. Aufl. Mit 6 Farbendruckbildern, elegant gebunden 6 M. 75 ₰.

Hackländer, F. W., Märchen. 3. Auflage. Mit 6 Farbendruckbildern, elegant gebunden 6 M.

Hauff's Märchen. Für die Jugend durchgesehen von A. L. Grimm. 3. Auflage. Mit 4 Farbendruckbildern, eleg. geb. 4 M. 50 ₰.

Houwald's, Ernst von, Buch für Kinder gebildeter Stände und Bilder für die Jugend. Märchen, Erzählungen, Schauspiele. Ausgewählt und durchgesehen von Max Moltke. Mit 4 Farbendruckbildern, elegant kartoniert 5 M.

Lossius, K. F., Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen. 3 Teile mit 3 Bildern in Holzschnitt. In 1 Band eleg. geb. 3 M.

Lubojatzky, F., Des jungen Petermann Reiseabenteuer in Amerika und Australien. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend. Mit 4 Farbendruckbildern, elegant kartoniert 4 M.

Marryat, Jakob Ehrlich, der Sohn der Themse, oder **Überwinde das Böse mit Gutem!** Für die reifere Jugend bearbeitet von G. Mensch, Rektor a. D. Mit 4 Farbendruckbildern, eleg. geb. 5 M.

—— **Die Kinder des Waldes.** Für die Jugend bearb. von Th. Kretzschmar, Oberlehrer. Mit 4 Farbendruckbildern, eleg. geb. 4 M. 50 ₰.

—— **Sigismund Rüstig** oder **die Schiffbrüchigen auf der Koralleninsel.** Eine Robinsonade, der deutschen Jugend erzählt von A. Hummel. 2. Auflage. Mit 6 Farbendruckbildern, eleg. geb. 6 M. 75 ₰.

Mensch, G., Rektor a. D., **Augustus,** oder **die Seeschlacht bei Cherbourg.** Für Jung und Alt nach dem Englischen. Mit 4 Farbendruckbildern, elegant gebunden 5 M.

—— **Die Goldgräber,** oder **in den Goldminen und unter den Buschkleppern und Wilden Australiens.** Mit 4 Farbendruckbildern, eleg. geb. 5 M.

—— **Der Kabaka** oder **der weiße Zaubermann unter den Negern.** Mit 4 Farbendruckbildern, elegant gebunden 5 M.

—— **Auf hoher See** oder **die Majestät des Gesetzes.** Heitere und ernste Seegeschichten für Jung und Alt. Mit 4 Farbendruckbildern, eleg. gebunden 5 M.

Musaeus, Volksmärchen der Deutschen. Für die Jugend ausgewählt und erzählt v. A. L. Grimm. 3. Aufl. Mit 6 Farbendruckbildern, elegant gebunden 6 M. 75 ₰.

Schwab, Gustav, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Nach seinen Dichtern u. Erzählern. Mit 6 in Kupferstichmanier ausgeführten Holzschnitten. Brosch. 7 M. 50 ₰. In Prachtdecke geb. 9 M.

Waldmann, C., Auf gefahrvollen Pfaden. Drei Erzählungen aus dem Gebirgs- und Waldleben für die reifere Jugend: Der grüne Jörg — Die Falschmünzer — Die Schwärzer. Mit 3 Vollbildern und 10 Textillustrationen in Holzschnitt nach Originalen von Fritz Bergen. Elegant gebunden 7 M. 50 ₰.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.